Wilhelm Hauff

Hans Hofmann

48587,24

Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

LATE TREASURER OF HARVARD COLLEGE

The sum of $5000 was received in 1858,
"the income to be annually expended
for the purchase of books."

Dr. Hans Hofmann

Wilhelm Hauff

Digitized by Google

Wilhelm Hauff
um 1824.

Stich von E. Oertinger nach dem Gemälde von J. M. Holder.

Arch. p. 179.

Wilhelm Hauff

Eine nach neuen Quellen bearbeitete
Darstellung seines Werdeganges

Mit einer Sammlung seiner Briefe
und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten

Nachlaß des Dichters

von

Dr. Hans Hofmann

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg
1902

X85 #7,24
8

HARVARD COLLEGE
JUN 13 1903
LIBRARY.

Ward fund.

Mit Vorbehalt aller Rechte.

Typograph-Maſchinenſatz von Oscar Brandſtetter in Leipzig.

Zum Geleit.

Hundert Jahre werden es heuer, daß in Stuttgart der Dichter des Lichtenstein, der Phantasieen im Bremer Ratskeller, der Märchen vom Kalif Storch und vom kleinen Muck, der Herausgeber der Memoiren des Satan geboren wurde. Hat schon seit einiger Zeit das Interesse für Hauff als literarische Persönlichkeit zugenommen, so dürfte ein Beitrag zur näheren Kenntnis seines Lebens und Schaffens gerade jetzt besonders willkommen sein.

Im folgenden übergebe ich den Nachlaß Wilhelm Hauffs im Zusammenhang und in all der Vollständigkeit, welche die Rücksicht auf allgemeineres Interesse nur immer zuläßt, der Öffentlichkeit und insbesondere allen Freunden des Dichters. Einen beträchtlichen Teil des Materials verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Witwe von Hauffs Neffen, Frau Oberstudienrat Professor Klaiber zu Stuttgart. Im Namen aller Hauff-Freunde, die hiermit eine reichfließende Quelle für die Kenntnis der Persönlichkeit ihres Lieblings sich eröffnet sehen, danke ich ihr herzlich für die großherzige Mitteilung ihrer Schätze. Aufs liebenswürdigste ist mir durch Mitteilung ihrer Erinnerungen sodann Fräulein Emma Hauff, die Nichte des Dichters, ebenfalls in Stuttgart, entgegengekommen; ich bringe ihr, die so ehrwürdig und doch jugendlich-frisch als Priesterin großer Erinnerungen aus einer hinter uns liegenden Epoche in diese neue Zeit hereinragt, meinen ehrfurchtsvollen Gruß und Dank auch an dieser Stelle dar.

Zu besonderem Dank bin ich weiter verpflichtet Frau Sophie Roser in Stuttgart für die Bereitwilligkeit, mit der sie mir die

Benutzung des Buches ihres verstorbenen Schwagers, des Herrn Staats-Ministers Karl v. Rieck, „Meine Eltern, ihre Geschwister und Freunde", gestattete. Dieses nicht in den Handel gekommene Buch ist eine reiche Fundgrube für die Kenntnis von Hauffs Leben, und ich verdanke ihm eine Fülle von Einzelheiten, die das bisher immer nur skizzenhaft gebliebene Lebensbild des Dichters mit reicherem und satterem Inhalt füllen. Nicht weniger möchte ich für gute Nachweisungen und Auskünfte danken dem Direktor der Kgl. Staatsbibliothek zu Stuttgart, Herrn Professor Dr. Karl Steiff, der mein Unternehmen mit der regsten Teilnahme begleitete, sowie Herrn Professor D. Buder zu Tübingen, dem Leiter des Stifts, Herrn Ephorus Bayhingen zu Blaubeuren, Herrn Stadtschultheiß Haffner von Marbach, Herrn Pfarrer Hildenbrand von Erligheim und Herrn Schultheiß Bossert von Enzweihingen; endlich meinem Freund, dem Herrn Ministerialrat Rudolf Scharpff in Stuttgart, der, von Herrn Registrator Händel unterstützt, mir eine Reihe schätzbarer Daten aus dortigen Akten lieferte und insbesondere das Geburtshaus des Dichters urkundlich feststellte.

Zunächst galt es mir, den Schwaben seinen Schwaben noch näher zu bringen, und das mag das Eingehen in Einzelheiten von mehr lokalem Interesse an mancher Stelle entschuldigen, — an zweiter und nicht weniger wichtiger Stelle war es mir aber darum zu tun, den oft nur obenhin als „Jugendschriftsteller" abgetanen liebenswürdigen Dichter gerade auch außerhalb seiner engeren Heimat den Deutschen aller Stämme menschlich näher zu rücken und zugleich sein Wirken im literarischen Zusammenhang zu zeigen.

Dem Ährenleser darf ich mich vergleichen, dem der reiche Herr der Ernte nicht wehrt, und der dankbar auch die kleine Ähre greift, wenn er nochmals durch das abgeerntete Feld schreitet. Manches haben die glücklichen Schnitter der ersten Ernte im Gefühl des Reichtums liegen lassen; nun ist es doch noch willkommen. Und dann, daß meine Nachlese nicht zu spärlich ausfalle, hilft mir der späte Gang, der es mit sich bringt, daß manches, was gleich nach des Dichters Hinscheiden noch nicht hinaus auf die Tenne gebracht werden durfte, nun die Nachreife erlangt hat. So hat, und damals sicherlich

mit Recht, der erſte Herausgeber, Guſtav Schwab, auf alles verzichten zu müſſen geglaubt, was mehr intimen und literargeſchichtlichen Wert hat; vom Standpunkt heutiger Wiſſenſchaft begrüßen wir alle Zeugniſſe für des Dichters Entwicklungsgang und nehmen auch Fragmente und Entwürfe gerne hin, wenn ſie uns einen Einblick in des Künſtlers Werkſtatt gewähren. Damit ſoll der Zettelklauberei nicht das Wort geredet ſein; wo ſich Kürzungen empfahlen, habe auch ich auf die Mitteilung des vollen Wortlauts verzichtet. Aber welchen Ausblick auf Hauffs ferneres Schaffen gewähren uns die drei dramatiſchen Fragmente, wie tief laſſen uns die Skizzen zum Lichtenſtein in die Entſtehung dieſes meiſterlichen Jugendwerkes hineinſehen; wie machen uns die Stammbuchblätter, einzelne in den Ausgaben weggelaſſene Gedichte und die Reden an die Tübinger Freunde Hauff als Freund und als Menſchen lebendig! Auch die Urkunden wird man willkommen heißen.

Ein Ehrenmal für meinen Landsmann, das noch tiefer das Verſtändnis für ſein Streben und für ſeine Schriften erſchließt, galt es mir aufzurichten, und einen Kranz der Dankbarkeit ihm darzubringen, der meine Vaterſtadt Ulm in ſeinem Hauptwerk ſo unvergänglich verherrlichte. Möge die warme Liebe, die mir die Feder führte, in ſchwäbiſchen Gauen, aber auch in allen deutſchen Landen außer der engeren Heimat, Gegenliebe finden und neue Liebe für den Dichter weden!

Am 1. Oktober 1902.

Hans Hofmann.

Vorblick.

Wie eine Vertreibung österreichischer Protestanten aus ihrem Vaterland unserem größten Dichter den Stoff zu einem seiner schönsten Werke gegeben hat, so sind solche Auswanderungen schon früher, zur Zeit der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, der deutschen Literatur zugute gekommen. Schwaben, das einer Reihe wegen ihres Glaubens vertriebener Familien eine zweite Heimat wurde, hat dadurch mehrere seiner besten Söhne gewonnen: nicht nur Hegel und Justinus Kerner, sondern auch Wilhelm Hauff stammen väterlicherseits von österreichischen Vorfahren ab. So kann man denn den Dichter als okulierten Schwaben bezeichnen; eine glückliche Mischung brachte dies liebenswürdige Talent hervor, er verbindet schwäbische Gemütstiefe mit österreichischer Leichtigkeit und Formgewandtheit, die altschwäbische Selbstironie springt hier und da in seinen Schriften hervor, dieweil seine weltmännische Sicherheit und Unvoreingenommenheit über die Grenzen des Stammes, in dem er geboren, hinausweisen. Noch bewahrt die Hauffsche Familie das alte Familiensiegel, dessen Wappen drei Kugelhäufchen zeigt, und sie brauchte nur auf die im Wiener Hofarchiv lagernde Urkunde zurückzugreifen, um wieder den ihr von alters her zukommenden Adelstitel führen zu können. Von sonstigen Reliquien der Familie sind im Besitz von Hauffs Nichte ein Kreuz aus Amethyst, eine Busennadel und Ohrringe, Hauffs Visitenkarte, sowie ein Gipsmedaillon von Hauffs Tochter Wilhelmine.

Hauff verbrachte, wie bekannt, die ersten 4 Jahre seines Lebens in Stuttgart, wo er am 27. November 1802 geboren ist, war dann

(von 1806 bis 1808) infolge der Versetzung des Vaters zwei Jahre lang in Tübingen, kehrte 1808 nach seiner Vaterstadt zurück, wo sein Vater schon 1809 starb, und zog mit der verwitweten Mutter 1809 wieder nach Tübingen, wo deren Vater als Oberappellationsrat lebte. Hier blieb er nun bis zum Jahre 1817, also 8 Jahre, das als Schola anatolica[1]) bekannte Lyceum besuchend, bis er mit 15 Jahren in das niedere theologische Seminar zu Blaubeuren bei Ulm aufgenommen wurde, das er nach 3jährigem Kursus (im Herbst 1820) verließ, um die Universität zu beziehen, und zwar wiederum zu Tübingen, wo er, ein Jahr früher als seine Blaubeurer Mitschüler, aber mit dem gesetzmäßigen Alter von 18 Jahren, Aufnahme in dem als „Stift" bekannten höheren evangelischen Seminar fand. 1824 verließ er, nachdem er die erste Staatsprüfung bestanden, die Universität, nahm in Stuttgart eine Stelle als Hofmeister im Hause des Kriegsratspräsidenten, späteren Kriegsministers von Hügel an, verblieb, nachdem er sich im Frühjahr 1825 mit seiner Cousine Luise Hauff aus Nördlingen verlobt, in dieser Stellung bis zum Frühjahr 1826, also anderthalb Jahre (Oktober 1824 bis April 1826) und trat hierauf die althergebrachte Kandidatenreise an, die herkömmlicherweise nach Norddeutschland, speziell Berlin führt, aber daneben bei ihm auch Paris zum Ziel hatte, dessen Besuch damals dem Württemberger noch als eine unerläßliche Bedingung vollendeter Bildung galt und das von so manchem jungen wohlhabenden Gelehrten und angehenden Beamten für einige Monate aufgesucht wurde, so von Uhland, so von Gustav Schwab, so auch von Hauffs Bruder und seinem besten Freund Christian Rieke. Von dieser Reise im Spätherbst November 1826 zurückgekehrt, machte der Dichter Hochzeit im Februar des folgenden Jahres (1827), das zugleich auch sein Todesjahr werden sollte, denn nachdem ihm am 10. November eine Tochter (Wilhelmine) geboren war, ist er nach etwa 3wöchiger Krankheit am 18. November 1827 zu Stuttgart gestorben.

Ein an Wechselfällen sehr armer, kurzer Lebenslauf, — und

---

[1]) Weil am Österberg gelegen.

doch war er reich genug, um dem mit phänomenaler Phantasie Begabten eine Fülle von Figuren und Situationen zu bieten, die ihn befähigten, zwei größere Romane, ein größeres satirisches Werk, sechs Novellen, drei Bändchen Märchen und eine Anzahl kleinerer Prosadichtungen, sowie ein Heft Gedichte zu produzieren. Hauff ist keiner bestimmten Richtung zuzuweisen, und wenn er vielfach als Ausläufer der Romantik bezeichnet wird, so hat das doch nur bedingte Geltung. Doch darüber weiter unten.

In Wilhelms Kindheit fallen zwei Ereignisse, die sein Gemüt nachhaltig erregen mußten und geeignet waren, ihn ernst zu stimmen: einmal die Verhaftung des Vaters, von der er allerdings nur den Nachklang verspürte, da das Ereignis selbst vor seine Geburt fällt, — der poetische Nachhall findet sich bekanntlich in der Verhaftung des Generals Willi im „Bild des Kaisers", — und der Tod des Vaters, den Wilhelm mit 7 Jahren erlebte, und der in den Phantasieen im Bremer Ratskeller noch nachklingt. So sehr also das Wesen des Dichters von Natur auf den Typus des allegro gestimmt ist, so kam doch schon sehr früh auch ein Einschlag vom pensieroso hinzu, der lange schlummernd, sich bei reiferer Entwickelung immer deutlicher durchsetzt. Dazu kommt eine frühe Herzenserfahrung, die, bis jetzt ganz unbekannt, durch die hier zuerst mitgeteilten Briefe von und an Nane beleuchtet wird.

In dem überhitzten Gemütsleben der schwäbischen Enge wächst der vorläufig nur lebhaftes und munteres Naturell zeigende Knabe heran; die österreichische Frische der Väter schlägt in dem Nachkommen wieder aus und er erwehrt sich kräftig der Dumpfheit und Einseitigkeit des kleinen Landes. Eine Neigung zur Flunkerei, die aus jedem gewöhnlichen Ereignis ein Geschichtchen zu spinnen weiß, daß die Angehörigen sich erstaunt ansehen ob solcher Fülle der Erfindungskraft, bildet einen hervorstechenden Zug im Bilde des Kindes. Später, als die Flunkereien zu Papier gebracht zu werden anfangen, tritt eine geradezu hellseherische Sicherheit in der Darstellung überraschend hervor. Hat schon jede geniale Veranlagung etwas Intuitives, so ist das bei Hauff bis zur Siedehitze gesteigert. Seine Mutter war Nachtwandlerin; und es verleugnet sich nicht seine Verwandtschaft

mit Juſtinus Kerner[1]), der rezeptiv für ſolche Seiten des Geiſteslebens eine intenſive Teilnahme hatte. Sieht man ſich das Manuſkript des Lichtenſtein an, ſo iſt man erſtaunt, hier eine Maſſe Bogen[2]) zu finden, die offenbar erſte Niederſchriften darſtellen und zugleich als Vorlage für den Setzer dienten. Und anders iſt ja auch die fabelhaft reiche Produktion ſchlechterdings nicht zu erklären, die durch die Mitteilung von bisher Ungedrucktem jetzt noch geſteigert erſcheint.

Bezeichnend für ein gewiſſes exzentriſches Weſen iſt der Titel, den der Zwanzigjährige ſeiner erſten Gedichtſammlung geben will: Gedichte eines Narren. Auch daß er das in der Luft liegende Satansmotiv (Goethes Mephiſto, Hoffmanns Elixire des Teufels, Jean Pauls Aus den Papieren des Teufels) als unerfahrener, kaum erſt in die Welt eingetretener Jüngling aufgreift, iſt für dieſe Seite ſeines Weſens bezeichnend.

Das Phänomen dieſes meteorartig am literariſchen Himmel auftauchenden und allzuſchnell wieder dahin ſchwindenden Dichterlebens wird allzeit ein anziehendes Problem für den Literarhiſtoriker bilden. Wie ein neuer Euphorion ſpringt er von Gipfel zu Gipfel, unaufhaltſam der Höhe ſeines Ruhmes entgegen, und der Altmeiſter ſoll uns wieder die Worte leihen, mit denen wir dieſes Geleitwort ſchließen:

Nicht allein, wo du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen,
Ach! Wenn du dem Tag enteileſt,
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Los:
Dir in klar- und trüben Tagen
Lied und Mut war ſchön und groß.

---

[1]) Siehe die Stammtafel.

[2]) Wie um ſich ſchon äußerlich in die Sphäre des Darzuſtellenden einzuleben, verwendet Hauff gewaltige Bogen grobkörnigen Chronikenpapiers.

Inhalt.

Seite

Zum Geleit I
Vorblick V

I. W. Hauffs Leben . . . . . 1—117

1. Kindheit und erste Tübinger Zeit (1802—1817) . . . . . 3—12
2. Im niederen Seminar zu Blaubeuren (1817—1820) . . . . 13—27
3. Der Tübinger Student (1820—1824) . . . . . 27—52
4. Hauff als Schriftsteller; zweite Stuttgarter Zeit (1824—1825) 52—84
   a) Literarische Anfänge . . . . . 52—61
   b) Hauffs Schaffen im literarischen Zusammenhang betrachtet 61—84
5. Auf der Höhe des Erfolges; letzte Jahre und Tod (1825—1827) 84—117

Rezensionen von Schriften Hauffs und zeitgenössische Abhandlungen über ihn . . . . . 117—118

II. Briefe von Wilhelm Hauff . . . 119—163

1.—5. Aus den Blaubeurer Briefen an Christian Heinrich Riecke (Juni 1819 bis Juni 1820) . . . . . 121—125
6. W. Hauff an Nane Klaiber (Tübingen, 28. Oktober 1820) . . 125
7. W. Hauff an Nane Klaiber (Tübingen, 19. November 1820) . 127
8. Nane Klaiber an W. Hauff (Roswag, 14. Januar 1821) . . . 128
9. W. Hauff an Nane Klaiber (Tübingen, 23. März 1821) . . . 129
10. Lina Geiger an W. Hauff (Erligheim, 22. Mai 1821) 130
11. Nane Klaiber an W. Hauff (Roswag, 9. August 1821) . . . 132
12. Lina Geiger an W. Hauff (Roswag, Mai 1822) 134
13. W. Hauff an Heinrich u. Adolf Riecke (Tübingen, Ende Septbr. 1821) 136
14. W. Hauff an Heinrich Riecke (Tübingen, 1822?) 137
15. W. Hauff an Heinrich Riecke (Nördlingen, 16. April 1825) . . 138
16. Bericht über das Bestehen der höheren Dienstprüfung (Stuttgart, Frühjahr 1825) 139
17. Aus den Briefen an die Braut (1824—1825) 139
18. W. Hauff an Theodor Hell (Stuttgart, Weihnachten 1825) . . 140
19. W. Hauff an ? (Stuttgart, 26. November 1825) . . 140

Seite

20. W. Hauff an Hermann Hauff (Paris?, Frühling 1826) 140
21. W. Hauff an seine Mutter (Paris, Juni 1826) 141
22. W. Hauff an Hermann Hauff (Paris, Juni 1826) 141
23. W. Hauff an die Klaiber samt Weibern (Paris, Juni 1826) . 142
24.—25. Aus Briefen an die Angehörigen aus Berlin.
Nach Mitte September 1826 142
Vom 12. Oktober 1826 143
26. W. Hauff an Carl Grüneisen d. J. (Hochzeitsgruß) Berlin, 18. September 1826 143
27. Aus einem Brief von Leipzig nach Hause (Oktober 1826) . . . 145
28. W. Hauff an Karl Herloßsohn (Stuttgart, 26. Dezember 1826) 146
29. W. Hauff an Adolf Christian (Stuttgart, 16. Februar 1827) . 148
30. W. Hauff an Moritz Pfaff (Stuttgart, 18. Februar 1827) . . 149
31. W. Hauff an Ludwig Tieck (Stuttgart, 30. März 1827) . . . 152
32. W. Hauff an Theodor Hell (Winkler) (Stuttgart, 17. April 1817) 153
33. W. Hauff an F. A. Brockhaus (Stuttgart, 17. April 1827) . . 156
34. W. Hauff an Ludwig Robert (Stuttgart, 7. Juni 1827) . . . 158
35. W. Hauff an Friedrich Franckh (Stuttgart, 7. August 1827) . 161
36. W. Hauff an Willibald Alexis (Stuttgart, 10. November 1827) 163

Beilagen zu I und II:
Predigten (1822—1825) 165
Doktordiplom (20. Oktober 1825) 166
Bürgerrechtserteilung (Enzweihingen, 10. Januar 1827) . . . 167
Aus dem Wegweiser Nr. 83 der Abendzeitung vom 15. Oktober 1825 168
Aus dem Bemerker Nr. 10 zum Gesellschafter Nr. 46, 1826 . 168
Aus dem Bemerker Nr. 15 zum Gesellschafter Nr. 66, 26. April 1826 169
Aus dem Bemerker Nr. 6 zum Gesellschafter, 7. März 1827 . 170
Aus dem Literaturblatt Nr. 100, 14. Dezember 1827 171
Schluß des Artikels „Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff“ (Morgenblatt, 7. Dezember 1827) 172
Gedicht von Gustav Schwab, an Wilhelm Hauffs Grabe gesprochen 174
Memorabilien . . . . . 175—178

III. Aus dem Nachlass . . . . . 179—292

Gedichte und Stammbuchblätter . . . . . 182—201
Hoffe 182
Spanisches Volkslied 183
Sylvesternacht (Tübingen, 31. Dezember 1822) 184
Parabel 184
Sehnsucht (1834) 185
Feuerreuter-Lied, jetzt „Trinklied“ (1824) 185

Seite

An Sophie an ihrem Hochzeitstag (1826) 187
Die kleinen Geigerlein dem jungen Ehepaar (1826) 189
Erste Fassung des Gedichts „Zur Feier des 18. Junius 1823“ 190
Zusatz zu dem Gedicht „Lehre aus Erfahrung“ 191
Auflösung der Rätsel 191
Auf Grüneisens Geburtstag (17. Januar 1820) 191
Gedichte in der Burschenschaft vorgetragen . . . . . 191—194
Gedicht auf gegebene Endworte 194

Varianten:

Zu dem Gedicht „Entschuldigung“ 194
Zu Reiters Morgengesang 194
Zu Jesuitenbeichte 195
Zu Grabgesang 195
Zu „Die Freundinnen an der Freundin Hochzeitstage“ . . . 195
Motti zu drei Novellen . . . . . 195—196
Stammbuchblätter . . . . . 196—201
Die Seniade . . . . . 202—210
Reden . . . . . 211—226
Drei Reden, in den Kränzchen der Compagnie gehalten (1822)
I. Rechtfertigung wegen des Eintritts in die „Fidolia“, 23. Januar 1822 211
II. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, Beginn des S. S. 1822 212
III. Freundschaft und Liebe, 21. Mai 1822 213
Über die Macht des Gesanges, im Stuttgarter Liederkranz, Neujahr 1826 216
Zukunftsphantasieen . . . . . 219—226
Phantasie für den September 1850 220
Rede, gehalten 13. Januar 1902 (13. Januar 1827) 223
Briefe eines Mädchens (1823) . . . . . 227—228
Studie über zwölf Romane W. Scotts (1825) . . . . . 229—242
Kritik.
Kunstbericht aus Paris (Henriette Sontag) . . . . . 242—246
Entwurf einer Rezension Nr. 1 246
Entwurf einer Rezension Nr. 2 246
Taschenbücher auf 1828 246
Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff, Eingang (Morgenblatt, 6. und 7. Dezember 1827) 247
Aus der Besprechung des Taschenbuchs für Damen auf das Jahr 1828 251

Seite

Fragmente und Entwürfe 253
Cäsar und die Catilinarier 253
Anfang einer nicht ausgeführten Erzählung (Baden-Baden) vielleicht 1824 254
Fragment eines Märchens von Turandot 255
Bemerkungen zu den Märchen . . . . . 255—257
Entwurf zur Sängerin (1826) 257
Lichtenstein 258
A) Entwürfe . . . . . 262—263
B) Varianten . . . . . 263—266
Materialien zum Lichtenstein . . . . . 266—269
Übersetzungen des Lichtenstein 269
Dramatisches 270
Parodie von Wallensteins Lager . . . . . 270—274
Das Fischerstechen (Szenarium) . . . . . 274—276
Unbetitelte Szenen eines Singspiels aus der mittelalterlichen Geschichte . . . . . 276—292

Bemerkung zu den Briefen 292
Stammbaum.

I. W. Hauffs Leben.

Wilhelm Hauff.
Anonyme Lithographie.

Aus „Könnecke, Bilderatlas zur deutschen National-Litteratur“ (Marburg, Elwert).

1. Kindheit und erste Tübinger Zeit.

(1802—1817.)

Von Stuttgart werden dem Knaben, der schon mit vier Jahren die Vaterstadt verließ und dann fürs erste nur noch einmal auf ein Jahr dahin zurückkehrte, wenig Eindrücke geblieben sein. Doch hat er sicher schon damals das Haus des ein Jahr vor seiner Geburt gestorbenen Großvaters Johann Wolfgang in der Kanzleistraße Nr. 24 gezeigt bekommen, schon damals wird die einzig schöne Lage der Stadt ihm tief ins Herz gedrungen sein. „Und in der Tat" — so rühmt sein eigener Neffe, auf den seines Geistes ein Hauch übergegangen war, Julius Klaiber, die Schönheit der Stadt, — „wenn im Frühjahr die Abendsonne die rote Erde unserer Berge in purpurne Glut taucht, und die reinen und doch so weich geschwungenen Linien unserer Höhenzüge im milden Duft verschwimmen, oder wieder, wenn der Herbst eine unerschöpfliche Pracht des üppigsten Segens über dieses Tal, diese Höhen breitet, und die ganze Natur im seligen Genuß einer müheloſen Fülle zu lächeln scheint, kann man wohl da und dort das kühne Wort vernehmen, unsere Gegend erinnere an italienische Landschaftsnatur." Insbesondere wird Stuttgarts Lage mit der von Florenz verglichen.

Hier wurde am 29. November 1802 dem auf dem kleinen Graben Nr. 1358 (jetzt Eberhardstr. Nr. 23) wohnenden Regierungs-Sekretarius und Registrator August Friedrich Hauff ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Wilhelm erhielt. Das Geburtshaus

unſeres Dichters[1]) lag alſo jenem Hauſe ganz nahe, wo 1782 der Regimentsmedikus Schiller gehauſt hatte. Dieſelben rebenbedeckten Höhen, zwiſchen denen Schillers[2]) Herz aufgewacht war zu der großen Tat der „Räuber", ſahen den Knaben im trauten Familienkreis von im ganzen vier Geſchwiſtern heranwachſen. Sein Bruder Hermann iſt 1800, die Schweſter Marie 1806 und Sophie 1807 geboren. Hier verlebte er die Roſentage der erſten Jugend, zwiſchen den ſanften Rebenhügeln der Heimat, nahe dem blauen Strom und den blühenden Tälern des Schwabenlandes. Eine Wonnezeit voll holder Träume nennt er ſelbſt ſeine Kindheit, reich behängt mit Bilderbüchern, Chriſtbäumen, Mutterliebe, Oſterwochen und Oſtereiern, mit Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und Papier und den erſten Höschen und Kollettchen, in welche ſich ſeine kleine ſterbliche Hülle, ſtolz auf ihre Größe kleiden ließ. Er denkt mit inniger Rührung daran, wie ihn der ſelige Vater auf den Knieen ſchaukelte, und ihm der Großvater gerne das lange Meerrohr mit dem goldenen Knopf abtrat, um es ihm als Reitpferd zu leihen. Der Vater wird als eine gewinnende Erſcheinung von ſeiner Intelligenz und weltmänniſcher Bildung geſchildert.

Georgii (23. April) 1806 wurde der Vater in gleicher Eigenſchaft, wie oben angegeben, zum Oberappellations-Tribunal Tübingen verſetzt, aber ſchon 1808 als Geheimer Sekretär in das Miniſterium der Auswärtigen Angelegenheiten („Geheimer Kabinetts-Miniſterial-Re-

---

[1]) Das Haus gehörte damals einem Handelsmann Rueff; 1811 wurde es mit Nr. 372 bezeichnet, bei der allgemeinen Landesoerfaſſung erhielt es die jetzige, oben angegebene Nummer. Das Haus beſteht in ſeiner urſprünglichen Bauart jetzt noch und gehört zur Zeit dem Privatier Joſeph Winckler. Das Geburtszimmer iſt nach der Reihenfolge der Mieter in dem unterm 7. Dezember 1802 von Hofrat und Waiſenhauspfleger E. A. Vellnagel aufgeſtellten Seelen- (Kommunikanten- ꝛc.) Verzeichnis im 2. Stock zu ſuchen.

[2]) Als ob eine ſympathetiſche Beeinfluſſung des jungen Hauff durch Schillers Geiſt ſtattgefunden hätte, ſo werden wir mehrere Übereinſtimmungen zwiſchen ihm und dem ungleich größeren Schiller finden; ich will hier nur noch die Übereinſtimmung erwähnen, die in der ſeltſamen Neigung liegt, eigene Schriften zu rezenſieren: So beſpricht Schiller ſelbſt ſeine Räuber, Hauff ſeine „Letzten Ritter von Marienburg".

giſtrator") berufen. Herzog Friedrich, der 1803 Kurfürſt, 1806 König geworden war, ſcheint das dem Mann zugefügte Unrecht[1]) eingeſehen und das Beſtreben gehabt zu haben, es nach Kräften wieder gut zu machen. Der zornmütige Herrſcher hatte zu leicht Verdächtigungen Glauben geſchenkt, welche den wohl etwas freigeſinnten Mann als Umſtürzler bezeichneten.

Das Ereignis, das weitaus den tiefſten Eindruck auf das Kinderherz machte, war ſicherlich der Tod des Vaters, den Wilhelm mit ſechs Jahren (Februar 1809) erlebte. Man führte ihn an einem Morgen hinein zu „einem wohlbekannten Mann", deſſen Geſicht ſo blaß geworden war, deſſen Hand er weinend küßte, weinend, ohne zu wiſſen, warum. Denn er konnte nicht glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit ſchwarzen Tüchern zudeckten, ihn nicht mehr zurückbringen würden. — — Wohl möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß die Aufregungen der Schreckenstage des Jahres 1800, wo Kurfürſt Friedrich den ahnungsloſen Mann bei nächtlicher Weile von ſeiner Familie weg hatte verhaften und neun Monate lang auf Hohenasperg hatte ſchmachten laſſen, und die Entbehrungen der Gefangenſchaft zu dieſem frühen Tode beitrugen.

Erſt mit der endgültigen Überſiedelung nach Tübingen, nach dem Tode des Vaters, werden die Erinnerungen des Knaben reicher und klarer. Als er zum Bewußtſein erwachte, war Schillers Stern eben hinabgeſtiegen, denn vier Jahre nach deſſen Tode zog Frau Regierungsſekretär Hauff in die Univerſitätsſtadt[2]), um ihre kleine Schar unter den Schutz ihres einflußreichen Vaters, des Regierungs- und Appellationsrats Elſäſſer, zu ſtellen, der dort in einem weitläufigen

---

[1]) Siehe den Vorblick.

[2]) Hauffs Mutter wohnte in der Haagſchen Brauerei in der Haaggaſſe, die von der ſüdlichen Ecke des Marktplatzes aus in weſtlicher Richtung der Schwärzlocher Landſtraße zuführt. Vielleicht iſt das Haus die heutige Schottei. Es wäre zu wünſchen, daß nach endgültiger Feſtſtellung des Hauſes dasſelbe mit einem Gedenkzeichen verſehen würde, wozu ebenſowohl die Univerſität, als die Stadt Tübingen auf gegebene Anregung hin mit Freuden bereit ſein dürften.

Hauſe mit einer freundlichen Haushälterin, Fräulein Sitzler, hauſte, und bei dem der Bruder Hermann ſchon früher völlig aufgenommen worden war. Für dieſe erſte Tübinger Zeit dürfen wir wohl wieder autobiographiſche Bekenntniſſe des Dichters heranziehen, wie ſie ſich im zweiten Teil der Satansmemoiren verſteckt finden. Darnach lernte er im 7. Jahre Mensa, im 8. Amo (Lateiniſch), im 10. Typto (Griechiſch), im 12. Pakat (Hebräiſch). Er wurde alſo, kaum an dem neuen Wohnort angekommen, in die feſte Zucht der altwürttembergiſchen Lateinſchule genommen. Sie behagte ihm wenig; doch war ſie ihm ſicherlich heilſam als Gegengewicht gegen die exzentriſche, „ſpatzenmäßige" Manier, in die er zu verfallen drohte. Er ging freilich lieber aufs Feld, hörte die Vögel ſingen, oder ſah die Fiſche den Fluß hinabgleiten, ſprang lieber mit ſeinen Kameraden, als daß er ſich oben in der Dachſtube, die man zum Muſenſitz des künftigen Paſtors eingerichtet hatte, mit ſeinem Bröder, Buttmann, Schröder[1]) abmarterte, und wie die Schrecklichen alle heißen, die den Knaben mit harten Köpfen wie böſe Geiſter erſcheinen. Und freilich war die landſchaftliche Umgebung wohl dazu angetan, den Knaben von ſeinen Büchern fortzulocken. Die alte württembergiſche Landesuniverſität gehört zwar nicht der Stadt, aber der Gegend nach, zu den ſchönſten Muſenſitzen in Deutſchland.

Sie iſt am oberen Neckar gelegen, da wo derſelbe, nachdem er wenige Meilen weiter oben aus dem Schwarzwalde hervorgetreten, an milden Abhängen die Rebe, als die fernere Begleiterin ſeines Laufes, ſich zu erziehen beginnt. Am Zuſammentritte zweier freundlichen Seitentäler (des Ammer- und Steinlachtales, in deren letzterem die kleidſame Volkstracht noch heute lebendig iſt) mit dem Haupttale, auf dem Ausläufer eines Hügels erbaut, deſſen Höhe das in drei Täler ſchauende altertümliche Schloß krönt, und von Bergen umgeben, die teilweiſe noch bewaldet, in Verbindung mit jenen Tälern die mannigfachſten und anmutigſten Spaziergänge gewähren, bietet Tübingen für eine friſche, aufſtrebende Jugend einen geſunden, heiteren, vielfach anregenden Aufenthalt dar. Wenn Hauff ſpäter einmal Tübingen eine

[1]) Grammatiken der oben erwähnten Sprachen.

finſtere Hügelſtadt nennt, wenn er an den Beſuch der damals unter der Leitung des Rektor Kauffmann ſtehenden Schule am Öſterberg nur mit gelindem Grauſen zurückdenken kann, ſo hat er doch ſicherlich nicht vergeſſen, wieviel er der Stadt anderſeits wieder von früheſter Jugend an ſchuldig geworden war. Denn hatte ihm die ſonnige Heiterkeit der weinfrohen Vaterſtadt tief ins Herz geſchienen und es für Lebenszeit mit unverlöſchlichem Frohſinn erfüllt, — der eigentliche Nährboden ſeines Geiſtes wurde neben der Familie, in der er jahrelang das einzige männliche Element war, die von akademiſcher Spott- und Neckluſt erfüllte, infolge der Verſchiedenheit der ſich darin verſammelnden Landsmannſchaften mit Reibungsſtoff mancherlei Art geſchwängerte Sphäre der Univerſitätsſtadt. Bekannt iſt die Verſchiedenheit der beiden Brüder, des um zwei Jahre älteren Bruders, der weit beſſer lernte, mehr Verſtandesnatur war und mit ſtaunenswertem Gedächtnis begabt erſchien, und des träumeriſchen Wilhelm, bei dem ſich phantaſtiſche Anlage und weichere Gemütsart mit dem Einfluß der weiblichen Erziehung begegneten. Bezeichnend für Hauffs Schultüchtigkeit oder vielmehr das Gegenteil davon iſt das Schulzeugnis, welches ihm der geſtrenge Rektor an die Oberbehörde in Stuttgart zur Aufnahmeprüfung für das theologiſche Landesſeminar (daher „Landexamen" genannt) mitgab; er ſagt hier, wie Schwab berichtet, daß Wilhelm in den Wiſſenſchaften, beſonders in der hebräiſchen Sprache ſehr mittelmäßig prädiziert ſei; doch machte er auf das überraſchende Deklamationstalent des Knaben aufmerkſam, damit der Arme doch etwas für ſich hätte, was ihn als dereinſtigen geiſtlichen Redner empfehle. War der Knabe zart und von ſchwacher Bruſt (noch in Blaubeuren ging ihm das nach, wie wir ſehen werden), vermied er gerne die lärmenden Spiele der Altersgenoſſen, und war ihm der liebſte Aufenthalt der reichbeſtellte Bücherſaal des Großvaters, der insbeſondere ein großer Verehrer des Horaz war, vergl. S. 82, ſo ſuchte ſich ſeine Phantaſie doch gerne dichteriſche Anregungen auch auf den freien Höhen der hügeligen Muſenſtadt: „Tauchet auch ihr auf aus dem Nebel verſchwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schloſſes! Wie oft dienten deine halbverfallenen Gänge, die

Keller, die Zwinger, deine Verließe der fröhlichen Schar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karawanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Kosaken, während andere — Generale, Platows[1]), Blüchers, Napoleon und dergleichen vorstellten und sich prügelten! Ja, waren wir nicht zu Zeiten sogar ein Pferd, dem Freunde zu Gefallen? O Himmel, wie schön ließ es sich dort spielen!"

Sieht man ihn nicht leibhaftig vor sich, den blauäugigen schmächtigen Knaben, wie er im Eifer des Spiels mit fliegenden Locken den derberen Kameraden Ideen an die Hand gibt, redet aus diesen Spielen nicht schon der werdende Dichter, werden hier nicht schon die allerersten Keime des Lichtenstein und der Märchen zu suchen sein, und ist das Ganze nicht eine hübsche Vignette zur Geschichte der Zeit, wo der von Sieg zu Sieg fortschreitende Korse, der ihm Einhalt gebietende Preußenheld und die flinken Kosaken, denen ein Freund Hauffs in jenen Tagen zwischen Stuttgart und Tübingen begegnete, die Köpfe aller Knaben füllten? Sehen wir später durch zwei Werke des Dichters die Begeisterung für Polen hindurch leuchten, wie sie damals weite Kreise auch in Schwaben ergriffen hatte, so mag das ebenfalls auf Eindrücke dieser Zeit schon zurückgehen.

Der Dichter erzählt, daß er in seinem 11. Jahr den größten Teil der Ritter- und Räuberromane seines Vaterlandes gelesen habe, und nennt „Rinaldo Rinaldini" (von Vulpius), einen „Domschütz", „Überall und Nirgends"[2]) als Beispiel solcher Lektüre. Wenn wir lesen, wie er dann weiter schreibt: „Jede Bertha, die ihrem Ritter die Feldbinde umband, — verwandelte sich unwillkürlich in Amalie" d. h. in seine damalige Jugendliebe, so werden wir von hier unschwer die Brücke finden zum Autor des Lichtenstein, der umgekehrt seine schöne Cousine Luise in das Gewand der Maria von

[1]) Russischer General, geboren 1751, nahm Anteil an den türkischen Feldzügen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, zeichnete sich 1812 vielfach im Kampfe gegen die Franzosen aus und starb 1818.

[2]) Der alte Überall und Nirgends, Roman von Spieß, einem früheren Schauspieler.

Lichtenstein steckte. „Ich hatte überdies," heißt es an jener Stelle weiter, wo er schildert, wie manchmal école buissonnière gemacht wurde, „noch einen anderen Gang, der mir viele Zeit raubte; es war die von früher Jugend an mit mir aufwachsende Neigung zu schönen Mädchen. Sommers war es in meiner Dachkammer so glühend heiß, wie unter den Bleidächern des Palastes San Marco in Venedig; wenn ich dann das kleine Schiebfenster öffnete, um den Kopf ein wenig in die frische Luft zu stecken, so fielen unwillkürlich meine Augen auf den schönen Garten unseres Nachbars, eines reichen Kaufmanns; dort unter den schönen Akazien — saß Amalie,[1]) sein Töchterlein, und ihre Gespielinnen und Vertrauten. Unwiderstehliche Sehnsucht riß mich hin; ich fuhr schnell in meinen Sonntagsrock, frisierte das Haar mit den Fingern zurecht und war im Flug durch die Zaunlücke bei der Königin meines Herzens. Amaliens Sparbüchse mußte die Groschen hergeben, um die Lieblingslektüre aus der Leihbibliothek[2]) zu beschaffen; die rückenlosen und von Fett glänzenden, verlesenen Exemplare band der junge Lesewüterich in alte lateinische Hefte ein, um sie so der Geliebten zu bringen." Das weitere, wie der junge Brausekopf das Verhältnis mit toller Phantasie ausmalt, möge man am betreffenden Ort nachlesen. Als Nebenbuhler taucht des Rektors ältester Sohn auf, und Amalie vermutet, daß er sich für die Abweisung, die er erfährt, dadurch rächte, daß er dem Vater den Glücklichen denunzierte, was zur Folge hat, daß dieser tüchtig Schläge bekommt. Der Dichter meint aber humorvoll: „Der Alte wußte, daß ich die unregelmäßigen griechischen Verba nicht lernte und dafür bekam ich Schläge."

Wir sagten, daß, als Hauff zum Bewußtsein erwachte, Schillers ruhmreiches Erdenwallen eben zu Ende ging. Einstweilen war nun die Romantik ihrem Höhepunkt zugeschritten. Die Geschichten von Fouqué nahmen in der Lektüre des 12- und 13jährigen einen sehr breiten Raum ein. Nach jener Selbstschilderung muß Hauff den „Zauberring" und die „Fahrten Thiodolfs des Isländers", „Bertha

---

[1]) Siehe Malchen in den Memorabilien.

[2]) Siehe die „Skizzen".

von Lichtenrieth", „Otto von Trautwangen" eifrig geleſen haben. Er ſaß in ſeinem Dachkämmerlein, hatte die hebräiſche Bibel und die griechiſchen Unregelmäßigen vor ſich liegen, und — vertiefte ſich daneben in Fouqués Zauber- und Ritterwelt. Eine zweifelhaftere Lektüre waren die Räuberromane von Spieß und Cramer,[1]) die Schriften Fieldings, Goldſmiths und Smolletts, von denen ja beſonders der letztere die entſetzliche Sittenloſigkeit der damaligen Zeit wiederſpiegelt. Noch in den „Letzten Rittern von Marienburg" gedenkt Hauff des Peregrine Pickle als eines Lieblingsbuches. Schon hier bereitete ſich die ekleftiſche Art des ſpäteren Schriftſtellers vor. Er ſelbſt erwähnt noch Leſſings Schriften und Sophiens Reiſen von Memel nach Prag als in der Bibliothek des Großvaters vorhanden, aber weder in den langatmigen 5bändigen Roman von Hermes wird er ſich lange verſenkt, noch in das „Stahlbad des Geiſtes", wie man Leſſings Schriften zu nennen liebt, allzutief geſtürzt haben, wie er denn auch mit liebenswürdiger Selbſtironie ſchildert, daß die Brüder ſich ſolch „ſchwere Literatur" lieber an den Kopf warfen oder ſich gegenſeitig damit zudeckten. Dafür eignete ſich Wilhelm früh eine feſte und ſichere Beherrſchung der zwei Hauptklaſſiker an, die ſich, wie wir unten zeigen wollen, ſpäterhin in zahlreichen, mit leichter Hand überall eingeſtreuten Citaten und Reminiszenzen, aber auch in einer Parodie von Wallenſteins Lager und in einer kecken Kritik des erſten Teils „Fauſt" ausſprach.

Aus allem geht hervor, daß Hauff ein frühreifer, mit ungewöhnlich reichem Phantaſieleben begabter Knabe war, frühreif allerdings nicht in dem, was die Schule von ihm verlangte, der rein verſtandesmäßigen Entwicklung, worin er im Gegenteil manchem Altersgenoſſen nachſtand, aber früh entwickelt in einem reichen und tiefen Innenleben, frühreif durch vielſeitige und über ſein Alter hinausweiſende Lektüre. Dieſe Elemente wurden in den nun folgenden drei Jahren des Blaubeurer Kloſterlebens zwar durch ſcharfe

---

[1]) Von Cramer ſind die im 18. Kapitel des 1. Teils der Satansmemoiren erwähnten Romane Haſper à Spada, Adolf der Kühne (beide 1792), der deutſche Alcibiades, Hermann von Nordenſchild.

Zucht niedergehalten, aber ſicherlich nicht ganz unterdrückt. Einer der beſten Freunde Wilhelms war ſchon damals der um weniges ältere, am 21. Juli 1802 zu Stuttgart geborene Chriſtian Heinrich Riecke, der Sohn des Arztes Dr. Johann Viktor Ludwig Riecke, der damals bei ſeinem Onkel, dem Pfarrer Viktor Heinrich Riecke zu Luſtnau[1]) in Penſion war, und von dort aus mit Wilhelm zuſammen die schola anatolica beſuchte. Er iſt ſpäter (1837) Univerſitätsamtmann in Tübingen, und Hofrichter und Juſtitiar bei der K. Domänen-Kammer geworden; wir verdanken dem Briefwechſel Hauffs mit ihm die Hauptkenntnis der Einzelheiten von Hauffs Blaubeurer Aufenthalt und werden im folgenden Abſchnitt noch mehrfach von ihm zu reden haben. Ihm verdanken wir auch das allererſte Dokument von Hauffs ſchriftſtelleriſcher Tätigkeit, denn Wilhelm ſchrieb ihm im Alter von 13 Jahren folgende Worte ins Stammbuch: „Menſch, ſei ein Menſch, daß, wenn man Deinen Leib begräbt, Dein Werk und Dein Gedächtnis lebt.“ Weiter bezeichnet Hauff als damalige Freunde Conz, dem wir als Studiengenoſſen des Dichters noch einmal begegnen werden, Schmid, Schwarzmann und Rheinwald. Er ſpricht in den „Memorabilien“, die ſeine Schul- und Studentenzeit umfaſſen, tagebuchartigen, kurzen Aufzeichnungen, wie ſie damals als Merkzettel der Freundſchaft Mode waren, vom Erwachen eines liederlichen Geiſtes in der Schule, bemerkt, daß er ſchon im 13. Jahr heimlich geraucht habe, notiert einen Ausflug nach Rottenburg (das neckaraufwärts dem Schwarzwald zu liegt), Aufführung des „Siegfried von Lindenberg“ in einem Marionettentheater, Sprichwörteraufführungen und Kartenſpiel, „Der Neffe als Onkel“[2]) und „Rheinwald als Valcour“. So nahte allmählich die Zeit heran, wo der junge Lateiner jenes Landexamen in Stuttgart ablegen ſollte. Das „geheimnisvolle Freudenleben in Großvaters Bücherſaal“, die verſtohlenen Gänge zu des Nachbarn Töchterlein, die frohen Spiele auf freien Höhen gingen zu Ende. Nach dem Vorangehenden darf es uns nicht wundernehmen, daß Wilhelm

[1]) Dorf bei Tübingen.

[2]) Das von Schiller aus dem Franzöſiſchen überſetzte Luſtſpiel.

ein Jahr ſpäter, als ſeine Altersgenoſſen, erſt mit 15 Jahren, zu dem Examen gelangte, das nach Abſolvierung einer ländlichen Lateinſchule oder der 6. Klaſſe eines Gymnaſiums (Obertertia) abgelegt zu werden pflegt. Eine Haupt- und Staatsaktion des alten ſchwäbiſchen Schullebens iſt dieſes Examen, deſſen Beſtehen zur Aufnahme in eines der niederen theologiſchen Seminare berechtigt, wo die Zöglinge freien Unterricht und freie Station haben, und von wo ſie nach einem weiteren Examen in das höhere evangeliſche Seminar zu Tübingen, das ſogenannte Stift, übergehen. Man ſieht, wenn die Zeit des Landexamens herangekommen iſt, alljährlich eine Schar ſchwarzgekleideter, ſchüchterner Jungen, meiſt mit den geſunden roten Wangen der auf dem Land Heranwachſenden in Begleitung beſorgter Väter in den dem Gymnaſium benachbarten Straßen ſich bewegen, und wenn die Stunde da iſt, die meiſt ſelbſt des Lateiniſchen wohl kundigen, vorwiegend dem geiſtlichen Stande angehörigen Väter dem filius die letzten Ermahnungen einſchärfen, „daß du mir ut mit dem Konjunktiv machſt!“ —, und dann die Examinanden, ſichtbar etwas erregt, in das Tor des ernſten Gebäudes einziehen. In dieſem ſehen wir jetzt auch unſern Wilhelm verſchwinden, und wenn er nach mancher heißen Stunde das Licht des Tages und die treu ſorgende Mutter wieder grüßt, da hat er die Berechtigung erhalten, mit 38 Genoſſen als Alumne in die Kloſterſchule zu Blaubeuren aufgenommen zu werden. Die ſorgloſe Kindheit iſt vorüber und jetzt geht das „Büffeln“ erſt recht an. Doch ſchon haben gütige Götter ihm in der Ferne manchen treuen Freund und lieben Genoſſen erzogen, daß in Stunden der Not auch die Hilfe bereit ſei; in der Nähe der alten Reichsſtadt Ulm, am fernen Geſtade der Blau werden wir ihn wiederfinden.

2. Im niederen Seminar zu Blaubeuren.

(1817—1820.)

Aus dem milden, lieblichen Neckartal ſollte nun Hauff über die Waſſerſcheide der rauhen Alb hinüber in das Flußgebiet der Donau verſetzt werden. Begleiten wir ihn in Gedanken auf ſeinem Wege, indem wir uns ganz an die Schilderung von David Friedrich Strauß halten, der nur 4 Jahre ſpäter dieſelbe Straße, und unter ganz denſelben Verhältniſſen fahren ſollte. „Der Weinbau wird, indem man das geſegnete Unterland hinter ſich läßt, ſeltener, die Wieſenkultur zeigt in den vielen hölzernen Stellfallen zur Wäſſerung eine von der unterländiſchen abweichende Eigentümlichkeit; wenn die Höhe der Alb erreicht iſt, werfen die Reiſenden oben noch einen Blick abwärts in das Tal, umher auf die Berg- und Felswände und die ihnen kühn aufgeklebten Burgruinen und kleinen Ortſchaften, endlich rückwärts nach dem geliebten Unterland und ſeinen ſanften, duftigen Höhenzügen, von denen es jetzt zu ſcheiden gilt. Denn bewegt er ſich nun vorwärts, ſo empfängt den Reiſenden eine ganz neue Scene. Eine öde Fläche, über die ein empfindlich ſcharfer Wind ſtreicht, ſteinige Äcker, an der Landſtraße ſtatt der Obſtbäume, die im Tale das Auge erfreuten, hie und da ein mageres Vogelbeerbäumchen, noch öfter nur eine kahle Stange, im Winter bei tiefem Schnee den Weg zu bezeichnen. Erreicht man endlich ein Dorf, ſo fallen die Strohdächer auf, und im Wirtshauſe will das gelbe Ciſternenwaſſer dem Durſtigen nicht munden.[1])

Drei Meilen geht es auf dieſer untröſtlichen Fläche fort, bis endlich eine Rinne ſich einzuſenken beginnt, in welcher die Straße allmählich abwärts führt. Der junge Reiſende, dem das Bisherige ein böſes Vorzeichen für ſeinen künftigen Aufenthaltsort war, atmet auf, indem die Scene ſich wieder etwas belebt, Gehölz an beiden Seiten der vielgekrümmten Schlucht anfliegt und kecke Felſen hervorſpringen. Jetzt, jetzt, meint er, muß der Ort ſich zeigen, auf welchen die Erwartung ſo geſpannt iſt; aber noch eine Wendung der immer

[1]) Das iſt neuerdings durch das großartige Werk der Albwaſſerverſorgung anders geworden.

tiefer ſich ſenkenden Straße und noch eine; endlich links eine hohe, ſchroffe Felswand, und kaum iſt dieſe betrachtet, ſo rollt auch ſchon der Wagen zwiſchen den erſten Straßen der Vorſtadt.

In dem ſonſt ſo ſtillen Städtchen, das am Steilabfall der Alb in einem Keſſeltal 3 Wegſtunden von Ulm recht anmutig liegt und etwa 2700 Einwohner hat, geht es heut ſehr lebhaft zu. Alle Mietshäuſer und die meiſten der angeſehenen Privathäuſer ſind von den Vätern, zum Teil auch von den Müttern und Geſchwiſtern der jungen Ankömmlinge beſetzt. Andern Tags Beſuche bei den künftigen Lehrern; Einräumen der kleinen Habſeligkeiten; das erſte gemeinſame Eſſen der Zöglinge im Seminar, dem die Angehörigen zuſchauen; die erſte Nachtruhe daſelbſt, Abreiſe der lieben Eltern: und nun mögen die jungen Leute zuſehen, wie ſie untereinander und in den neuen Verhältniſſen ſich zurechtfinden."

Am 18. September[1]) 1817 wurde das Kloſter zu Blaubeuren, nachdem es eine Zeitlang zum Zweck der Reorganiſation geſchloſſen geweſen war, wieder Sitz eines Seminars. In den Akten des Blaubeurer Theologiſchen Seminars findet ſich ein Verzeichnis der zu dieſem Termin neu eingetretenen Promotion. Dieſes Verzeichnis[2]) umfaßt 39 Zöglinge, weder nach dem Alphabet, noch nach dem Alter, alſo wohl nach dem Lokus (das heißt den Leiſtungen), geordnet, unter denen Wilhelm Hauff der 31. iſt.

Blaubeuren iſt bekannt einmal durch den ſagenreichen, früher für unergründlich gehaltenen „Blautopf", einen durch wunderbare blaue Farbe ausgezeichneten Quellſee, aus dem der Blaubach abfließt, der bei Ulm in die Donau fällt, anderſeits durch ein Muſter der Holzſchnitzkunſt, den gleich weiter zu erwähnenden Hochaltar in der Kloſterkirche.[3]) Mörike verlegt hierhin den zeitweiligen Schau-

---

[1]) Sonſt war der Semeſteranfang erſt am 21. Oktober.

[2]) Auch enthalten im Schwäbiſchen Merkur Nr. 211, Sonntag, den 12. Oktober 1817: Mitſchüler von Hauff waren Ludwig Bauer, Kraus, Zeller, Gfrörer, Hauff II., Faber, Meinhard, Haſpel, Commerell, Schwend, Mauch, Schwarzmann I. und II., Rheinwald, Schopper.

[3]) Im Amtshaus von Blaubeuren war 1777 die Verhaftung Schubarts erfolgt.

platz seines wundervoll poetischen schwäbischen Märchens „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", und es ist keine Frage, daß der ganze Ort und vor allem seine Umgebung einen stillen poetischen Zauber atmet und wohl geeignet ist, ein schlummerndes poetisches Talent zu wecken, einem träumerischen Knaben Anhaltspunkte zu Gängen seiner Phantasie zu geben. Phantastisch geformte Bergzacken, die aus dem Kranz der umgebenden Höhen vorspringen, frische Wälder, der stillhinfließende Bach, das Kloster, der Blautopf, all das sind ebensoviele Elemente einer idyllischen Landschaft; da ist das Rusenschloß, das an der Stelle liegt, wo das Tal sich nach Osten wendet, um nun in anmutigen Windungen, die von Mühlen, hohen Herrensitzen und wohlhabenden Dörfern belebt sind, sich bis nach Ulm zu erstrecken. Alles ist klein, traulich, und trotz der 1872 eröffneten Bahn (Ulm—Sigmaringen) noch heute weltabgeschieden. So sagt denn auch Hauff selbst in einem Briefe an den Freund Riecke: „Diese Gegend ist herrlich, man trifft selten eine solche an, wo soviel Erhabenes gemischt ist. Alte Schlösser auf hohen Felsbergen, große Höhlen[1]) u. s. w. machen das Blautal und die Umgegend sehr interessant."

Das Benediktinerkloster, gegen Ende des elften Jahrhunderts gestiftet, wurde im sechzehnten Jahrhundert reformiert und zur Vorbereitungsschule für künftige Geistliche eingerichtet. Der Vorstand hieß nach spartanischem Vorbild, das auch in der ganzen Einrichtung durchblickt, Ephorus (damals Jeremias Friedrich Reuß, geb. 1775, ein Großoheim von Hauffs Freund Riecke); ihm unterstellt waren zwei Hauptlehrer mit dem Titel von Professoren, damals Ferdinand Christian Baur, geb. 1791 zu Schmieden bei Kannstatt, im Jahr 1826 nach Tübingen als Professor der Theologie berufen, berühmter Dogmatiker und Kirchenhistoriker, Gründer der „Tübinger Schule", gestorben 1860, und Kern, sowie zwei jüngere Studienaufseher, Repetenten genannt. Baur war ein geistvoller und bedeutender Mann; sein Leben ging ganz in der Wissenschaft auf; er kannte außer

[1]) Schon hier mag den jungen Klosterschüler die Höhlenromantik gepackt haben, die er dann in seinem Lichtenstein so wundervoll verwertete.

seinem Studium kaum einen Genuß und ist in dieser Beziehung, wie Strauß meint, allen, die ihn von dieser Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ein Ideal geblieben. Während Klaiber annimmt, daß Baur großen Einfluß auf Hauffs Entwicklung gehabt hat, muß es doch mindestens als auffallend bezeichnet werden, daß Hauff diesen bedeutenden Lehrer nirgends auch nur erwähnt, und man darf deshalb wohl mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, daß einerseits Baur, selbst erst 26 Jahre alt, sich noch nicht zu voller und imponierender Art entwickelt hatte, anderseits aber Hauff noch nicht im stande war, seine wissenschaftliche Bedeutung zu erkennen. Der Lehrer scheint zum Schüler in kein näheres Verhältnis getreten zu sein. Unter den Mitschülern Hauffs seien hervorgehoben der nachmalige Historiker und Dichter Ludwig Bauer (1803—1846) und der spätere Direktor des Stuttgarter Katharinenstifts Karl Wolff, der Freund Mörikes. Auch ein Namensvetter, der zugleich ein leiblicher Vetter seines Freundes Riecke war, befand sich unter den Mitschülern. Und wie sahen denn nun die Räume aus, in denen die junge Schar vier Jahre, die bedeutungsvollsten für die Charakterentwicklung, zubringen sollte? Die bisherigen kleinen, wohl noch auf die Mönchszellen zurückgehenden Zimmer waren eben jetzt mit der Renovation der ganzen Anstalt zu vier großen Zimmern und ebensovielen Schlafsälen, durchschnittlich für 10 Personen jedes, vereinigt worden, zwischen deren zweien jedesmal ein Repetent sein Kabinett hatte, um während der Arbeitsstunden die Säle übersehen zu können. Diese Zimmer öffneten sich auf einen langen und hohen, durch ein großes Spitzbogenfenster erleuchteten Gang, der selbst im Spitzbogen, doch nur in Holzbau gewölbt, mit altersbraunen, eichenen Dielen, die im Fries noch Schnitzwerk zeigten, verkleidet, den alten Klosternamen, Dorment, beibehalten hatte. Die Pforte, welche dieses Dorment nach außen öffnete, war hinter den Einziehenden verschlossen worden und blieb fortan Tag und Nacht geschlossen, mit Ausnahme der beiden Stunden von Mittag bis 2 Uhr, wo man ausgehen durfte. Daß diese Klausur nicht dazu beitrug, das Heimweh der Muttersöhnchen zu lindern, kann man sich denken. Auch am Sonntag war nicht länger frei, als von 12—2 Uhr. Im

Sommer allerdings war auch abends 1—2 Stunden (je nach der Tageslänge) Ausgangsfreiheit, während man im Winter die Abendrekreation (von 7—9 Uhr) auf den Zimmern oder dem Dorment zubringen mußte. Die Zimmer hatten, wenigstens im Munde der Zöglinge, Namen; eines scheint Leipzig geheißen zu haben. Die Tageseinteilung war nun folgende: Im Sommer um 5, im Winter um 5½ Uhr oder 6 Uhr läutete die Dormentsglocke und schellte einen, wie Hauff schreibt, aus dem besten Schlafe auf. Eine Viertelstunde hatte man Zeit zur Toilette, dann läutete es wieder, diesmal zum Prezieren, d. h. zum gemeinsamen Gebet; hierauf Zeit zur Privatarbeit, bis es vor 7 Uhr zum Frühstück ging, das aus einer Wassersuppe bestand. Hierauf folgten vier Stunden Kollegien, je nach der Jahreszeit von einer Musik- oder Turnstunde unterbrochen. Nachmittags waren noch einmal zwei Unterrichtsstunden, dann wieder Privatstudium bis zum Abendessen oder, im Sommer, bis zu der, diesem vorangehenden Turnstunde. Um 9 Uhr war Abendgebet; dann konnte man entweder zu Bett gehen, oder noch bis 10 Uhr arbeiten. Jede Woche an einem ganzen Nachmittag und Vormittag wurde ein lateinisches und dazu abwechselnd ein griechisches oder hebräisches Exerzitium (Hebdomadar) mit dem Zubehör lateinischer Verse geschrieben.

Hauff selbst hat verschieden über seinen Blaubeurer Aufenthalt geurteilt; bald spricht er davon, daß der Gedanke, so bald als möglich der Klosterzucht zu entgehen, ihm äußerst lockend erscheint, nennt Blaubeuren ein Jammertal und stellt den Ephorus Reuß als einen grämlichen Pedanten dar, der der Jugend keine Lust gönne, bezeichnet das Klosterleben als ein verflucht langweiliges,[1]) und klagt seinem glücklicheren Altersgenossen in Stuttgart gegenüber, daß er keine Gelegenheit habe, etwas Merkwürdiges zu sehen und zu hören; anderseits aber stellt er in den „Phantasieen" dem Ort ein rühmliches Zeugnis aus, wenn er das Tal von Blaubeuren apostrophiert: „Sei mir gegrüßt, du Felsental der Alb! Du blauer Strom, an

[1]) „Ich komme mir oft vor, wie ein Färbergaul, der in ewigem Kreislauf immer wieder an den oft betrachteten Gegenstand hingetrieben wird."

welchem ich drei Jahre lang hauſte, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sei mir gegrüßt, du klöſterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verſtorbener Äbte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle, in ſchönes Gold des Morgenrotes getaucht! Seid mir gegrüßt, ihr Schlöſſer auf den Felſen, ihr Höhlen, ihr Täler, ihr grünen Wälder! Jene Täler, jene Kloſtermauern waren das enge Neſt, das uns aufzog, bis wir flügge waren, und ihrer rauhen Albluft danken wir es, daß wir nicht verweichlichten." Der anſcheinende Widerſpruch löſt ſich dahin, daß der phantaſiebegabte Knabe zwar an dem Orte ſelbſt, ſeinen Bewohnern, der ganzen Gegend mit dem nahen Ulm entſchieden Gefallen fand, daß er aber bedauerte, gerade weil ihm die Gegend ſo gut gefiel, durch den Kloſterzwang verhindert zu ſein, ſie freier zu genießen, und oft mit Sehnſucht ins Freie blickte, wenn die ſtrenge Klauſur ihm das Herumſtreifen in Wald und Flur verwehrte. „Wenn oft morgens die Sonne ſo herrlich hinter den Bergen aufgeht, und die Felſen und Kämme im Blautal beleuchtet, da kann ich dieſes Schauſpiel kaum durch das Fenſter meines Käfigs bewundern." Er rühmt das Beſtreben der Blaubeurer, „den Studenten ihre Zwangsanſtalt ſo angenehm als möglich zu machen." Er vermißt aber den Neckar zum Baden, das Theater, wie es ſein Freund in Stuttgart hat, beklagt, daß er hier nicht reiten könne, die ſchönen Spaziergänge nicht habe und nicht ſoviel Abwechslung darin, er klagt über die langen Winterabende, wo ihm am Ende nichts mehr übrig bleibt, als an die ſeligen Vakanztage zu denken, und am Ende — das Heimweh zu bekommen. Im Sommer geht es beſſer, aber auch da heißt es: „Nur abends bin ich wirklich heiter, wenn ich mit meiner Pfeife und einigen Freunden einen Spaziergang mache." Und dann muß er noch in Angſt ſein, ob nicht ein Späher hier oder dort ihn belauſcht und angibt. Die Pfeife und das heimliche Rauchen ſpielen überhaupt eine große Rolle in den Briefen an den Freund, — eben jenen Chriſtian Heinrich Riecke, der mittlerweile von Luſtnau zu den Eltern nach Stuttgart zurückgekehrt war und dort das Gymnaſium beſuchte, — auch das Kommerſieren und der gemütliche Trunk auf der Stube, was, gegen das Verbot geübt, natürlich alles einen

doppelten Reiz hat. In einer Beziehung war, wie ja auch Hauff selbst hervorhebt, der Aufenthalt ohne allen Zweifel heilsam und segensreich für ihn, nämlich durch den wohltätigen Einfluß, den er auf seine Gesundheit und körperliche Erstarkung ausübte. Im Anfang machte sich dies noch nicht sehr bemerkbar, denn noch im Sommer 1820 trug er sich mit dem Gedanken, den Versuch zu machen, ob ihm nicht erlaubt würde, mit einem Stipendium bei seiner Mutter in Tübingen zu wohnen und dort die Studien fortzusetzen. Der erste Grund dafür war, wie er sagt, seine Gesundheit: „Ich hatte im Winterhalbjahr und auch noch in der ersten Hälfte dieses Semesters viel auf der Brust zu leiden, ein Erbteil noch aus meiner Kindheit; Autenrieth (ein Tübinger Professor der Medizin und Berater, auch Verwandter der Familie) hatte, ehe ich hierher kam, immer viel zur Hebung dieses Leidens getan." Wenn Hauff später, beim Abgang von der Universität (1824) vom Stift aus das Zeugnis „valetudo firma", also einer festen Gesundheit erhält, so sehen wir, daß der anfangs schwächliche Knabe die Jahre der Entwicklung gut überstanden hat und immer mehr sich kräftigte, wozu eben der Aufenthalt in Blaubeuren mit seiner herrlichen Luft und seinem klaren Bergwasser viel beigetragen haben mag. Die ganze Tageseinteilung war jedoch, wie wir sahen, für junge Leute von 15 Jahren reichlich spartanisch und teilweise wenig dazu angetan, sie zu kräftigen. Strauß erzählt von einem betrügerischen Speisemeister, der das für die Verpflegung der Zöglinge bestimmte Geld teilweise in die eigene Tasche steckte und schließlich mit Schimpf entlassen wurde. Hauff spricht von dem schlechten Essen, das man bekommen, wenn man stundenlang geschanzt habe. „Ein halb Stündchen im schlechten Wetter (der Brief ist vom 21. Januar 1820) auf den wenigen oft besehenen Spaziergängen sich herumzutreiben, ist auch großes Vergnügen! Die übrige Rekreationszeit hat man Langeweile, dann geht das Schaffen wieder an bis 8 Uhr, um am Ende, die langweiligste Erholung, auf seiner Stube bei seiner Pfeife Tabak der Verdauung zu pflegen."

Die verschiedenen Empfindungen, mit denen Hauff seines Aufenthaltes in Blaubeuren gedachte, sind demnach nur zu wohl

erklärlich. So ſagt denn auch der Sohn jenes Freundes, — in deſſen Beſitz die zwiſchen Hauff und ſeinem Vater damals und noch in der Studienzeit gewechſelten Briefe übergegangen ſind, — der Miniſter Karl von Riecke[1]): „Man hat den Eindruck, daß Hauff zwar nicht gern im Blaubeurer Seminar geweſen ſei, aber doch den Nutzen des Kloſterlebens für ſeine Bildung keineswegs verkannt hat und zielbewußt auch ſich anzueignen beſtrebt war. Dieſe Art der Arbeit und des Gegenſtandes ſcheinen ihm gerade nicht beſondere Freude zu machen, er weiß aber wohl, daß er ſich dem unterziehen muß, wenn er vorankommen, ſich eine Zukunft gründen und vor allem, wenn er ein Jahr früher, als ſeine Promotion, auf die Univerſität zugelaſſen werden will.“ In einem Erlaß des K. Studienrats vom 29. April 1820 iſt das Ephorat zu „berichtlicher Äußerung“ aufgefordert über die Bitte der Wwe. des Geh. Sekretärs Hauff zu Tübingen, ihren im Seminar Blaubeuren befindlichen Sohn auf nächſten Herbſt in die von Schönthal nach Tübingen abgehende Promotion vorrücken zu laſſen. Nach dem vorhandenen Konzept äußerte ſich Ephorus Reuß unter dem 19. Mai 1820 dahin: „Der Seminariſt Hauff würde, wenn die Bitte ſeiner Mutter erfüllt würde, nach faſt zurückgelegtem 18. Jahr die Univerſität beziehen, und höchſtwahrſcheinlich ernſtlich fortſtudieren, auch auf dem bereits eingeſchlagenen Wege der Tugend und Religioſität gut fortſchreiten. Vorzüglich an Gaben und Kenntniſſen iſt er ſo wenig als zu geringhaltig.[2]) Mancher ſeiner Kompromotionalen aber wird, wenn er der Ordnung gemäß erſt im Herbſt 1821 auf die Univerſität kommt, weniger Kraft und Wiſſen mitbringen, und doch, wofern er das Seinige tut, brauchbar werden. — Die Umſtände der Mutter, ſowie das Unglück des früh geſtorbenen Vaters bedürfen der Darſtellung nicht. Auf alle Fälle hin ſuche ich den Jüngling durch den Gedanken an die Möglichkeit einer früheren Aufnahme in das Seminar Tübingen zu recht ernſtlichem Fleiße (er war aber bisher nicht unfleißig, war ernſt und geſetzt) zu ermuntern, und durch beſondere philologiſche

[1]) Meine Eltern, ihre Geſchwiſter und Freunde. Als Handſchrift gedruckt. Stuttgart 1897.

[2]) Soll wohl heißen: Nichts weniger als zu geringhaltig.

Übungen auf meinem Zimmer noch mehr zu begründen,[1]) damit ihm der frühere Übergang auf die Universität erleichtert und ja nicht schädlich werde."

Nach einem Erlaß der Behörde vom 29. Mai 1820 erhielt sodann Wilhelm Hauff die Erlaubnis, auf den Fall, daß er in angestrengtem Fleiß bis zum Ende des Halbjahrs beharre, schon im nächsten Herbst in das Seminar zu Tübingen einzutreten.

Nach seinen Fachzeugnissen bewegte sich W. H. ziemlich in der Mitte, wird meist prädiziert mit „ziemlich gute Fassungs- und Urteilskraft", das letzte Mal mit dem Beisatz „Das Sprachorgan versagt ihm öfter", wie denn zweimal bei „Deklamation" steht: „stotternd, übereilt, undeutlich", im letzten Zeugnis aber: „ziemlich gut, hat kürzlich eine Rede memoriter recht gut gehalten"; sonst ist, die Zeugnisse betreffend, nichts Besonderes zu bemerken, als höchstens daß ein paarmal von einer Neigung zu Übereilungen die Rede ist.

Es ist bezeugt, daß Hauff den Herodot aufmerksam gelesen hat.

Wie bei Schiller, so hat wohl auch bei Hauff die Einschließung den schlummernden Genius erst geweckt. Gar verschieden wirkt eine solche Gemeinschaft auf junge Leute in der Entwicklung: während sie einen Mörike noch mehr in sich zurücktreibt, erzieht sie unsern Hauff zu einem für Andere lebhaft empfindenden und in Anderen lebenden Menschen mit regstem Gemeinsamkeitsgefühl; das ist ja auch das Wohltuende in seinen Schriften, daß nirgends seine Subjektivität aufdringlich hervortritt, daß alles Individuelle verklärt ist in das Typische und Generelle: was ihn als Lyriker farblos und zuweilen unbedeutend macht, das kommt ihm als Epiker wieder reichlich zu gute.

Trotz der klösterlichen Absperrung, die in Tübingen sich fortsetzen sollte, ist Hauff nichts weniger als ein weltfremder Ein-

---

[1]) Brief vom 16. Juni 1820: „Schaffen muß ich, daß mir der Kopf wehe tut, und habe überhaupt wenig freie Zeit." Gut, daß dieser Sommer nicht so heiß war, wie der von 1819.

ſiedler geworden, und wie bei Schiller müſſen wir auch bei ihm die Menſchenkenntnis und den Reichtum an Typen bewundern, die dem werdenden Dichter zu Gebote ſtehen. Der Genius hat eben nur ein Minimum von Erfahrung nötig, um ſich daraus ein Bild der Welt zu formen, er ergänzt es ſich inſtinktiv aus dem wenigen, was ihm von Anſchauung geboten iſt. Freilich wird er bei mangelnder Erfahrung leicht in den Fehler des Karikierens verfallen. Das iſt der Fall bei Hauff wie bei Schiller. Eine ſtarke ſatiriſche Ader war Hauff übrigens, wie es ſcheint, angeboren,[1]) und eine ſolche zwangsweiſe Abſchließung und Vergewaltigung war ganz dazu geeignet, dieſe Anlage zur Entfaltung zu bringen. Wohl dem, den ſolche Erfahrungen nicht bitter machen! Aber dagegen war unſerem Werdenden ein Gegengewicht in ſeinem Humor und ſeinem natürlichen Frohſinn gegeben, der immer wieder durchbrach. Ich ſtehe nicht an, die allererſten Anfänge von Hauffs ſchriftſtelleriſcher Entwicklung ſchon in dieſe Blaubeurer Zeit zu verlegen. Schon in den Äußerungen der damaligen Zeit fällt eine draſtiſche, oft ſogar ſchon burſchikoſe, zuweilen kühn-anſchauliche Ausdrucksweiſe auf, ein glückliches Gleichnis wie das vom Färbergaul, mit deſſen „Ringlesrum" er das ewige Einerlei ſeines Blaubeurer Daſeins vergleicht; ein

---

[1]) Der bekannte Epigrammendichter Joh. Friedr. Chriſtian Haug, der Verfaſſer der 100 Epigramme auf Herrn Wahls große Naſe, jenes Muſters von klaſſiſchen Hyperbeln (geb. 1761, † als Bibliothekar zu Stuttgart 1829), der Mitſchüler Schillers in der Karlsſchule, war ein Vetter ſeiner Mutter und zeigt mit ihm in ſeiner ausgeprägt ſatiriſchen Art auch geiſtige Verwandtſchaft. Er hat wohl auch durch ſeinen beißenden Witz und ſeine Schlagfertigkeit direkt auf Hauff eingewirkt und ſchlummernde Kräfte in ihm geweckt. Eine bekannte Anekdote iſt folgende: „Cotta zog im Jahre 1819 in einer Geſellſchaft heftig gegen die Verſchwörung in Berlin los und ſagte unter anderem, es ſei doch zu arg, die Studenten ſeien höchſt ſtrafwürdig; in ihrem Plan ſei geweſen, alle Fürſten müſſen ſterben." Darauf ſagte Haug, noch viel ſtrafwürdiger ſei der Verfaſſer des Liedes: „Alle Menſchen müſſen ſterben."

Daß Haugs Hyperbeln auf Herrn Wahls große Naſe, beziehungsweiſe das von dieſem gemeinte Stuttgarter Original auf die Idee des Zwerg Naſe eingewirkt haben, wage ich nur zu vermuten.

rothaariges Mädchen[1]) wird der Fuchs genannt, er muß „schanzen wie ein Vieh"; schon regt sich auch die Selbstironie, ein Erbteil des schwäbischen Stammes, wovon wir oben sprachen, wenn er schreibt: „Mittwoch halte ich meine Abschiedsrede (sehr rührend)"; ein satirischer Zug tritt hervor bei der Schilderung seines Lehrers, wenn er ihn „den alten Ja-Herrn" nennt (weil er sich leicht beeinflussen läßt), oder wenn er meint, „der alte Herr wird eine von seinen trockenen gedehnten und mit langen Perioden, worin er gewöhnlich das Schlußverbum vergißt, ausstaffierten Reden preisgeben". Wie kritisch hört es sich an, wenn der Siebzehnjährige schreibt: „Dann hält er (Reuß) eine erbärmliche Rede, worin er als die größte Neuigkeit den Begriff von Verfassung zergliedert und ein paar Dutzend Jahreszahlen bringt." Aber einen direkten Hinweis auf schriftstellerische Anfänge glaube ich in den Worten der Memorabilien zu erblicken: „Muß bei Ephorus schanzen —, und anderes liegen lassen." Was kann dieses andere sein, wenn nicht dilettantische Privatbeschäftigung, und als worin anders sollen wir uns diese bestehend vorstellen, als in allerersten schriftstellerischen Versuchen, wenn diese vielleicht auch nicht über den Rahmen größerer Kneipzeitungen oder parodistischer Nachbildungen, travestierender Glossierungen ephemerer Art viel hinausgingen?[2]) Auch in Gedichten mag er sich schon jetzt versucht haben, wie ich z. B. die Gedichte „Der Kranke" und „Mutterliebe" nach Blaubeuren setzen möchte.

Aus der Schilderung der Umgebung von Blaubeuren wird der Leser entnommen haben, daß hier ein zweiter Einschlag von Fäden in den Stoff hinzukam, aus dem der Dichter später seinen Lichtenstein formte. In öfteren Fahrten und Gängen über die rauhe

[1]) Julie Seefried.

[2]) Auch sonst rächte man sich für die strenge Klosterzucht durch Humor und Satire. Von Vischer sagt Strauß, daß er schon im Seminar eine Fülle von Originalität, Witz und Humor entwickelt habe; „er war die Seele jeder heiteren Gesellschaft oder komischen Darstellung, ein geschickter Zeichner, besonders in Karikaturen; aus Blaubeurer Beziehungen entstand der Name Schartenmaier, unter dem er noch im letzten Jahr unseres dortigen Aufenthaltes (1825) und dann in der ersten Universitätszeit jene Volksgedichte lieferte, aus denen mehrere Kernverse in ganz Deutschland verbreitet sind."

Alb in die Ferien und zurück nach Blaubeuren lernte Hauff den Weg schon genau kennen, den er dann seinen Sturmfeder von Ulm aus bis in die Nähe des Hohen Neuffen machen läßt;[1]) sein Pfeifer von Hardt hat sich im Blaubeurer Kloster wohl umgesehen, wenn er im 8. Kapitel des Romans sich also vernehmen läßt: „Wenn ihr je ins Kloster hinauskommt, so vergesset nicht, nach der Treppe zu schauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche ans Kloster schließt, und ist lang und schmal. — —" Ins nahe Ulm, das ihm dann so prächtige Szenerieen für die Eingangskapitel liefern sollte, ist er von Blaubeuren aus wiederholt gekommen; zweimal hat er die Weihnachtsferien dort zugebracht; mit einer dortigen Cousine hat er in eifrigem Briefwechsel gestanden, er hat uns aber den Namen nicht verraten, und ich kann nur vermuten, daß sie mit dem Anfangsbuchstaben E. gemeint ist. So fehlt es hier schon nicht an Eindrücken, die nachhaltig fortwirkten und im gegebenen Augenblick zu farbigem Gesamtbild sich zusammenschlossen. Und noch anderes bereitete sich schon vor. In Ulm war es ihm während des ersten Blaubeurer Sommers vergönnt, eines der altvolkstümlichen Schifferstechen auf der Donau mitanzusehen, und ganz am Ende seines Schaffens verdichtet sich ihm dieser frühe Eindruck zu der Idee eines Singspieltextes mit dem Titel „Das Fischerstechen", den er für Julius Benedict geplant hat. Ein Ausflug nach Hechingen mit Besteigung des Hohenzollern in der Herbstvakanz 1819 mag ihm die ersten Eindrücke für das Märchen vom Hirschgulden gegeben haben.

Die Lichtpunkte in dem einförmigen Blaubeurer Leben waren die eben erwähnten Ausflüge nach Ulm, dessen Altertümlichkeit und Eigenart neben anderen Anziehungen schon jetzt anfingen, auf den poetischen Sinn des Jünglings zu wirken, „Suiten" nach Böblingen, auf das Volksfest nach Kannstatt, „Ausritte" (per pedes!) zur Verabschiedung fortziehender Genossen nach dem Albdorf Feldstetten, nach Schelklingen und Ehingen an der oberen Donau, die Besuche

[1]) Einmal war er mit seinem Bruder Hermann im Sommer dort. Eine Beschreibung des Gesamtbildes der Alb findet sich im 14. Kap. des Lichtenstein.

Riecks, dem durch seine Verwandtschaft mit Reuß wohl die Möglichkeit geboten war, im Kloster zu wohnen, der erwähnte Besuch seines Bruders Hermann; kleine, unschuldige Abenteuer, wie die Erstürmung eines Mäuerleins, die zu einer Untersuchung führte, jugendliche Schwärmereien, Einschwärzung verbotenen Bieres, „fürchterliche Kommerse" und lustige Neujahrsfeiern, wie z. B. die dritte Neujahrsnacht (auf 1820) als „sehr fidel" bezeichnet wird. Einen breiten Raum nimmt in Hauffs Briefen[1]) die Erörterung der Frage ein, ob es ihm wohl gelingen werde, ein Jahr früher als seine „Kompromotionalen" auf die Universität zu kommen. Er stützt diese Hoffnung auf die Bedürftigkeit der frühverwitweten Mutter, die wünschen mußte, daß ihr Sohn bald „ins Brot" käme, und anderseits darauf, daß er bei dem Eintritt ins Seminar ein Jahr über das gewöhnliche Alter von 14 Jahren hatte. Einen einflußreichen, aber wie es scheint, die Frage unparteiisch streng prüfenden Fürsprecher hatte er in seinem Oheim, dem Oberregierungsrat Karl Grüneisen (dem Mann von Henriette Hauff, der Schwester seines Vaters), der die Sache im wesentlichen selbst zu entscheiden hatte. Und endlich fiel nach manchen bangen Hoffnungen und Zweifeln ein Lichtstrahl in die klösterliche Haft, denn am 12. Juni 1820 kann er dem Freunde hocherfreut melden: „Ich mochte länger nicht mehr zaudern (zu schreiben, obwohl er noch einen Brief von jenem erwartet), besonders da ich Dir eine für mich so fröhliche Nachricht erteilen kann: nämlich, daß ich auf den Herbst nach Tübingen aufgenommen bin." Und gleich darauf am 16.: „Es freut mich recht, daß Du auch teilnimmst an meiner Freude darüber, daß wir in 103 Tagen miteinander den Fuchsenstand antreten. O wie freue ich mich auf den Winter! wie manche selige Stunde muß uns dann, wenn wir so eng

---

[1]) Zuweilen wird in diesen Briefen auch schon kräftig politisiert, die Vorgänge in Tübingen, wo das Jahr 1819 für die Burschenschaft aufgeregte Zeiten und die Verweisung eines Umtrieblers, namens Völker brachte, besprochen, das Eingehen der „Stuttgarter Hefte", einer Zeitschrift mit fortschrittlicher Tendenz beklagt, u. s. w. Rieck berichtet von der Eröffnung der Landstände in Ludwigsburg Anfang 1820 und von der Verfassungsfeier des Stuttgarter Gymnasiums am 28. Oktober 1819.

und brüderlich verbunden leben, wohlgenossen entfliehen!" Ein freudiger Brief von Hause erhöhte noch seine Stimmung, die in den Tagebuchaufzeichnungen wiederklingt, wenn es da heißt: „Frohe Aussichten wegen meiner Promotion."

Nun galt es noch, tüchtig zu „schanzen", um das Examen zu bestehen und sich den Schönthaler Genossen gewachsen zu zeigen; er mußte, da das Schwesterseminar Schönthal diesmal an der Reihe war, ins höhere Seminar zu Tübingen eine Promotion abzugeben, mit den dortigen Kameraden konkurrieren. Noch eine andere Sorge drückte ihn. „Ist dir es nicht angst, weil wir als Füchse arg werden gedrückt werden? Ich schwitze wirklich[1]) schon Angstschweiß, wenn ich an den Tag denke, wo ich mit meiner ganzen Promotion schmollieren muß."

Doch auch diese schlimmen und trotz des herrlichen Sommerwetters oft sorgenvollen Monate gingen vorüber, ein letzter Ausflug nach Ulm, eine feierliche Abschiedsrede, Abschiedskommers, Turnfest und Promotionskommers (vermutlich für Hauff allein), ein Abschiedsausflug nach irgend einem Lieblingspunkt in der Nähe waren die letzten frohen und schwierigen Stationen auf der Dornenbahn des Blaubeurer Lebens, die Hauff, wie er am 3. September an Rieck schreibt, mit diesem zu teilen hoffte, da sein Besuch in Aussicht gestellt war. Am 20. September etwa wird Hauff dem stillen Felsental, das er nicht wiedersehen sollte, Lebewohl gesagt haben, um dann mit Rieck und 3—4 Genossen, die in die Ferien reisten, bis an die Uracher Steige zu fahren und von dort zu Fuß über St. Johann nach Reutlingen, von da nach Tübingen zu wandern. „Im Fall es regnen sollte," fügt er in jenem Brief umsichtig hinzu, „so können wir in Urach herrliche Retouren haben, da die Tübinger am nämlichen Tage in die Vakanz gehen."

So lag denn der Weg zur Universität nunmehr dem Scholaren offen: das Studium des „Schuchen" oder „Froschs" lag hinter ihm, er war nun wohlbestallter mulus oder Maulesel, wie man den berauschenden Zwischenzustand zwischen Gymnasium und Universität

---

[1]) Schwäbisch = gegenwärtig, jetzt.

zu bezeichnen pflegt, um bald in die Zahl der Graßfüchse aufgenommen zu werden. Bald sollte ihn das neckisch-niederschmetternde „Was kommt dort von der Höh" empfangen und jenes törichtsinnvolle Treiben, das er so unübertrefflich in den Memoiren und in den Phantasieen schildert.

Schon hielt die alma mater alles zu seinem Empfang bereit, damit er nun in die Sphäre eintreten sollte, die so recht eigentlich das Element für die Entwicklung seines jugendlichen Genius wurde. Auf eine höhere Stufe trat er damit über, auf der er schon über die Grenzen des Stammes hinauswachsen und sich bereiten sollte, ein Liebling aller Deutschen zu werden.

3. Der Tübinger Student.

(1820—1824.)

Hauff trat, nachdem er in den großen Ferien zunächst in Tübingen bei seinen Angehörigen, dann einige Tage in Stuttgart bei seinem Freund Riecke verweilt, wo er schon Gelegenheit nahm, die Boisserée'sche Sammlung kennen zu lernen, und schließlich zu Roßwag und Erligheim auf Besuch gewesen war, am 15. Oktober 1820 in das Evangelische Seminar zu Tübingen, das sogenannte Stift, ein. Jener Besuch in Roßwag sollte noch lange in seinem Gemüt nachklingen und hat ihm die erste tiefere Herzenserfahrung gebracht. Das Dorf Roßwag ist im Oberamt Vaihingen a. Enz, 6 km westlich von diesem Ort etwas weiter oberhalb an der Enz gelegen, und Hauff besuchte dort die Familie des Pfarrers Joh. Christian Klaiber, der zwei Söhne, Wilhelm und Gottfried, und zwei Töchter, Elisabethe Karoline (Lina) und Nane hatte, von denen die ältere, geb. 24. April 1791 zu Wankheim bei Tübingen, an den Pfarrer M. Gottlob Friedrich Geiger in Erligheim (O.-A. Besigheim, etwa 25 km von Roßwag) verheiratet war. Die beiden Brüder, einige Jahre älter als Wilhelm, waren Studiengenossen unseres Dichters und sollten bald seine Schwäger werden. Durch sie wohl oder auf Grund einer alten Familienbekanntschaft wurde Hauff in das gastliche Pfarr-

haus an der Enz eingeladen, und es ſpann ſich dort ein kleiner Roman an, wie ihn der Sohn Wilhelm Müllers in dem ſchönen Buche „Deutſche Liebe“ ſchildert. Nane war leidend, auch wohl etwas älter als Wilhelm, aber um ſo tiefer die mit Mitleid gemiſchte Verehrung, die der angehende Student dem zarten Weſen widmete. „Schöne Zeit!“[1])

Die Stimmung des eben im Stift Eingezogenen ſchildert wohl am beſten ein Brief an Nane vom 28. Oktober 1820, den ich unter Nr. 6 der Briefſammlung vollſtändig gebe. Hauff ſieht, an einem der einfachen Stehpulte ſtehend, an denen ſo mancher ſchwäbiſche Denker und Dichter das Erwachen ſeines Genius erlebte, aus dem hochgelegenen Arbeitszimmer im Stift auf die ſchon herbſtlich ſich färbenden Laubgruppen des Wörth hinaus, des mit einer hohen Platanenallee beſtandenen Wieſengrundes, der ſich dort am Neckar entlang zieht. Nane iſt eine Freundin ſeiner Schweſter Marie, und da letztere krank iſt, ſo ſchließt er ſeinen Brief nicht, wie er vorhatte, in den ihrigen ein, ſondern ſchickt ihn ſchon allein ab. Aus ſeinen Zeilen klingt deutlich die Zuneigung für die Adreſſatin heraus; er fühlt ſich einſam, da er in dem Verkehr mit den Seinigen durch den ſtrengen Stiftszwang behindert iſt, und es iſt, als ob er ſich von der Freundin Troſt erbäte.[2]) In der Erwähnung des Herrn Vogel (vielleicht ein im Pfarrhaus wohnender Vikar) klingt faſt etwas Eiferſucht durch. „Nach Haus darf ich abends nicht mehr; und im Kloſter bin ich in ganz neuen Verhältniſſen, mit denen ich noch nicht zurecht komme.“ — „Laſſen Sie mich nicht ſo lange auf Antwort harren,“ heißt es am Schluſſe.

Sehen wir uns zunächſt die Räume, in denen jetzt das tägliche Leben des angehenden Muſenſohnes ſich abſpielt, etwas näher an.[3])

Wer in deutſchen Landen hätte nicht ſchon vom Tübinger Stift und vom „Stiftsg'ſchmäckle“ etwas gehört? Wer wüßte nicht, daß ein Hegel, Schelling, Hölderlin, Mörike, David Friedr. Strauß,

---

[1]) Ruft Hauff rückſchauend in den Memorabilien aus.

[2]) Sehnſüchtige Gedanken an die ſchönen Tage in R. (Memorabilien).

[3]) Vgl. auch: Bis zur Schwelle des Pfarramts. Von Pfarrer Lang in Zürich.

Friedr. Theodor Vischer, Gerok durch die strenge Schule dieser Anstalt gegangen sind? Und daß man von einem besonderen Geruch, spezifischen Hauch spricht, den diejenigen an sich tragen sollen, die dort ihre Ausbildung empfingen, — denn im Schwäbischen bedeutet Geschmack soviel wie Geruch, — das läßt vermuten, daß es eine eigene Bewandtnis mit dieser Schule und Schulung hat, daß eine gewisse Eigenart jedem anhaftet, der aus ihr hervorgegangen; sollen wir es geistlichen Hochmut nennen, oder philosophisches Selbstbewußtsein, was den Stiftler das Haupt so hoch tragen und so mitleidig auf alle die herunterſehen läßt, die nicht von diesem Borne der Weisheit zu nippen gewürdigt waren. Ja, in der Tat, wenn man die Hochburg der Philosophie dort am Neckarstrand vor sich aufragen sieht, mit ernsten, sich strenge gegen das profanum vulgus, all das gewöhnliche Volk ringsum abschließenden Mauern, da überkommt einen das Gefühl, als ob die Wissenschaft von der vornehmsten Fakultät da drinnen monopolisiert worden sei, und man ist nicht abgeneigt zu vermuten, daß hinter jenen Mauern ein heiliges Feuer gehütet werde, der ewige Opferbrand abstrakter Wissenschaft, von dem ihre Priester den nicht Eingelassenen nur eben soviel mitzuteilen pflegten, als sie für gut befinden.

„Wer von der Neckarseite herkommt," sagt wieder Strauß in dem schon mehrfach angezogenen Buche, „bemerkt in der hellen Front, welche die Stadt gegen den Fluß macht, ein stattliches, freundlich getünchtes Gebäude, dessen einer, tiefer in den Schloßberg hineingebauter Flügel über den vorderen, jüngeren Bau hoch hervorragt. Das alte Augustinerkloster, im sechzehnten Jahrhundert von Herzog Ulrich[1]) zum Konvikt für künftige Geistliche des evangelischen Bekenntnisses bestimmt, das er ja in seinem Lande eingeführt hatte, von Herzog Christoph erweitert und mit einer entsprechenden Haus-

---

[1]) Wenn also Hauff gerade diesen Herzog in seinem „Lichtenstein" mit unverkennbarer Parteinahme verherrlicht und weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, so hat er damit eigentlich eine Dankesschuld gegen den Patron und Gründer derjenigen Anstalt abgetragen, die ihm vier Jahre lang geistige, und einen Teil dieser Zeit hindurch auch leibliche Heimstätte war.

ordnung verſehen, nach ihm auch mit Vorliebe genannt,[1]) hat im Laufe der Zeit, neben den Veränderungen der letzteren, auch ſo viele bauliche Umwandlungen erfahren, daß es kein klöſterliches, ja kaum mehr ein altertümliches Ausſehen hat.[2]) Mit der Hauptſeite gegen Süden gewendet, ſonnig und luftig, die höheren Stockwerke mit entzückender Ausſicht auf die dunkelblaue Mauer der ſchwäbiſchen Alb, welche über dem theatraliſch auseinandertretenden Vordergrunde des Steinlachtales ſich als Hintergrund erhebt, iſt das ganze Gebäude, die beiden Hörſäle und den Speiſeſaal ausgenommen, in Arbeits- und Schlafzimmer für je 6—10 Bewohner in der Art abgeteilt, daß ähnlich wie in Blaubeuren, allemal zwiſchen zwei Studierzimmern der Zöglinge ein Repetentenkabinett ſich befindet. Auch hier haben die Stuben Namen, z. B. die Jägerſtube. Die Hausordnung im Stift war doch viel leidlicher, als die im niederen Kloſter geweſen

---

[1]) Chriſtophsſtift.

[2]) Ein großartiger Neubau fand im Jahre 1670 ſtatt. Zwei Inſchriften am Äußeren des Gebäudes lauten: „Claustrum hoc cum patria statque caditque sua“ und „Scholae et vitae.“ Schon im Jahre 1677 war das Stift von 200 Studenten beſucht. Öfters hat es mehr als die Hälfte zu der Geſamtzahl der Studierenden geſtellt. Bis tief in das abgelaufene Jahrhundert herein trugen die Stiftler eine beſondere klöſterliche Tracht, wenigſtens innerhalb des Hauſes. [Zur Zeit Hauffs betrug die Anzahl der Zöglinge anderthalb Hundert.] Herzog Karl Eugen dehnte ſeine pädagogiſchen Neigungen auch auf das Stift aus und kam öfters plötzlich, um es zu viſitieren.

Die Statuten von 1547 enthalten u. a. folgende Vorſchriften: Die Stipendiaten ſollen ſich bewußt ſein, daß ſie von Almoſen leben. Sie ſollen ſich den auferlegten Dienſtleiſtungen nicht entziehen. Es mußten z. B. die Jüngeren mit den Dienern bei Tiſch aufwarten, Holz und Waſſer tragen, Teller ſpülen u. ſ. w. Das Zeichen zum Aufſtehen wird Sommers um 4, Winters um 5 Uhr gegeben. Wer das Morgengebet verſäumt hat, bekommt zum Frühſtück keinen Wein. Während des Frühſtücks ſoll aus der Bibel, während des Mittageſſens aus einem geſchichtlichen Werke vorgeleſen werden. Nach dem Mittageſſen darf jeder eine volle Stunde ſpazieren gehen oder ein anſtändiges Spiel treiben. Zu Tänzen und anderen unanſtändigen Vergnügungen hat keiner Zutritt. Licht darf im Sommer und Winter nicht länger als bis 9 Uhr gebrannt werden. Es darf nur lateiniſch geſprochen werden.

war. Morgens kein Zwang zum Aufſtehen mehr, obwohl man nicht fortwährend gar zu ſpät zur Arbeit kommen durfte; das Tor den Tag über nicht mehr verſchloſſen; doch ein Aufſeher dort aufgeſtellt, der diejenigen aufzuſchreiben hatte, welche nachmittags erſt nach 3 Uhr zurückkamen.

Abends war man im Winter freilich auch hier unter Klauſur; doch war es nicht unmöglich, bisweilen Ausgangserlaubnis zu erhalten, und dem Wirtshausbeſuch und damit dem Verkehr mit den freien Stadtſtudierenden trat kein Verbot mehr in den Weg."

Hauff war nun offiziell während ſeiner ganzen vierjährigen Studienzeit, vom Herbſt 1820 bis Herbſt 1824, Mitglied des Stifts; doch erhielt er, was bei damaliger Überfüllung der Anſtalt mittelſt eines leichten, ärztlichen Zeugniſſes möglich war, ſchon für das folgende Sommerſemeſter 1821 die Erlaubnis, außerhalb bei ſeiner Mutter in der Haaggaſſe wohnen zu dürfen. Während damit der Zwang und die Störungen wegfielen, die von einem ſolchen Zuſammenleben (zum Teil der Natur der Sache nach) unzertrennlich ſind, blieben ihm doch alle materiellen und wiſſenſchaftlichen Förderniſſe, die mit der Zugehörigkeit zum Stift ſich verknüpften. Er behielt wohl nicht nur den Tiſch in demſelben, ſondern hatte auch nach wie vor an allen gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Übungen, Prüfungen u. ſ. w. teilzunehmen.

Und nun ſollte die ſpezifiſche akademiſche Luft, die ihn ſchon in jenen Schuljahren als förderndes geiſtiges Fluidum umweht hatte, erſt recht für ſeine Entwicklung ſich geltend machen und ihn aufs nachhaltigſte beeinfluſſen. Das Studentenleben war der Boden, auf dem ſeine ſchlummernde poetiſche Kraft zum erſtenmal ſich recht entfalten ſollte. Die Wurzeln ſeines Schaffens, das erſt in Stuttgart dann in die Luft der vollen und breiten Öffentlichkeit hinaustrat, gehen auf dieſe Zeit zurück. Die Kränzchen und Kommerſe gaben immer wiederholten Anlaß zu Gelegenheitsdichtungen und Kneipzeitungen in Poeſie und Proſa; Eigenheiten der Freunde werden ſatiriſch durchgehechelt; die alljährlichen Waterloofeſte auf dem Wörth ſehen den immer ſicherer ſeine Töne Findenden allmählich regelmäßig unter den Feſtdichtern; und manches Skizzenblatt, nachher

verwertet und weiter ausgeführt, bringt der junge Hofmeister dereinst schon mit nach Stuttgart. Aus dem Jahre 1822/23 stammt die erste handschriftliche Gedichtsammlung mit dem seltsamen Titel „Gedichte eines Narren", die in dieser Form nie veröffentlicht worden ist; in Tübingen ist Hauff zu dem Gedicht angeregt worden, das die Perle seiner lyrischen Erzeugnisse bildet, und in dem eine Ahnung von frühem Tod sich so ergreifend-poetisch ausspricht; die Anfänge des „Mann im Mond", der Satansmemoiren,[1]) des Lichtenstein gehen, wenigstens der Konzeption nach, sicher schon in diese Zeit zurück; und die Märchen hat er zum Teil schon den Schwestern im häuslichen Kreise bei der traulichen Abendlampe, wenn auch vielleicht erst in embryonischer Form vorgetragen. Ein ziemlich umfangreiches, humoristisches Epos, das wir zum erstenmal vollständig hier vorlegen, ist in Tübingen entstanden; ebenso sind die Briefe eines auf der Universität weilenden Mädchens hier geschrieben. Auch ein Teil der Skizzen, die „Leihbibliothek" und „Geschmack des Publikums" gehen noch auf Tübinger Eindrücke zurück.

Wie schon bei manchem Dichter ist das gemütliche Zusammensein mit eng verbundenen Freunden, die durch kein steifes Zeremoniell gehinderte gegenseitige Neckerei der günstige Nährboden gewesen, auf dem sich die Keime seines Talents frei entfalteten. Insbesondere waren es die zur Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo, welche man damals als den eigentlichen Markstein der Befreiung Deutschlands ansah, alljährlich am 15. Juni auf dem Wörth von der Gesamtheit der Burschenschaft gefeierten Waterloofeste, wo Hauff wenigstens mündlich schon vor eine gewisse Öffentlichkeit als Dichter hintrat.

Die Festredner bei den Waterloofesten waren Karl Wächter, (später Wächter-Kiderlen), Gustav Kolb (der bekannte spätere Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der mit Hase auf dem Asperg saß), Albert Knapp, Christian Klüpfel und Wilhelm Frisch; die Festdichter Knapp, Mebold, Bardili, Hauff, Chr. Wurm.

[1]) Zu den im Eingang der Memoiren aufgeführten Ausdrücken des Studentenjargons kann ich aus einem nicht mitgeteilten Gedicht noch „Manuspritzen" für Manuskripte stellen.

Zunächſt ſchloß er ſich einem engeren Kreis von Freunden an. Er nennt Friſch, Chriſtian, Göriz, Röder, Pfaff, und erwähnt Spaziergänge mit dieſen. Er ſpricht von „arger Kraßheit", die ihm doppelt auffallen mußte, da er an den zarten Ton in dem außer ihm aus lauter Frauen beſtehenden Familienkreis gewöhnt war. Die Freunde traten ſchon jetzt in die Burſchenſchaft, wo damals noch unruhige Zeit war, da zu der Bedrückung von oben Händel mit den Korps hinzukamen. — Bei der Erwähnung des Briefwechſels mit Nane ſpricht Hauff von Kämpfen. In dem Brief vom 19. November ſpricht ſich ein noch wärmeres Gefühl und die Zunahme ſeiner Neigung aus. Schon in der erſten Oſtervakanz war er, nachdem er noch erſt luſtige Tage bei der ihm verwandten Familie Haug (ſiehe S. 22 Anm.) in Stuttgart verlebt hatte, ſchon wieder in Roßwag, wo es zu einer Annäherung an Nane kam. In eben dieſen Ferien ereignete ſich, wie es ſcheint, kurz vor Wilhelms Weggang, etwas, was die — wie alle ſolche Leidenden — wohl beſonders empfindliche Freundin verletzte. Inwieweit das jugendlich-ſelbſtbewußte Weſen des neugebackenen Studenten oder die bis zur Krankhaftigkeit geſteigerte Empfindlichkeit des einem frühen Tode entgegenwelkenden Mädchens die Hauptſchuld trägt, kann nicht mehr entſchieden werden. Hat Nane dem kühn ins Leben Hinausſtrebenden mit der Gewiſſenhaftigkeit der in ländlich ſtrengen Grundſätzen und der Einfachheit eines altſchwäbiſchen Pfarrhauſes Aufgewachſenen über irgend etwas Vorwürfe gemacht, das ihr an ſeiner Lebensführung nicht gefiel, etwa wegen eines Mangels an Sparſamkeit, hat ſie ihm religiöſe Vorhaltungen gemacht, und Hauff ſeinerſeits in jugendlicher Überempfindlichkeit derartige gutgemeinte Fragen und Ermahnungen ſchroff zurückgewieſen, — oder hat Hauff unbedachterweiſe etwa gegen eine vermeintliche Annahme ernſter Abſichten vorbauend ſich verwahrt, was natürlich das zartfühlende Mädchen tief verletzen mußte, — genau läßt es ſich nach den vorliegenden Briefen nicht mehr ſagen, die aber, was auch vorgefallen ſein möge, dem Zartſinn und dem im Innerſten edlen Weſen beider Teile das ſchönſte Zeugnis ausſtellen. Denn bereut hat Hauff ſein Vorgehen jedenfalls aufs tiefſte, als er ſah, daß er die innig Verehrte verletzt hatte, wenn er ſeine

Schuld auch nicht ſo groß finden mochte, um eine ſo tiefgehende Verſtimmung bei der Freundin zu rechtfertigen; denn in ſeinen Memorabilien findet ſich die Eintragung, die in ihrer vielſagenden Kürze tief in ein zerriſſenes Gemüt blicken läßt: „Abſchied!?! Eilig heim!! Der unglückliche Brief an N(ane). Rückkehr nach Tübingen.“ Demnach ſcheint er von unterwegs noch einige Zeilen an die Beleidigte gerichtet zu haben, die vielleicht erſt recht geeignet waren, ſie zu verletzen. Nane war grübleriſch und ſelbſtquäleriſch, und die friſche, oft kecke Art des ſich mehr und mehr fühlenden Studioſen paßte wohl ſchlecht zu dieſem Weſen, ſo gut ſich die beiden auch wieder in manchem verſtanden haben mögen. Das Bekanntwerden dieſer erſten ernſteren Neigung wird um ſo mehr Teilnahme erwecken, als bis jetzt Luiſe für das einzige weibliche Weſen galt, das einen tiefern Eindruck auf Hauffs Herz gemacht habe.

Wenn wir die in der Tübinger Schulzeit angedeutete, wohl noch recht kindliche Liebelei, dann die Erwähnung eines Malchens im Sommer 1821, das in Tübingen bei der Mutter auf Beſuch war, und den Briefwechſel mit der Ulmer Couſine abrechnen, ſo haben wir allerdings keine Spuren davon, daß Hauff ſein Herz mehrmals verloren habe; doch die Herzenserfahrung mit Nane muß tief auf ihn eingewirkt und nunmehr ſeinem Weſen jenen Einſchlag von pensieroso eingefügt haben, von dem wir eingangs ſprachen. Das ganze Verhältnis erinnert an Schulzes Liebe zu Cäcilie; ob wohl in dem, in den Letzten Rittern von Marienburg geſchilderten Verhältnis von Eliſe zu dem Referendar Palvi gewiſſe Erfahrungen aus dieſer Zeit nachklingen und darin ein Stück Selbſtbekenntnis des Dichters enthalten iſt? —

Im Sommer 1821 erwähnt Hauff eine Krankheit, was darauf deuten kann, daß ſich ſeine Geſundheit noch immer nicht endgültig befeſtigt hatte. Aber im allgemeinen muß ſeine Erſcheinung damals das Bild eines in Jugendblüte Prangenden geboten haben. Auf dieſe Zeit etwa geht es auch, wenn Moritz Pfaff von ihm ſpricht als von Wilhelm Hauff, der durch ſein in prächtigen blauen Augen — das Haar war dunkel — ſich ſpiegelndes geiſtvolles Weſen und ſeinen heiteren Sinn ſich angenehm bemerkbar machte. Er trat

jetzt auch Adolf Riecke, dem Bruder des mehrfach erwähnten Freundes, Köhler und Max Seybothen aus Ulm, Sohn eines Generals, näher. Es ist von „Kabale und Liebe" in den Memorabilien die Rede, ohne daß wir näher wissen, worauf das deutet, und ob es vielleicht bloß die Erwähnung einer Vorstellung ist, von Suiten nach Reutlingen und nach Hechingen, einem Abschiedsritt mit dem scheidenden Freund Göriz nach Niedernau, einer Reise mit dem ihm mittlerweile ebenfalls nahegetretenen Adolf Christian, genannt Cocles, nach Stuttgart, und Gesprächen und Verirrungen unterwegs, und dann auch wieder von Liebesleiden und einem Brief der Pfarrerin von Erligheim, der Schwester Nanens (es wird der vom 22. Mai sein, Nr. 10), die bemüht war, die eingetretene Entfremdung auszugleichen. Nane war unterdes wieder schwerer leidend geworden, und um so mehr mußte die Schwester wünschen, daß eine volle Versöhnung zwischen den beiden stattfände. Am 9. August schreibt dann Nane — mit schwacher Hand, wie sie gleich eingangs bemerkt — einen durchaus versöhnlichen Brief an Wilhelm. Hauff scheint damals auch Sorgen um die Gesundheit seiner Mutter gehabt zu haben, während Nane sich um ihren leidenden Vater und um die Zukunft ihres Bruders Wilhelm sorgt.

Die Herbstferien brachten dem nunmehr ins Jungburschensemester Eintretenden einen genußreichen Ausflug mit Theurer, den beiden Riecke und deren zukünftigem Schwager Reyscher über Gmünd nach Ellwangen, Schrezheim (bei Höchstedt in Bayern), Aalen, wo sich Moritz Pfaff ihnen anschloß, Heidenheim nach Ulm. Die Freunde machten eine Tanzmusik in dem Dorf Pfuhl bei Ulm mit und besuchten das donauabwärts gelegene Steinhäule, einen beliebten Ausflugsort der Ulmer, worauf Hauff über Stuttgart nach Tübingen zurückkehrte. Die Präliminarien vor dem Antritt der Tour, zu dem Hauff die Freunde anscheinend in Stuttgart abholte, gibt in ergötzlich-burschikoser Weise der Brief Nr. 13 von Ende September 1821.

In dem nun folgenden Wintersemester (1821/22) wurden „ordentliche Kränzchen" mit Theurer, Riecke, Christian, Frisch, Röder, Moritz Pfaff, Reyscher, Seybothen, Köhler, Schott und, wie es scheint, vorübergehend Sigel eingerichtet, ein Musikkranz besucht und ein Ball

im Muſeum mitgemacht. Die oben genannten Freunde bildeten den Kreis der ſogenannten kleinen Kompagnie; auch Knaus und ein zweiter Pfaff (Guſtav), der Lange, ſowie zwei Freunde aus dem damals noch württembergiſchen Stockach, Gedeon Weizel, 6 Jahre jünger als Hauff, und der nachmalige badiſche Miniſter Anton Stabel, die Hauff an der ausgehobenen Stelle nicht erwähnt, gehörten mit dazu. Die allgemeine Burſchenſchaft, in die Hauff erſt etwas ſpäter eintrat, war zu zahlreich, als daß ſie dem Bedürfnis nach engerem und häufigerem Freundesverkehr hätte genügen können. — Die Deutſche Burſchenſchaft war am 12. Juni 1815 gegründet worden. Nach ihrer Aufhebung 1819 hatten ſich geheime Verbindungen zur Fortſetzung ihrer Beſtrebungen gebildet. Ein Männer- und ein Jünglingsbund erſtreckte ſich über ganz Deutſchland. Man möge über die damals herrſchenden Stimmungen und Zuſtände die „Ideale und Irrtümer“ des ſpäteren Jenaer Kirchenhiſtorikers Karl Haſe vergleichen, der ja ſelbſt in die Bewegung mit hineingezogen worden iſt. In Tübingen war am 12. Dezember 1816 unter dem Namen „Arminia“ eine Burſchenſchaft mit den Farben ſchwarz und blau gegründet worden, die ſich ſeit 1818 „Germania“ nannte, die Farben ſchwarz-rot-gold und den Wahlſpruch „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland“ annahm. Sie ſtand anfangs der 20er Jahre, namentlich auch bei den Eltern und Gymnaſiallehrern, in großem Anſehen. Der ſittliche Geiſt und höhere Schwung, welche ihre Grundſätze dem Studentenleben verliehen, fand Anklang bei allen, denen die Pflege eines idealen Sinns in der deutſchen Jugend am Herzen lag. Vom Jahre 1821 an mußte ſie ſich „Tübinger Burſchenverein“ nennen, und es trat eine Zeit der mißtrauiſchen Beobachtung und Bedrückung ein, auf die erſt mit dem Jahr 1825 wieder ein Umſchwung folgte. Innerhalb dieſer Burſchenſchaft bildete ſich anfangs der 20er Jahre ein engerer Freundeskreis, die „Kompagnie“, deſſen Glieder auch Feuerreiter (in ihrem Verhältnis zur Burſchenſchaft) genannt wurden, ein Name, den ſie ſelbſt ſpäter gerne annahmen. Sie zogen ſich nach einer Annahme dieſen Namen zu durch ihren Eifer in burſchenſchaftlichen und in allgemeinen ſtudentiſchen Angelegenheiten. Es war ein Kreis ſtrebſamer Jünglinge, die zur Aufrechterhaltung und Be-

lebung der burſchenſchaftlichen Idee weſentlich mitwirkten. Es beſtand unter ihnen ein ſehr inniges gegenſeitiges Freundſchaftsverhältnis, das ſpäter unter den älteren Herren und ihren Familien aufrecht erhalten blieb und ſoweit nötig, z. B. bei Witwen, ſich weſentlich auch auf materielle Unterſtützung ausdehnte. Dieſe Fürſorge ſollte auch Hauffs Witwe ſpäter von den Freunden erfahren.

An der Spitze der Burſchenſchaft ſtand ein von 6 zu 6 Wochen neu gewählter Vorſtand von 5 Mitgliedern, unter welchen der „Sprecher" tatſächlich die erſte Stelle einnahm, neben ihm der Schriftführer, der Pfleger, der Haubodenvorſteher und der Feſtordner.[1])

Schon in den Blaubeurer Briefen war gelegentlich die Rede von der Unterdrückung des Turnens, das in Tübingen vor kurzem lebhaft betrieben worden war, von demagogiſchen Umtrieben und Verfolgungen, von Unruhen, die ausgebrochen waren und die zu der Ausweiſung des Studioſus Völker führten. Eben hatte ein freier, friſcherer Luftzug durch die Mauern der Akademien zu wehen begonnen, als wie ein Reif in der Frühlingsnacht Metternichs Gewaltmaßregeln die jungen Keime knickten. Die Dekrete mußten Tübingen beſonders treffen, weil Sand auch hier ſtudiert hatte. Gegen das Ende von Hauffs Studentenzeit griffen die Unterſuchungen und Aufhebungen immer tiefer in das akademiſche Leben ein, und Hauff verließ die Univerſität unter dem friſchen Eindruck dieſer Behelligungen, ſo daß es ganz natürlich iſt, daß ein Nachhall ſolcher Eindrücke in den Memoiren des Satan ſich findet.

Was nun über die äußere Erſcheinung der damaligen Studierenden zu ſagen wäre, das geben wir wohl wieder am beſten mit Hauffs eigenen Worten, wenn er mit ſeiner Schilderung auch wohl mehr die ſchlimmſten Auswüchſe, als den Durchſchnitt zu treffen gedachte. „Die jungen Herren zogen die modiſchen Fräcke aus, ließen Haar und Bart wachſen, an die Hemden eine halbe Elle Leinwand ſetzen. Sie hatten wunderbare Mützen auf dem Kopf, die faſt anzuſehen waren wie

[1]) Mit der Landsmannſchaft gemeinſchaftlich beſtand in der erſten Zeit die allgemeine Vereinigung der Studierenden mit dem 9köpfigen Ausſchuſſe der Burſchenbehörde, und ſeit der ſog. Luſtenauer Schlacht vom 8. März 1879 die ſogenannte Kommentverbindung.

Pfannkuchen.[1]) Lange wallende Haare fielen in maleriſcher Unordnung auf Rücken und Schulter; den Hals trugen ſie frei und hatten breite, zierlich geſtickte Kragen, wie heutzutage die Damen tragen, herausgelegt. — Ein Rock, der nach antiker Form gemacht war, kleidete ſie nicht übel; er ſchloß ſich eng um den Leib und zeigte überall den ſchönen Wuchs der jungen Männer. In ſonderbarem Kontraſt damit ſtanden weite Pluderhoſen von grober Leinwand. Aus ihren Röcken ſahen drohende Dolchgriffe hervor, und in der Hand trugen ſie Beilſtöcke, ungefähr wie die römiſchen Liktoren. Gar nicht recht aber wollte zu dieſem Koſtüm paſſen, daß ſie Brillen auf der Naſe hatten und gewaltig Tabak rauchten." Wem tauchen da nicht vor dem geiſtigen Auge Menſur- und Gruppenbilder aus den 20er, 30er Jahren auf?

Hauff ſelbſt hat ſicher dieſe Deutſchtümelei in ihrer ſchroffen Form nicht mitgemacht, wenn er ſich vielleicht auch zu Konzeſſionen an die Mode herbeiließ. Dieſe äußerliche Nachahmung mittelalterlicher Moden entſprach der allgemeinen, romantiſchen Schwärmerei für die deutſche Vorzeit, von der man ſich wohl recht unklare Vorſtellungen machte, eine Schwärmerei, wie ſie ſich ausſprach in den Romanen eines Fouqué, die Hauff ja ſchon früher verſchlungen hatte. Wie ſehr dem geſunden Empfinden des Volks die Mode auffiel, beweiſt die Schilderung eines Gendarmen, „die Herren haben Haare, wie man zu den Zeiten Jeſu getragen", oder „Bärte, wie ein Sappeur der alten Garde", und die naive Äußerung der Bäuerin aus der Nähe von Erlangen, die Haſe erwähnt: „Wenn man ihnen auf der Landſtraße begegnet, möchte man ſie für Räuber halten." Ein trotz Unterdrückung und Behinderung von oben her doch urkräftiges und eben dadurch vielleicht in ſeinem Idealismus noch geſteigertes Studentum war es, in das der junge Hauff eingetreten war. Dem Ernſt ging der Scherz zur Seite. Chriſtian ſoll einſt bei der Rückkehr in ſeine Wohnung dort Hauff getroffen haben, wie er — es war an einem Markttage — ſich anſchickte, vom Fenſter aus die Garderobe des Freundes öffentlich zum Verkauf auszubieten. In einer Nacht ſoll Hauff den

[1]) Noch heut nennt man in Schwaben ſolche Mützen Pfannkuchendeckel.

Jörgenbrunnen beſtiegen und der jetzt nicht mehr vorhandenen Statue des Ritters St. Georg die Beine rot bemalt haben, was noch die ſpezielle Beziehung hatte, daß die Feuerreiter oder Feuermelder damals rote Beinkleider trugen und dies ja der Spitzname ſeiner engeren Verbindung war. Der Kneipname Hauffs war Bemper oder Bemperlein, den er von einem älteren Verwandten erbte, der vor ihm ſtudiert und ſich zu denſelben Kreiſen gehalten hatte. Der nachmalige Oberamtsarzt Hauff in Kirchheim u. T. hieß als Student Bumper oder Pomper (Held im Pumpen?), und Bemperlein, das auch als Pömperlein vorkommt, wäre das Deminutiv jenes Übernamens, dem aber Hauff jedenfalls wenig Ehre machte.[1])

Am friſcheſten führt uns Hauff ſelbſt dieſe ganze Periode ſeines Lebens vor: Die Seniade, die Mädchenbriefe (1823), die Rede beim Kompagniefeſt in der Poſt zu Waldenbuch (1825), die Feſtlieder und die Stammbuchverſe — das alles verſetzt uns mitten hinein in die Zeit überſchäumender Jugendluſt und kecker Laune, und das Dichten wächſt unmerklich aus dem Leben hervor als natürlicher Ausdruck des Empfindens. Von dem ganzen ſtudentiſchen Treiben erhalten wir das breiteſte und ſatteſte Bild durch das humoriſtiſche Epos „Die Seniade", deren Abfaſſung ins Jahr 1822 fällt, — wie Hauff ſelbſt andeutet, eine Nachahmung des Renommiſten von Zachariä (1744), die er ſicherlich auch in der Bibliothek des Großvaters vorfand. Wird dort der Gegenſatz zwiſchen dem modiſchen und zimperlichen Leipzig und dem allzurüpelhaften Jena geſchildert, ſo hier der Gegenſatz zwiſchen den Angehörigen des Korps, den Pomadehengſten, und den urwüchſigen Burſchenſchaftern. Als Typus und Held des letzteren führt der Dichter Seni, den Präſes der Germanen, vor. Der Name mag Abkürzung aus Senior, und vielleicht eine Anſpielung auf die Schillerſche Geſtalt ſein. Es war ein entfernter Vetter Hauffs, der Mediziner Friedrich Hauff aus Marburg, der wegen burſchenſchaftlicher Umtriebe verdächtigt, mit Haſe zuſammen auf dem Asperg ſeit 1824 eingekerkert war, wegen Krankheit 1825 entlaſſen wurde und am 22. Auguſt bei den gleichnamigen Verwandten

[1]) Der Name Bemperlein begegnet auch bei Gottfried Keller.

in Bondorf (westlich von Tübingen) starb. Er wurde 1820 in Tübingen immatrikuliert und war mehrere Jahre lang die Säule der Burschenschaft. Er war ein feiner Redner, tüchtiger Schläger, kühner Reiter, gewandter Turner und galanter Tänzer, sowie der beste Billardspieler, — man begreift, daß Hauff gerade seine körperliche Tüchtigkeit imponierte.

Wir nehmen den Faden der Darstellung im Wintersemester 1821/22 wieder auf. Zusammenfassend sagt Hauff über dieses Wintersemester, daß es lustig und fidel und doch dabei fleißig gewesen sei. Gegen die Korps habe man sich im ganzen sehr ruhig verhalten, weil diese sich zurückzogen. „In der Allgemeinheit zeigt sich wenig Interesse; in der Burschenschaft zeigt sich kein großer Eifer." Er erwähnt Streitigkeiten der Feuerreiter, Gemäßigten und Fidolen. „Die Fidolia bringt einen fideleren Geist in die Kneipe, der aber ausartet." Die Kränzchen mit den Freunden hatten schon im Winter 1820/21 bestanden, wurden dann in diesem Winter (wie es scheint, in erweiterter Mitgliederzahl) wieder aufgenommen und hörten am Ende des Sommers 1822 zunächst auf, werden aber noch einmal im darauffolgenden Winter erwähnt. Durch den erwähnten Musikkranz wurde Hauff in eine andere Vereinigung, die „Fidolia", hinübergezogen, und dadurch für eine Zeitlang den Mitgliedern der Kompagnie etwas ferner gerückt. Der Zweck der „Fidolia" war, wie Hauff selbst sagt, „rechte Fidelität und wahre Herzlichkeit, Fidelität im Sinn und Geist der Burschenschaft; Fidelität, die dem Burschen die Jahre seiner Jugend erheitert, und die er noch ins Geschäftsleben hinübernimmt; Fidelität, die den Burschen nicht schon in der schönen Zeit seines Burschenlebens zum Philister werden lassen will, gleich weit entfernt von roher Kneipenrenommage und Liederlichkeit, als von jenem ernst sein sollenden Wesen, womit sich jugendliche Philister eine gewisse Grandezza geben wollen." Es scheint, als ob Hauff die Kränzchen der Kompagnie[1]) für eine Zeitlang zu wenig Anregung geboten

[1]) Hier herrschte ein gediegener, ausgeprägt solider Ton. Es war in der Burschenschaft überhaupt Sitte, solche Kränzchen zu veranstalten. So berichtet es Hase von Erlangen. Es wurden darin Vorträge über die Ziele und Ideale der Burschenschaft gehalten — und Thee dazu getrunken. Solche Vorträge sind die aus dem Nachlaß mitzuteilenden.

hätten, daß er aber nach einem Ausflug in andere Kreise, die jedoch immer innerhalb der Burschenschaft lagen, gerne wieder zu den alten Freunden zurückgekehrt ist. Man machte ihm Vorwürfe wegen seiner Untreue, und er notiert deshalb in den Memorabilien: „Verdrießlichkeiten mit der Kompagnie, die sich durch meinen Eintritt in die Fidolia beleidigt fühlt"; er rechtfertigt sich in offener Aussprache durch die Rede vom 23. Januar 1822. Noch in demselben Semester löste sich die Fidolia übrigens wieder auf. Der Vortrag mit dem Motto: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang" wurde wohl zu Beginn des folgenden Sommer-Semesters (1822) in einem Kränzchen gehalten, der über die Freundschaft am 21. Mai 1822. Man schenkte sich, wie auch noch zum Teil heutzutage, Pfeifenköpfe mit dem Wappen der Kompagnie. So schreibt Riecke: „Ich besitze noch einen Pfeifenkopf, welcher auf der Vorderseite zwei sich umschließende Hände zeigt, aus Wolken hervorkommend und umgeben von einer Schlange, die sich am Schwanze faßt, dem Symbol der Ewigkeit. Auf der Rückseite stehen 14 Namen, von denen einer ausgelöscht ist."

Den größten Einfluß übte damals durch amtliche Stellung, Persönlichkeit und Reichtum der Kanzler von Autenrieth, ein geistvoller Arzt, der sich auch um Theologisches kümmerte, zu dieser Zeit ein Schriftchen über das Buch Hiob herausgab und für die Unsterblichkeit der Seele einen sicheren Beweis aus der Natur führen zu können meinte. Das zeigt schon, wie weit man damals noch von dem Materialismus entfernt war, der einige Jahrzehnte später seinen Einzug auf den Hochschulen halten sollte.

Welches waren nun die Lehrer Hauffs? Baur war noch nicht berufen, er kam erst 1826 nach Tübingen. Die evangelisch-theologische Fakultät bildeten der Prälat Ernst Bengel, ein Enkel des berühmten Johann Albrecht, dann Schmid und Dr. Steudel; von den Lehrern der theoretischen Fächer war, wie Strauß sagt, der eine durchaus unbedeutend, ein anderer nur durch die Proben von Geistesschwäche bekannt, die man sich, Wahrheit und Dichtung, aus seinen Vorlesungen erzählte. Dies könnte der von Hauff so derb persiflierte Dr. Schnatterer sein, und bei dem Gang über die Wiesen, wo sich ihm der Satan als Luisel zugesellt, dürfte an den Weg von Lustenau nach

Tübingen zu denken ſein. Vermutlich hatte ſich der würdige Herr einmal irgend eine derartige Blöße gegeben.

Ein in Hauffs Schriften mehrmals wiederkehrendes Motiv iſt der Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süddeutſchen (beſonders im „Bild des Kaiſers", in den „Briefen eines Mädchens" und in den „Angſtſtunden des Juden"), und das geht wohl auch ſchon auf Tübinger Eindrücke zurück. Nach Haſe, der vom Herbſt 1823 bis Herbſt 1824 Privatdozent der Theologie in Tübingen war, waren damals in Tübingen auch norddeutſche Studenten ziemlich zahlreich vertreten, die meiſt von ihren Vätern dorthin als zu der noch gläubigen Fakultät geſchickt waren. Mit Haſe wurde Hauff durch einen gemeinſamen Mittagstiſch bekannt, und beide ſcheinen Gefallen aneinander gefunden zu haben. Haſe ſchreibt darüber: „Mit den Schwaben wird man nicht ſo leicht bekannt. Nur zwei ältere Studenten haben ſich mir in dieſem Sommer angeſchloſſen. Der eine, Wilhelm Hauff, eine angenehme Perſönlichkeit, der voll ſeiner poetiſchen Entwürfe in einem kurzen Frühling ſeines Lebens doch ein hübſches Teil davon ausgeführt hat." Dies iſt ein vollwichtiges Zeugnis dafür, daß Hauff ſich wenigſtens gegen das Ende der Tübinger Zeit ſchon als Dichter fühlte und ſich mit dichteriſchen Entwürfen trug, wovon er alſo ſogar dem ihm verhältnismäßig doch ferner Stehenden ſprach. Ganz an die Memoiren erinnert es, wenn Haſe erzählt: „Bei den Profeſſoren war die für ſitzende Leute bequeme Sitte, einen Beſuchenden nicht niederſitzen zu laſſen, ſondern mit ihm durchs Zimmer auf und ab zu gehen. Als ich dem erſten Profeſſor der Theologie,

---

[1]) Haſe wurde am 24. September 1824, ziemlich gleichzeitig mit Kolb, verhaftet. Er erwähnt dabei den Pedell Payer, der als Pedell der Univerſität zugleich den Reitmeiſter machte. Mit Haſe waren noch auf dem Asperg die Schreiber (Schriftführer) Sprewitz und Eiſenmann und die Deputierten von Bonge und Hildebrand, ſowie der Burſchenſchafter Fiſcher (die „Gogs auf dem Asperg" wurden ſie genannt). Es iſt wohl möglich, daß gerade die Verhaftung von Haſe, weil ſie mit das meiſte Aufſehen erregte, Hauff die Anregung zu jenem Paſſus in den „Memoiren" gegeben hat, wo der Satan ſeine Verhaftung wegen demagogiſcher Umtriebe erzählt. Doch war auch Hauffs Freund Knaus 1825 auf den Asperg abgeführt worden.

Prälat von Bengel, meine Aufwartung machte und im Verlaufe des mühsam sich fortwindenden Gesprächs ihn ersuchte, für einige Bücher, die ich von der Bibliothek entleihen wollte, die gesetzliche Bürgschaft zu unterzeichnen, ging er zweimal mit mir schweigend durch die beiden geöffneten Zimmer, und ich war schon nahe daran, auch schweigend hinwegzugehen." — Wie ein Vorklang zu den Satansmemoiren mutet auch an der Brief Nr. 13.

Aus Klaibers Feststellungen geht mit Sicherheit hervor, daß die erste Konzeption des „Mann im Mond" und der Novelle „Der Fluch" in die Tübinger Zeit zurückgehen. Außer dem von Klaiber Beigebrachten scheint mir eine ihm wohl noch nicht bekannte Äußerung von Hauffs Freund Moritz Pfaff ein für allemal die Streitfrage zu erledigen, ob der „Mann im Mond" ursprünglich schon als Satire gedacht oder erst später dazu umgearbeitet worden sei.

„Ich erinnere mich," sagt Pfaff, „namentlich eines schönen Abends, wo er uns den Anfang einer Novelle vorlas, der uns mit lebhafter Spannung auf die Fortsetzung erfüllte, welche uns aber nie zu teil werden sollte. Zu meiner großen Überraschung begegnete ich jenem Bruchstück später, als mir Hauff seinen „Mann im Mond" zuschickte, wieder im ersten Teil dieses Buchs im Abschnitt: Die Kirche, jetzt verwertet und weiter entwickelt zu Zwecken, die der ursprünglichen Absicht des Dichters gewiß sehr ferne gelegen sind."

Hauff hat also auch hiernach eine Skizze aus seiner Tübinger Mappe vorgenommen, als er zu der Parodie auf Claurens Machwerke ein Gerippe brauchte. Die später anzuführende Äußerung Menzels kann höchstens so erklärt werden, daß er dem Dichter den Rat gegeben hat, die Parodie unter Claurens Namen erscheinen zu lassen; wenn er erst die Bearbeitung des Stoffes zu einer Parodie auf Clauren angeregt hat, so müßte ihm Hauff gerade jenen 8seitigen Tübinger Entwurf gezeigt haben, von dem Klaiber spricht.

Von Hauffs näheren Freunden ist in Kürze folgendes zu sagen:

Karl Knaus, genannt Kameralverwalter, geb. 1801 zu Vaihingen an der Enz, studierte Cameralia, wurde nach einer wissenschaftlichen Reise auf dem Asperg gefangen gesetzt, 1840 Professor der Land- und Forstwirtschaft zu Tübingen, gest. 1844.

Friedrich Köhler, genannt „der Doktor N. N.", geb. 1803 zu Denkendorf, geſt. 1846 als Oberamtsarzt in Münſingen.

Karl Göriz[1]), genannt „Schnee", vielleicht Abkürzung von Schneefritz und dies Verballhornung von Göriz, geb. 1802 zu Stuttgart, 1831 Lehrer an dem landwirtſchaftlichen Inſtitut zu Hohenheim, 1845 Nachfolger von Knaus in Tübingen, geſt. 1853.

Friedrich Freiherr von Röder, genannt „der Reichsbaron", geb. zu Stuttgart 1803, geſt. 1855 als Ober-Juſtizrat zu Ludwigsburg, frühverwaiſter Sohn des Oberzeremonienmeiſters und Hoftheater-Intendanten Reinhard Freiherr von Röder, Sproſſe eines uralten adeligen Geſchlechts, das ſeinen Stammbaum bis in das zehnte Jahrhundert zurückführt, Verwandter, aber nicht Nachkomme des bei dem Sturz des Juden Süß erfolgreich eingreifenden Erb-Oberſt-Stallmeiſters Freiherrn Heinrich Günther Reinhard von Röder. Er wurde als ein Mann von großer Tatkraft und kühnem Mut nacheinander an die Spitze der Strafanſtalten Markgröningen, Gotteszell und Ludwigsburg geſtellt.

Adolf Chriſtian, genannt Cocles, geb. 1802 zu Stuttgart, geſtorben zu Eßlingen als Rektor des Pädagogiums 1863 (vorher am Lyceum zu Ludwigsburg). Scheinbar ein trockener, proſaiſcher Menſch, den Hauff mit Vorliebe aufzog, dabei aber eine überaus treue Seele.

Moritz Pfaff, geb. 1803 zu Stuttgart,[2]) Sohn des Hof- und Finanzrats, Juriſt, war in Ulm, Eßlingen und ſeit 1851 am K. Obertribunal in Stuttgart tätig, 1853 zum Mitglied des Geheimen Rats und Staatsrat ernannt, 1870 penſioniert, ſtarb 1875, wegen ſeiner vielfachen Wohltätigkeit allgemein betrauert. Er war eine vielſeitige Natur, empfänglich für alles Schöne und Gute, ein Freund der Kunſt, insbeſondere der Poeſie und Muſik, Meiſter des geſchriebenen Worts und der freien Rede, von edlem Ehrgeiz beſeelt. Er hat auch ſelbſt Verſe gemacht.[3])

---

[1]) Von Göriz exiſtiert eine Zeichnung „Die Tafelrunde in der Haagey". Von einer weiteren Zeichnung, die ſich im Nachlaß befindet, vier akademiſche Typen darſtellend, weiß ich nicht anzugeben, wem ſie zuzuſchreiben iſt und ob etwa Hauff ſelbſt ſie gezeichnet hat. Sodann iſt eine humoriſtiſche Zeichnung vorhanden, die das Heimburgſche Anweſen in der Gartenſtraße darſtellt. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Reliquien bald der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden.

[2]) Am 24. Februar hatte er die erſte Konſultation in einem Prozeſſe des Gymnaſialfamulus Müller. Darauf mag Hauff ſcherzhaft anſpielen, wenn er in dem Vorſpiel zum zweiten Teil der „Memoiren des Satans" von dem berühmten Juſtizrat Wackerbart ſpricht, der neuerdings dazu verwendet wurde, bedeutende Unruhen in einem Gymnaſium zu ſchlichten.

[3]) Auf dem Platze, welchen jetzt das Prinzeſſinnenpalais (der Wilhelms-

Christian Heinrich Riecke, Hauff besonders naheſtehend, geb. 1802 zu Stuttgart, ſtudierte genau ſo lange wie Hauff, dann beſchäftigt in Ellwangen ſeit Februar 1825, war von dort aus öfters in Nördlingen, ſeit 1827 Rechtskonſulent zu Stuttgart,[1]) Univerſitäts-Amtmann zu Tübingen, 1836—1842, dann Juſtitiar bei der Hofdomänenkammer und Hofrichter mit dem Titel eines Hofdomänen- und Juſtizrats, zuletzt (unter König Karl) ſeit 1865 Direktor der Hofdomänenkammer, geſt. am 15. November 1865.

Victor Adolf Riecke, des vorigen Bruder, geb. 1805, geſt. 1857, war ſchon im Gymnaſium eifriger Turner, ſtudierte ſeit 1822 als Mediziner, Schriftſteller auf dem Gebiete der Medizin, Arzneimittellehre und Anthropologie, Hilfsarbeiter im Medizinalkollegium, dann praktiſcher Arzt und Hofarzt.

Guſtav Pfaff, gen. „der Lange", geb. zu Stuttgart 1803, geſt. 1869 (nicht verwandt mit Moritz Pfaff), Sohn des Geheimen Archivars, hervorragender Juriſt, zuletzt Direktor des Kreisgerichtshofs in Eßlingen.

In den Oſterferien 1822 hielt Hauff die erſte Predigt und Kinderlehre bei ſeinen Verwandten gleichen Namens in Bondorf während eines Vakanzbeſuches und dann auch die erſte Kinderlehre in Tübingen. Er ſpricht von „regerem, luſtigem Leben" im Anfang des Sommerſemeſters, einem Beſuch im Karzer bei ſeinem Freund Firnhaber, genannt Spatz, erwähnt, daß die Allgemeinheit ſich aufgelöſt habe und die Burſchenbehörde abgeſchafft worden ſei. Er meldete ſich jetzt auch ſelbſt in die Burſchenſchaft und wurde am 3. Juli aufgenommen. Daß er ſchon am Anfang des folgenden Winters ihr Ehrenmitglied wurde, iſt ein Beweis, wie man ſeine Verdienſte um die burſchenſchaftliche Sache erkannte. Nachtmuſiken und Bierſpiele, ja ſogar „Champagner" unterbrechen das erſte Studium; Liebſchaften der Freunde, die er gewiſſenhaft aufzeichnet, mögen

palaſt) mit ſeinen Zubehörden einnimmt, ſtand bis anfangs der 20er Jahre eines der ſtattlichſten Wohnhäuſer des damaligen Stuttgart und, durch einen geräumigen Hof mit Ökonomiegebäuden davon getrennt, noch ein kleines Wohnhaus, deſſen Eingangstüre genau auf die mittlere Allee der Planie gerichtet war. Hinter beiden Häuſern erſtreckte ſich ein ſehr großer, parkähnlich angelegter Garten bis zu dem jetzigen Bibliothekgebäude hinunter. Das Ganze war das Beſitztum des mütterlichen Großvaters, des unter Herzog Karl rühmlich tätigen Majors und Baudirektors Fiſcher, das kleinere Wohnhaus den Eltern zur Benutzung überlaſſen.

[1]) Siehe Seite 60.

oftmals Stoff zu mancherlei Anulkung und ſatiriſchem Scherz gegeben haben; Paukereien, Einholung der von Stuttgart Ankommenden in Luſtenau, Suiten nach Rottenburg und Hechingen brachten mannigfache Abwechslung. Theodor Körners Todestag wird feierlich begangen. Der im Mai 1822 erfolgte Tod Nanens wird den ſich immer friſcher ins Leben Werfenden für kurze Zeit nachdenklich geſtimmt, aber doch ſchon viel kühlere Gefühle bei ihm angetroffen und ihn nicht nachhaltig aus ſeiner jugendlichen Luſt geriſſen haben, die nun dem Höhepunkt vollen Sichauslebens zuſtrebte. Im September tritt er aus den Kränzlein aus, die aber ohnedies damals ihr Ende erreichten.

Das ſchöne Ende dieſes Sommers bildete im September und Oktober eine Rheinreiſe, die erſte größere, die der bis jetzt kaum über Württemberg und über Schwaben Hinausgekommene machte, und die ihm weitere Szenerie und Stimmung für die Memoiren des Satan liefern ſollte. An ihr nahmen außer ihm vier Freunde, Moritz Pfaff, Poths, Schlaich (ſonſt nicht erwähnt) und Faber teil. Über Karlsruhe, Mannheim, Worms, zum Teil wohl in rüſtigem Fußmarſch, zum Teil im „Eilwagen", ging es nach Mainz, und hier im behaglichen Gaſthof zu den Drei Reichskronen ging unſerm Dichter das Eingangskapitel der Memoiren auf, zwar wohl noch nicht in allen Einzelheiten, aber doch in den erſten Anregungen und Stimmungen, und jedenfalls der Szenerie und Umgebung nach. „Das war damals", ſchreibt Moritz Pfaff in Rückerinnerung an den genußreichen Aufenthalt in dem behaglichen Quartier, „der erſte Gaſthof der Stadt; er imponierte uns Neulingen gewaltig, und wir haben's uns ſehr wohl dort ſein laſſen. Hauff hat ſpäter in den uns beſonders anmutenden Speiſeſaal des Hotels die Einleitung zu ſeinen Memoiren des Satans verlegt, die er mir als Andenken an die froheſten Stunden ſeines Lebens geweiht hat." Wie es den Gäſten unter Satans Einfluß geht, worunter in dieſem Fall wohl das ſchmeichleriſch den Arbeitsgewohnten einlullende dolce far niente und der unvergängliche Zauber rheiniſchen Phäakenlebens zu verſtehen iſt, ſo konnte auch das frohe Vierblatt ſich wohl nur ſchwer von dem goldenen Mainz trennen, fuhr aber dann doch, vermutlich zu Schiff,

noch weiter rheinabwärts bis Koblenz und Neuwied (in deſſen Nähe wohl Faldners Gut in der „Bettlerin" zu ſuchen iſt), kehrte dann um und berührte auf der andern Rheinſeite Rüdesheim, Wiesbaden, Frankfurt, Darmſtadt, um über die Bergſtraße, Heidelberg und Heilbronn die Heimat wieder zu erreichen. Wie Hauff nicht leicht einen Eindruck für ſeine poetiſchen Schöpfungen unverwertet läßt, ſo hat er jene Fahrt von Frankfurt bis Heilbronn in jenem Paſſus, der die Beſchreibung des Heidelberger Schloſſes enthält, im Bild des Kaiſers verwertet.

Und nun folgte ein rüſtiges, ſchönes Semeſter mit Schlittenfahrten, Ständchen, einem berühmten Muſeumsballe (der vielleicht im Mann im Mond nachklingt), einer Freiburger Suite (von der zweifelhaft bleibt, ob Hauff ſie ſelbſt mitgemacht hat), und dann jener Sommer 1823, von dem hauptſächlich nur wieder ein, wie es ſcheint, beſonders glänzendes Waterloofeſt zu berichten iſt, und der mit der folgenſchweren Vakanzreiſe nach Nördlingen ſchließt, wo Hauff die Gefährtin ſeines kurzen Liebe- und Ehelebens finden ſollte. Es galt zunächſt einen Beſuch bei Max von Seybothen, dem Sohn des Generals in Ulm (2 Jahre jünger wie Hauff), und nur der verlockenden Gelegenheit, in Geſellſchaft dreier Freunde, Supf, Karl Wolf (dem Blaubeurer Studiengenoſſen) und Poths mit einer Ulmer Schachtel (einem der Arche Noä nicht unähnlichen Fahrzeug, wie ſie das Holz des Schwarzwalds donauabwärts bis Wien und weiter bringen) nach Donauwörth fahren zu können, iſt der Umſtand zuzuſchreiben, daß der jetzt Einundzwanzigjährige ſeine Verwandten im bayriſch-fränkiſchen Nördlingen kennen lernte. Denn als man nach jener luſtigen Fahrt, in die man ſich Einzelheiten aus dem Leben eines Taugenichts hineindenken mag, in Donauwörth landete, da lockte die Nähe Nördlingens Hauff auch noch weiter; er ließ die Genoſſen allein zurückkehren, um in der alten Reichsſtadt eine ihm bis dahin perſönlich noch unbekannte Tante aufzuſuchen, von der er nur weiß, daß ſie eine wohlhabende Beamtenwitwe iſt und eine hübſche Couſine zur Tochter hat. Dieſe Tante, Frau Margarete Barbara Eberhardine Hauff, war die Witwe des Hofrats und Oberamtmanns Johann Heinrich Ludwig Hauff in Weiltingen und hatte ſich

nach deſſen Tode in ihre Vaterſtadt Nördlingen — ſie war eine geborene Wünſch und entſtammte, wie es ſcheint, einer angeſehenen Kaufmannsfamilie daſelbſt — zurückgezogen. Sie hatte außer einem Sohn, den wir ſpäter als in Gent lebend erwähnen werden, eine Tochter Luiſe, die, im Jahre 1806 geboren, damals in der friſcheſten Jugendblüte prangte. Und wie es immer bei Hauff war, ſpäter ſeinem großen Hörer- und Leſerkreis gegenüber, ſo war es auch hier bei den neuen Verwandten: Er kam, ſah und ſiegte. Zwar zunächſt war der Empfang ſteif und förmlich, man verſchwendete die beſten Komplimente aneinander, die man machen konnte (Hauff ſpricht von „chineſiſchen Komplimenten"), aber bald ſchon ſchmolz das Eis der erſten Fremdheit, und die gegenſeitige Sympathie kam zum Durchbruch, wozu eine Kirchweihe im nahen Reimlingen und Unterhaltungen im Caſino beitrugen, unter denen ein Ball erwähnt wird, der wohl die reale Grundlage für jenen Ball im Ulmer Rathauſe (Lichtenſtein) abgegeben haben mag. Es ſcheint aber, daß das Herz des Studenten noch einmal fehl ging, denn das gleich zu erwähnende Stammbuchblatt ſpricht von einer unglücklichen Liebe zu einem anderen Mädchen; aber eine in Reimlingen überreichte vielſagende Roſe, die Gänge in den Garten, Guitarreſtunden, in denen der Vetter die Couſine in die Feinheiten ſeines Lieblingsinſtrumentes einzuführen ſuchte (all das klingt im Lichtenſtein nach, iſt aber dort mit den vorausliegenden Ulmer Eindrücken kombiniert), führten bald zu gegenſeitigem Liebesgeſtändnis, und Hauff konnte vor ſeinem Weggang der ſo raſch Liebgewonnenen ins Stammbuch ſchreiben:

„Wenn Du, liebe Luiſe, an den Herbſt 1823 Dich erinnerſt, ſo denke dabei auch an meine ſteife Ankunft und an die chineſiſchen Komplimente, an die Gänge in den Garten, an die Roſe in Reimlingen, an die unglückliche Liebe zu Barbara Öttelt, an die Guitarreſtunden und die aufmerkſame Schülerin, vor allem aber an den weiß- und blauen Ball den 12. Oktober und an den Herrn Rentamtmann — vor allem aber an Deinen treuen Vetter aus Tübingen.

Was wir im Scherz ſo oft geſungen,
Sey mir ein ernſtes Abſchiedswort,

Denn, ſind die Töne bald verklungen, —
Es lebt der Geiſt der Töne fort:
Wenn mir in weiter, weiter Ferne
Dein liebevolles Bild erſcheint,
Dann wünſch ich ſtill, dann möcht ich gerne,
Daß uns die Liebe wieder eint.

Nördlingen, 13. Oktober 1823.

Wilhelm H."

Der Mutter wagte ſich der jugendliche Liebende, deſſen Zukunftsausſichten noch ſehr unbeſtimmt waren, noch nicht zu entdecken, und ohne auch ihr ſeine Neigung geſtanden zu haben, die der erfahrenen Frau aber wohl nicht entging, ſchied er von dem gaſtlichen Hauſe, in das er leichten Herzens, wie zum Spiele, eingetreten war, und aus dem er nun eine ſchwere Verpflichtung mit hinwegnahm. Am 14. Oktober wird Hauff die Heimreiſe nach Tübingen angetreten haben. Von dort aus wurde alsbald ein öffentlicher, „in den Formen der landläufigen Galanterieen gehaltener" und daneben ein geheimer, durch ein Fräulein W. in Nördlingen vermittelter Briefwechſel eröffnet. Die Briefe Hauffs aus der Brautzeit, durch ihre Intimität zur Veröffentlichung im ganzen jedenfalls nicht geeignet, haben bis in die letzte Zeit von ſich reden gemacht, ſcheinen aber zum größten Teil nun endgültig vernichtet zu ſein. Zu bedauern iſt, daß wir damit um die Möglichkeit gekommen ſind, ſolche Stellen, die uns einen tieferen Einblick in Hauffs Herzensleben hätten tun oder uns ſeinen neckiſchen Humor von einer neuen Seite hätten bewundern laſſen, zur Kenntnis weiterer Verehrerkreiſe zu bringen. Daß Hauff ſich den einfach liegenden Verhältniſſen zum Trotz allerlei romantiſche Verwicklungen ausdachte (von denen wir im einzelnen aber nichts wiſſen), weil ihm eine gewiſſe Ungewöhnlichkeit bei Liebesſachen Bedürfnis war und zur Sache zu gehören ſchien, iſt eine traditionelle Angabe, der wir immerhin Beachtung ſchenken wollen, ſo wenig ſie auch in dieſer Unbeſtimmtheit ſagt.

Im folgenden Winter wird Hauff wenig daran gelegen haben, ſich in öffentliche Vergnügungen zu ſtürzen, er wird vielmehr ſein

Sinnen vor allem auf ein Wiederſehen gerichtet gehalten haben und dabei ernſtlich auf das erſte theologiſche Examen losgeſteuert ſein, welches ihn der Möglichkeit, ſich erklären zu können, näherbringen ſollte. Immerhin werden der Neujahrsball auf 1824 und mimiſche Darſtellungen auf Seybothens Zimmer erwähnt.[1]) In dieſe Zeit fällt auch die Hochzeit ſeiner älteren Schweſter Maria, die ſich nach Neujahr mit Nanens Bruder, Gottfried Klaiber, Profeſſor am Stuttgarter Gymnaſium, nach Stuttgart verheiratete.

Schon in den Oſterferien 1824 machte ſich Hauff aufs neue auf, die Geliebte wiederzuſehen. Den Vorwand gab eine Fußreiſe mit einigen Studiengenoſſen. Mit 6 Freunden (Röder, Reibel, Koſak, zwei Mannhardts und Froriep) ging er nach Aalen, ein Intermezzo unterwegs wird mit den Worten „Der Aſſeſſor in Göppingen" erwähnt. Die erſten beiden Tage in Nördlingen werden, wohl als beſonders bedeutungsvolle und glückliche, ausdrücklich hervorgehoben; alsdann wird ein Ausflug nach Wallerheim in der Nähe von Nördlingen verzeichnet. Jetzt fand der Jüngling das Herz, ſich der Mutter zu eröffnen; ſeine Werbung wurde günſtig aufgenommen, nachdem das Herz der geliebten Tochter ſchon geſprochen hatte, und der Bräutigam bricht in ſeinen Aufzeichnungen in den vielſagenden Ausruf: „Glückliche Stunden!" aus. Es werden dann in Anſpielungen, die jetzt nicht mehr zu erklären ſind, „Die Raben" und das „Karthäuſerthal" verzeichnet, — an welches ſich jedenfalls liebe Erinnerungen knüpften, — und die gewiß ſchmerzliche Rückkehr nach Tübingen erwähnt.

Im folgenden Sommer beſuchte die Braut den Geliebten in Tübingen und lernte hier ſeine Angehörigen kennen. Von der im Glücke des Sohnes ſich ſonnenden Mutter wurde ſie gewiß freudig als dritte Tochter begrüßt und gleichſam als Erſatz für Marie, die, wie erwähnt, vor kurzem aus dem Familienkreis geſchieden war, betrachtet. Luiſe kam am 21. Juli in Tübingen an und wurde noch

[1]) Schon bei jenen abendlichen Erzählungen vor dem Kreis der Schweſtern und ihrer Freundinnen, die Hauff in einem abgelegenen Zimmer mit Butzenſcheiben gab, liebte er es, ſich mit allerlei phantaſtiſcher Garderobe zu drapieren und ſeine Figuren dadurch lebhafter zu charakteriſieren.

am ſelben Abend von dem Freundeskreis durch eine an Hauff gerichtete, wohl ſcherzhaft gehaltene Zuſchrift begrüßt, für die ſich Hauff in dem mitgeteilten Blatte: „Dank für den Glückwunſch der Kompagnie“ bedankt. Hauffs Studienzeit nahte ſich ihrem Ende; jedem der Freunde wurde noch, ſoweit dies nicht ſchon geſchehen war, ein herzliches oder ſcherzhaftes Abſchiedswort ins Stammbuch geſchrieben, wie es die gemütvolle Sitte der damaligen Zeit mit ſich brachte, und am Ende[1]) des Sommer-Semeſters 1824 das Examen glücklich beſtanden.[2]) Dann rüſtete ſich der Candidatus ministerii, „der Seelenhirtſchaft Anbildling“, wie er ſich launig in Anlehnung an floskelhafte Sprachreiniger-Terminologie nennt, der jetzt penſionierte „Aſſeſſor Bemperlein“ zum Abzug ins Philiſterland. Es ging in keine öde Fremde, vielmehr der lieben, des erſten Glücks ihrer jungen Ehe ſich freuenden Schweſter nach, hinab ins weinfrohe, luſtige Unterland, das eben wieder die Ernte ſeiner Reben geborgen, der lieben Vaterſtadt zu, dem Höhepunkt des Lebens und Schaffens, dem Ruhm entgegen. Glücklich hatte der einſt Schwächliche die Strapazen und Stürme eines luſtigen, oft tollen Studentenlebens beſtanden,

---

[1]) Anfang Auguſt?

[2]) Beim Abgang von der Univerſität bez. aus dem Stift erhielt Hauff folgendes Zeugnis:

1. Guilielmus Hauff, nat. Stuttgart den 28. November 1802, Guilielmi, Scribae, filius.
2. Valetudo firma.
   Statura media.
   Eloquium distinctum, cantio bona.
   Gestus decentes.
   Ingenium satis bonum.
   Judicium excultum.
   Memoria fida.
   Scriptio lectu facilis.
   Mores boni et honesti.
   Industria satis assidua.
   Studium theologicum satis bono cum successu tractavit.
   Orationem sacram bene dispositam et elaboratam memoriter recitavit.
   In philologia et philosophia satis bene versatus.

hatte einen schönen Schatz des Wissens und der Erfahrung eingeheimst; treue Mutterliebe und die mildernde Umgebung der Schwestern hatte ihn vor schlimmen Ausschreitungen behütet; die wie ein früher Lenz ihn überraschende Liebe schnell ihn zum Manne reifen lassen; und der Zuversicht auf schöne Jahre voll, einen reichen Schatz schriftstellerischer Entwürfe, Skizzen und ungeschriebener Pläne mit sich wegnehmend aus der akademischen Freudenzeit, den ersten Kuß der Muse auf der reinen Stirn, so zog der Liebling der Grazien ins geliebte Stuttgart wieder ein.

---

4. Hauff als Schriftsteller; zweite Stuttgarter Zeit.

(1824—1825.)

a) Literarische Anfänge.

Man darf Hauff in diesem Zeitpunkt seines Lebens wohl mit Herkules am Scheidewege vergleichen: hier winkte ihm der Besitz der Geliebten und das behaglich-idyllische Leben auf einem ländlichen Pfarrsitz, den schon in aller Bälde zu erlangen, ihm nicht eben schwer gefallen wäre, — soll ihm doch schon die Berufung auf eine Patronatspfarre in der Nähe von Nördlingen in Aussicht gestellt gewesen sein; — dort harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, Ausreifung der besten und eigensten Kräfte, Eintritt in einen höheren Gesichts- und Erfahrungskreis, an was alles freilich der Verzicht auf schnelle Vereinigung mit der Geliebten geknüpft war. Es war ein wahrhaft ethischer Entschluß, den er faßte, wenn er sich für letzteren Weg entschied, und eine heroische Selbstüberwindung gehörte dazu, ihn zu wählen. Und dabei mag noch nicht einmal das hohe Ziel in voller Klarheit vor ihm gestanden haben, sondern mehr in dunklem Drange und von seinem Genius gewarnt, entschied sich der Genußfrohe für den steilen Pfad der Arete.

Und allerdings fehlte es ihm auch nicht an dem getreuen Eckhart, der ihn zurecht wies. Der Bruder seiner beiden Schwäger,

Wilhelm Hauff
um 1825.

(Aus Kürſchners Nationalliteratur. Stuttgart, Union.)

der um 20 Jahre ältere Konſiſtorial-Aſſeſſor Chriſtian Friedrich Klaiber, forderte ihn auf, ehe er ſich verheiratete, eine größere Reiſe zu ſeiner Ausbildung zu unternehmen, und als Ziel eine Profeſſur in Tübingen (wohl für Äſthetik und Literatur) ins Auge zu faſſen. Zugleich vermittelte er ihm die Hauslehrerſtelle in einer der erſten Familien Stuttgarts, im Hauſe des Kriegsrats-Präſidenten von Hügel, deſſen beide Söhne er unterrichten ſollte.[1]) Da dieſe Stellung ein Verbleiben von mehr als Jahresfriſt von ſelbſt bedingte, ſo ſah der Verlobte, zumal wenn auch noch jene Studienreiſe ſich anſchließen ſollte, den Zeitpunkt der Vereinigung mit der Braut weit hinausgeſchoben.

---

[1]) Ernſt Eugen Freiherr von Hügel, geboren am 26. März 1774 zu Ludwigsburg als Sohn des Generalfeldzeugmeiſters Freih. v. Hügel, den Schubert in mehreren ſeiner Gedichte aus dem Kerker beſungen hat, focht als württembergiſcher Offizier 1793, 94, 95, 96, 99 und 1800 gegen die franzöſiſchen Republikaner, wurde während des Feldzugs 1806/7 als Militärkommiſſar in das franzöſiſche Hauptquartier kommandiert, wie auch wieder 1809, und wohnte dem Feldzuge von 1812 als Brigadier*) bei. Nachdem er 1813 mit Penſion entlaſſen worden, wurde er 1815 wieder in Aktivität geſetzt und im Kriege von 1815 als Militärkommiſſar in das Hauptquartier Wellingtons kommandiert, machte die Schlacht bei Waterloo mit und fungierte während der Friedensunterhandlungen als württembergiſcher Geſandter bei den verbündeten Monarchen in Paris. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1816 Generalleutnant und Vizepräſident des Kriegsrats-Departements, worauf er von 1817 bis zum 15. September 1842 das Präſidium des Kriegsdepartements (vom Jahr 1829 ab auch mit dem Titel eines Kriegsminiſters und Geheimen Rates) führte. Auch wurde er (1820) zum Mitglied der Kammer der Standesherren ernannt. Er ſtarb am 30. März 1849 zu Kirchheim u. Teck an Lungenlähmung. — Bei Hauffs Eintritt war er ein Mann von 50 Jahren. Er war in zweiter Ehe mit Luiſe, Freiin von Gemmingen, verheiratet, die ihm das Schloß Guttenberg am unteren Neckar zubrachte. Hauff hatte die zwei Söhne aus zweiter Ehe zu unterrichten, dieſelben, die Karl Haſe nach Hauffs Austritt 1826 auf dem Asperg ſah.

---

*) Es wäre möglich, daß er im Hauptquartier Clauren, der die Feldzeitung redigierte, kennen gelernt hat und ſo Hauff von deſſen Perſönlichkeit berichten konnte. Daß er viel von Napoleon erzählen konnte, iſt ſelbſtverſtändlich.

Die Verhandlungen über den Eintritt Hauffs bei Hügel und die Erörterungen zur Festlegung des Zukunftprogrammes zwischen ihm und Klaiber sind wohl zum Teil von Tübingen aus schriftlich gepflogen worden. Vom September (1824) haben wir ein noch aus Tübingen datiertes Stammbuchblatt; am 27. Oktober trat Hauff seine neue Stellung an. Da für die Zwischenzeit Daten fehlen, so kann ich nur vermuten, daß Hauff zwischen der Ablegung des Examens (wohl zweite Hälfte des August), das zugleich den Austritt aus dem Stift für ihn bedeutete, und dem Eintritt in die Hofmeisterstellung ein- oder auch mehreremale zum Abschluß seiner Verpflichtung und mündlichen Rücksprache mit Klaiber in Stuttgart geweilt hat. Damals oder schon früher wurde auch mit der L. Metzlerschen Buchhandlung die erste Verbindung angeknüpft, denn mit der Jahreszahl 1824 erschien in deren Verlag die erste Veröffentlichung Hauffs, eine Liedersammlung:

Kriegs- und Volkslieder, herausgegeben von Wilh. Hauff. Stuttgart, in der L. Metzlerschen Buchhandlung 1824, (auf dem Vorsetzblatt: Wilhelm Heigelin D. G. G. B.)

Seiner Excellenz dem Königlich-Württembergischen Kriegsminister Herrn Grafen von Franquemont, General der Infanterie ꝛc. ꝛc. in tiefster Ehrerbietung zugeeignet.

Das Vorwort ist datiert von Stuttgart, im August 1824; zu jener Dedikation und möglicherweise auch überhaupt zu dem ganzen Unternehmen ist Hauff wohl schon von dem Baron von Hügel angeregt worden; wenn wir das annehmen, so wäre daraus zu folgern, daß noch im August auch der Eintritt bei Hügel beschlossene Sache war. Die Sammlung umfaßt 144 Stücke; bei den allermeisten ist der Autor genannt. Von Hauff selbst sind Nr. 3, Prinz Wilhelm, Nr. 4, Soldaten-Treue (als Volksweise bezeichnet), Nr. 18, Treue Liebe („Steh' ich in finst'rer Mitternacht", jetzt als „Soldatenliebe" in den Ausgaben), Nr. 37, „Ferne in der fremden Erde" (zur Feier des 18. Junius 1823, Weise: Raste, Scharnhorst! ꝛc.), Nr. 50, Soldatenmut, und Nr. 65, Reiters Morgenlied (Alte Soldatenweise), in der unter „Varianten" mitgeteilten, von den Ausgaben abweichenden Form. Von sonstigen Dichtern sind vertreten: Goethe: „Die Trommel gerühret", unter dem Titel „Soldatenliebchen", Duett aus Jery und Bäteli, Treue Liebe: „Es rauschet das Wasser", und Mannes-Sinn (jetzt „Beherzigung") aus Lila: „Feiger Gedanken Bängliches Schwanken". Schiller, E. M.

Arndt, Uhland, Th. Körner, Bürger, Novalis, Fouqué, Max von Schenkendorf, Rückert, Friedr. Schlegel, Tieck, Collin, Hebel, J. Kerner. Das Schillersche „Trommeln und Pfeifen, Krieg'rischer Klang" ist „Rekrutenlied" genannt; das Lied „In einem kühlen Grunde" wird noch als von Florens (d. i. Eichendorff) herrührend bezeichnet. Weniger bekannte Namen, die sich auch vertreten finden, sind Otto Graf von Loeben (1786—1825), Karl Heinrich Hofmann, Deinhardstein, Bardili, Albert Knapp (zwei Tübinger Studiengenossen Hauffs), Lange, Göttling, Friedländer, Friedr. Müller, August Mayer († im russischen Feldzug 1812), Br(assier): Schifferlied „Das Schiff streicht durch die Wellen" nach einer italienischen Schifferweise, O pescato dell'onda, gedichtet 1820, Buchner, Fr(iedrich) Förster, Hiemer, Brisalin; nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet D., A., L. F., S. (Auf, Brüder! auf zu guter Stund' — Schubart?). Aber auch aus Herders Volksliedern und aus Görres' Sammlung Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, aus „Des Knaben Wunderhorn",[1]) sowie aus Haugs „Poetischem Lustwald" sind Stücke aufgenommen, die Dichtung des 7jährigen Krieges mit zwei Stücken (siehe unten Grob) berücksichtigt und bis zu Martin Opitz („Der Lust-Gang"), Johann Grob († 1697) und Zinkgref, gen. Mannhold von Sittenwald († 1635), Verfasser der Sammlung „Soldatenlob" zurückgegangen. Das Ganze ist in zwei Abteilungen eingeteilt, deren erste Vaterlands- und Soldatenlieder umfaßt, mit den Unter-Abteilungen: 1. ohne besonderen Titel, Nr. 1—35 (darunter 8—12: Jäger- und Schützenlieder), 2. Fest- und Siegeslieder, Nr. 36—39, 3. Lieder aus dem Jahre 1803, Nr. 40—45, 4. Zerstreute Lieder aus dem Kriegs- und Wehrmannsleben, Nr. 46—57, Ältere Kriegslieder, Nr. 58—63, 6. Volksweisen, Nr. 65—75; deren zweite sodann Volkslieder enthält.

Nach einigen Wochen der Erholung, die Hauff diesmal zu keiner größeren Reise benutzte (Luise hatte er ja noch im Juli und wohl auch bis in den August hinein bei den Seinigen in Tübingen zu Besuch gehabt), trat er also am 27. Oktober die neue Stellung im Hügelschen Hause an.

Der Eintritt des Zweiundzwanzigjährigen in dieses Haus war von der allergrößten Bedeutung für seine Entwicklung. Er bedeutete nicht bloß den Eintritt in ein Haus, sondern in eine ganz neue Sphäre. Hier sollte dem aus einem bescheiden-bürgerlichen, wenn auch hervorragend gebildeten Kreise Hergekommenen die große Welt und der

[1]) Das Lied „Zwei Röslein" aus „Des Knaben Wunderhorn" ist abweichend von der bekannten Form gegeben.

gute Ton der beſten Geſellſchaft entgegentreten. Hier eignet er ſich jenes weltmänniſch Elegante an, was allen ſeinen Schriften, insbeſondere den Novellen den eigentümlichen ſtiliſtiſchen Grundzug verleiht und ihn zum Modeſchriftſteller im guten Sinne macht; hier jene Leichtigkeit und Glätte der Diktion, der man die gewandte Sprache des Salons anfühlt. Hier wird er, insbeſondere von der Frau des Hauſes, zu ſeinen erſten Veröffentlichungen ermuntert und vielfach zu neuen Schöpfungen angeregt; Frau von Hügel, die Mutter ſeiner Zöglinge, hebt die Märchen aus der Taufe, ſie mag das Vorbild ſo mancher Frauengeſtalt geweſen ſein, die jetzt unſer Entzücken erregt. In eine ähnliche Situation wie Hölderlin hineingeſtellt, hat Hauff ſich die Umſtände dienſtbar gemacht. Auch hier tritt die Ähnlichkeit mit dem gemeinhin wohl als Gegenſatz empfundenen Heine, von der ich weiter unten noch zu reden haben werde, hervor: auch Hauff findet, wie Heine in Rahel, in einer geiſtvollen Frau eine Gönnerin, eine verſtändnisvolle Förderin ſeiner Pläne. Die Umgebung im Hügelſchen Hauſe gibt ihm ganz direkt das Milieu für ſeine vielleicht beſte Novelle (ſiehe unten) und indirekt für manche andere Schöpfung. Auch die Vorliebe für alles Soldatiſche, die aus ſeinen Schriften mannigfach hervorblickt (Mann im Mond, Jud Süß ꝛc.), ſcheint auf die dort empfangenen Eindrücke zurückzugehen. Aus der wohlgefüllten Skizzenmappe, die der junge Hofmeiſter von der Univerſität mitgebracht hatte, ſtellte er, Szenen aus ſeiner neuen Umgebung einmiſchend, eine Reihe von Skizzen zuſammen, für welche das eben damals förmlich in der Luft liegende Satansmotiv einen paſſenden Faden darzubieten ſchien. Wir kommen auf die literariſche Vorgeſchichte des Motivs weiter unten zurück; daß es Hauffs Natur nahe lag und dem ſatiriſchen Zug in ihm entgegenkam, wird aus dem Bisherigen erhellen, wie denn insbeſondere der im Hinblick hierauf ſchon hervorgehobene Studentenbrief vor der Herbſtreiſe des Jahres 1821 im Ton deutliche Vorklänge zu den Satansmemoiren zeigt, ja geradezu noch Töne des Sturmes und Dranges nachklingen läßt.[1])

[1]) Er erinnert an das bekannte Schillerſche Billet, das dieſer im Ochſen in Stuttgart für die Freunde zurückläßt.

Zu den Tübinger und Stuttgarter Eindrücken kamen die Nachklänge der Rheinreiſe von 1822 hinzu, die beſonders für die Einleitung (1.—4. Kapitel) Stimmungen lieferte; das 5.—10. Kapitel und dann wieder das 19. gibt Tübinger Eindrücke wieder, während die dazwiſchenliegenden Kapitel 11—18 autobiographiſche Momente nur in geringerem Maße enthalten. — Stuttgarter Eindrücke waren es auch, die dem Dichter ſeine erſte Novelle „Othello“ eingaben, in der er ſich (trotz ſeines Proteſtes bei der Überſendung an Hell) im Banne der Schickſalstragödien zeigt.[1])

Die ſeit 1810 erſchienene, 1815 beendigte Sammlung der Gebrüder Grimm hatte das Intereſſe für Märchen neu geweckt. Die ſchon in Tübingen erzählten Märchen brauchte Hauff vielleicht nur noch etwas zu feilen und zu runden, um die Sammlung des erſten Märchenalmanachs daraus zuſammenſtellen zu können. Auch ſeinen Zöglingen liebte er es, Märchen zu erzählen, und ſo kam zu dem vorhandenen Grundſtock jetzt das eine nach dem anderen hinzu.

Mit der Arbeit an dieſen drei Werken, die noch in demſelben Jahre vollendet wurden, und der raſch vollendeten Ausgeſtaltung des „Mann im Mond“ müſſen wir uns Hauff während des Jahres 1825 beſchäftigt denken. Schon aber begannen auch die Eindrücke, die ſich ihm zu einem vaterländiſchen Roman verdichten ſollten, zu einem beſtimmten Bild zuſammenzuſchießen, der Lichtenſtein wurde begonnen.

Das Kriegsminiſterium, heute noch in demſelben Gebäude untergebracht wie damals, liegt mit der Front nach dem Charlottenplatz, Ecke der Charlottenſtraße, und nur durch dieſe von der Wohnung der Eltern und Großeltern von Moritz Pfaff getrennt. Die hintere Seite ſchaut nach der bewaldeten Höhe des Bopſer und den grünen Reb-

---

[1]) Zacharias Werners Vierundzwanzigſter Februar erſchien 1809, Müllners Neunundzwanzigſter Februar 1812, deſſen Schuld 1813, Grillparzers Ahnfrau erſchien 1817, Houwalds „Das Bild“ 1821. Am meiſten erinnert das Grundmotiv an den 24. Februar. Die Satire auf die Fabrikation hiſtoriſcher Romane lieſt ſich wie eine Vorwegnahme der von Heine ſo kräftig verſpotteten Maſſenfabrikation hiſtoriſcher Dramen durch Ernſt Raupach (1830—37 ſechzehn Hohenſtaufendramen).

hängen der im Süden der Stadt aufsteigenden anmutigen Höhenzüge, welche jetzt von Landhäusern gekrönt sind. In einem sonnigen, südlich gelegenen Stübchen des zweiten Stockwerks mögen wir uns die Werkstatt des schaffensfrohen Dichters denken, dem seine Obliegenheiten immer mehrere Stunden des Tages zu freier Verfügung übrig ließen. Vielleicht liegen in den Worten der einleitenden Skizze in den „Freien Stunden am Fenster" auch autobiographische Hinweise: „Es wohnt sich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Möbeln, die mir gehören, sind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu verkaufen — —; das andere war mein Schreibtisch, der beinahe ein Dritteil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano[1]) sehr ungern. Es gab in meinem Tag so manche freie Stunde, die ich mir mit Musik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Möbel, das mir noch größeren Genuß verschaffte, als das Klavier; es war mein Fenster. Mein Stübchen lag im zweiten Stock, ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hilfe nahm, ganz bequem in die Etage meiner Nachbarn schauen; ich lernte beobachten, und stundenlang saß ich an meinem Fenster."[2])

Wie ein lange verhaltener Strom, der nun, wo er freien Lauf findet, doppelt mächtig sich ergießt, so brach in jenem Winter 1824/25 und in dem darauf folgenden Frühjahr Hauffs Schaffensdrang sich

---

[1]) Ist dafür die geliebte Guitarre zu setzen?

[2]) In den „Letzten Rittern von Marienburg" heißt es: — — eine Wohnung —, in deren Giebel unser Magister ein Freilogis bewohnte, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden soll. Doktor Zundler hat, um sich zum Dichter zu bilden, viel gelesen und hat den großen Menschenkennern bald abgemerkt, daß sie auf Originale Jagd machen. Er stellt sich daher alle Tage zwei Stunden mit seinem Glas unter das Fenster und stellt Betrachtungen über die Menschen an, wie der selige Hoffmann in Vetters Eckfenster, nur, behauptet man, mit verschiedenem Erfolg. Denn der selige Kammergerichtsrat guckte durch das Kaleidoskop, das ihm ein Freund geschenkt, der Doktor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas.

In den Memoiren: Freundlich strahlte die Frühlingssonne in mein enges Stübchen, die Lerchen sangen vor dem Fenster, und die Blütenzweige winkten herein, mich aufzumachen und den Morgen zu begrüßen.

Bahn. Der lange zuſammengetragene und geſtellte Holzſtoß fing, um mit Goethe zu reden, an zu brennen, da die Flamme des erwachten Genius hineinſchlug. Mit einer nachtwandleriſchen Sicherheit, mit einer hellſeheriſchen Deutlichkeit und Beſtimmtheit, die das pſychopathiſche Element in Hauffs Naturanlage nicht verleugnet und als eine Erbſchaft von der Mutter her angeſehen werden muß, warf er ohne viel Planen und Beſinnen ſeine Lebensbilder aufs Papier, wie unter einem Zwange handelnd, gegen den es kein Widerſtreben gibt. Der Drang nach Produktion ſuchte ſich Stoffe, weniger daß irgend ein beſtimmter Stoff den Dichter im Innerſten ergriffen und ihn ſo gezwungen hätte, ihm Form und Geſtalt zu geben. Dies ſchon erklärt die ekleftiſche Art des Dichters, darin iſt auch der feuilletoniſtiſche Zug ſeiner Schriftſtellerei begründet. Und alles, auch das Kleinſte und Heterogenſte in ſeiner Umgebung, wenn es nur eigenartig und charakteriſtiſch iſt, wird von dieſer Flamme der Schaffensglut ergriffen und in das reine Element der Dichtung geläutert; das iſt im einzelnen und einzelnſten zu verfolgen; auf einiges habe ich ſchon im bisherigen Gange meiner Darſtellung hingewieſen. Mehrere Novellen, ſo Othello, die Bettlerin vom Pont des Arts, die Sängerin, Jud Süß, ſind voller Anſpielungen und zum Teil auch deutlicher Hinweiſe auf Lokalitäten des damaligen Stuttgart. Die Figuren des Kommerzienrat Bolnau und des Oberjuſtizrat Haſentreffer beruhen auf Stuttgarter Originalen. Hauffs Freund Riede macht (im Winter 1825/26) auf einem Maskenball in Ellwangen den Grafen von Gleichen: Hauff verwertet nicht nur zweimal (im Jud Süß und in der Sängerin) das Motiv des Maskenballes,[1]) (er ſelbſt hat wohl nie einen mitgemacht), ſondern führt auch noch in dem unvollendet gebliebenen Singſpiel aus der mittleren deutſchen Geſchichte und im Entwurf zum „Fiſcherſtechen“ einen Grafen von Gleichen ein. Der Name Sturmfeder begegnet ſchon 1821 in dem

[1]) Das übrigens immer ein beliebtes war: ſo halte ich es nicht für unwahrſcheinlich, daß auch Zſchokkes „Abenteuer einer Neujahrsnacht“ auf Hauff eingewirkt hat, wie denn Zſchokke überhaupt bei ihm nachgewirkt zu haben ſcheint. Auch bei einem Lieblingsſchriftſteller Hauffs, Fielding, kommen öfters Maskenbälle vor.

Briefwechsel zwischen ihm und Riede (Ferdinand von Sturmfeder wird 1819 in die Stände gewählt), und er gibt ihn seinem Helden im Lichtenstein; Röders Mutter war eine geborene Freiin von Waldner, — Hauff nennt die Bettlerin vom Pont des Arts nach ihrer Verheiratung Baronin von Faldner; den wegen seiner Unterschleife im russischen Krieg in Stuttgart berüchtigten Bäckermeister Rupfer (gegen den Riede am 27. März 1827 eine Verhandlung hat), schildert Hauff in dem „Russenschuster" der „Freien Stunden am Fenster".

Auf eine juristische Betätigung Moritz Pfaffs, auf die Hauff in der Einleitung zum 2. Teil der Memoiren anzuspielen scheint, habe ich unter Pfaff auf S. 44, Anm. 2 hingewiesen. Thierberg (im Bild des Kaisers) war wirklich ein altes Geschlecht und kommt auch im Lichtenstein vor. — Es wäre möglich, daß das romantische Schicksal von Friederike Primavesi auf den Entwurf zur „Sängerin" eingewirkt hat, obwohl ich andererseits einige Anklänge an die im Gesellschafter 1826 veröffentlichte Novelle „Das Taschentuch" darin finde. In all diesen Fällen mehr oder weniger verhüllt, tritt der Einschlag des Erlebten an anderen Stellen unverschleiert, ja in neckischer Absichtlichkeit hervor, so wenn der Dichter den nach Riede ihm wohl am nächsten stehenden Moritz Pfaff, der ihm jetzt ja auch räumlich so nahe war, zweimal, bald in leichter und für alle Näherstehenden durchsichtiger Verkleidung als Geh. Justizreferendar Pfälle,[1]) bald als Freund Moritz, der ins Zimmer stürmt, auftreten läßt; hier ragt das wirkliche Leben direkt, naiv, fast unkünstlerisch in die Dichtung hinein. Darin ist entschieden ein Einschlag der Romantik in dem poetischen Gesamtbild zu erkennen, darin zeigt sich Hauff doch vertieft (wogegen er in dem Brief an Hell vom 27. Dezember 1825 so energisch protestiert).

Das äußere Leben läßt sich in dieser Zeit so behaglich wie möglich für den Dichter an. Seine Angehörigen konnte Wilhelm wohl leicht und oft sehen: die Mutter zog der verheirateten älteren

---

[1]) Als ein kurzer junger Mann mit roten Wangen und klugen Äuglein wird Pfaff an der betreffenden Stelle geschildert.

Schweſter im Jahre 1825 nach Stuttgart nach, ſo daß Hauff die Seinigen wieder in derſelben Stadt ſich nahe wußte. Die Kränzchen mit den Freunden Chriſtian (nach abſolvierter Univerſität zuerſt Repetent in Schönthal, dann vom Herbſt 1827 an Präzeptor in Ludwigsburg), Friſch in Urach, Göriz, Köhler, Reyſcher, Chriſtian und Adolf Riecke, die meiſt ihre Familien in Stuttgart hatten, oder zeitweiſe dort weilten, wurden hier, und wenn auch nicht mehr in dem alten burſchikoſen Tone, doch in alter Herzlichkeit fortgeſetzt.

Von äußeren Ereigniſſen dieſes Jahres wüßte ich nur einen Beſuch bei Chriſtian Riecke in Ellwangen, der dort als Juſtizreferendar weilte, und bei der Braut in Nördlingen im April dieſes Jahres zu nennen. Darauf bezieht ſich der mitgeteilte Brief Riecks vom 23. April 1825. Hauff nennt ſich in Rückerinnerung an die gemeinſam verlebten akademiſchen Jahre hier immer noch Aſſeſſor Bemperle. Am 15. April kam er in Nördlingen an. Der Freund, der ihn halbwegs zwiſchen Nördlingen und Ellwangen, in Baldern, treffen ſollte, war durch Geſchäfte in ſeiner Kanzlei feſtgebannt.

Da wir mit den oben berührten Schriften ſchon ziemlich in den Mittelpunkt von Hauffs Schaffen gerückt ſind, ſo dürfte es ſich empfehlen, ſchon hier eine Überſicht über die hauptſächlichſten Einflüſſe einzuſchalten, die dabei ſichtbar werden.

b) Hauffs Schaffen im literariſchen Zuſammenhang betrachtet.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß Hauff die Hauptklaſſiker, worunter wir in dieſem Falle außer Goethe, Schiller, Leſſing[1]) und Shakeſpeare auch beſonders Wieland zu rechnen haben, ſchon in ungewöhnlich frühem Alter kennen gelernt und außerdem engliſche Romane aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts,[2]) dann vor

[1]) Aus Leſſing findet ſich das Zitat: Solch ein Kuß, das iſt ein Kuß.

[2]) Rempen hält (in den Letzten Rittern von Marienburg, Kapitel 3, Anfang) den Peregrine Pickle für den beſten Roman, und wenn er ſich ein literariſches Feſt bereiten will, lieſt er ausgeſuchte Szenen in eben dieſem Buche. Von dem bei Smollet in weitgehendem Maß angewandten Kunſt-

allem Fouqué geleſen hat. Es ſcheint, daß er auch Taſſo[1]) in der Urſprache geleſen und ſich mit Gozzis Dramen bekannt gemacht hat. Byron verehrte er, und deutlich zeigt ſich ſein Einfluß in dem Gedicht „Sehnſucht“, in dem die refrainartige Wiederholung des Heimwehs durch die beiden letzten Zeilen jeder Strophe an Byrons: „The castled crag of Drachenfels“ erinnert.[2]) Bürgers Münchhauſen und Zachariäs Renommiſt ſind ihm bekannt, das geht aus Stellen in den Werken und, was letzteres Buch betrifft, auch aus deſſen Nachahmung in der Seniade hervor.[3])

Die größte Einwirkung auf ſein Schaffen iſt aber den Schriftſtellern der nächſtvorangehenden Zeit zuzuſchreiben, und unter dieſen vor allen Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann und Jean Paul; aber auch Clauren und vielleicht Zſchokke ſind hier zu nennen. Mit Heinrich Heine, deſſen Anfänge in dieſelbe Zeit fallen wie ſeine eigenen, zeigt Hauff einige überraſchende Ähnlichkeiten und Parallelen.

Wir werden hier auch Stellung zu der Frage zu nehmen haben, inwieweit Hauff Romantiker war oder nicht. Er wird gemeinhin einfach zu den Ausläufern der Romantik geworfen. Doch liegt die Sache ſo einfach nicht. Ich meine, es iſt mehr der Zufall ſeiner zeitlichen Stellung, daß er noch in das Fahrwaſſer der Romantiker

---

mittel, Briefe einzuſtreuen, hat Hauff nur einen ſehr ſparſamen Gebrauch gemacht. Die Memoiren des Satan können wohl als Reiſeroman und als ein Ausläufer des Abenteurerromans aufgefaßt werden, und inſofern Peregrine Pidle, dieſen Tauſendſaſa auf Reiſen, zum Vorbild haben.

[1]) Aus Taſſo iſt das Motto vor den Memoiren des Satan. Taſſo wird auch in der Kontroverspredigt S. 184 erwähnt.

[2]) Auf genauere Kenntnis der Schriften Voltaires läßt ſchließen, daß er, wie Mendheim in ſeiner Ausgabe des 2. und 3. Märchenalmanaches nachweiſt, das Märchen von Abner, dem Juden, faſt wörtlich aus Voltaires „Zadig“ entlehnt hat. (Vergl. Zadig, 3. Kap. „Der Hund und das Pferd“.)

[3]) Man beachte, daß das 9. Kapitel des erſten Teils der Memoiren auch Anklänge an die Jobſiade zeigt: Die ironiſche Behandlung des akademiſchen Senats erinnert an die Schilderung von Jobs im Examen. Die vierte Auflage der Jobſiade erſchien 1824.

geriet, viel weniger entſpricht die Richtung und die Tendenz der Romantik ſeinem eigenen Weſen und ſeiner innerſten Natur.[1]) Wir haben ſchon geſehen, daß er ſich über Auswüchſe der Deutſchtümelei luſtig machte. Seine Stoffwahl entſpricht allerdings zum Teil romantiſchen Neigungen, vor allem iſt hier an den Lichtenſtein zu denken, bei deſſen Konzeption übrigens mehr das direkte Vorbild Scotts[2]) als romantiſche Einflüſſe maßgebend geweſen iſt. Die ausgeprägte Subjektivität, wie ſie dem romantiſchen Programm eigentümlich iſt, tritt bei Hauff wenig hervor, wenn wir gewiſſe Partien der Memoiren, insbeſondere die Einleitung zum 2. Teil und die Kontroverspredigt ausnehmen. Mit dem Mangel an Subjektivität hängt auch die geringe Ausgiebigkeit ſeiner lyriſchen Ader zuſammen. Am meiſten verwandt iſt Hauff mit der Romantik in einem gelegentlichen Zug zur Ironie, die echt ſchwäbiſch bis zur Selbſtironie geht. Hier traf die romantiſche Tendenz auf eine verwandte Saite in ſeinem Weſen. Mit der Romantik hat er auch den nationalen, großdeutſchen Zug gemeinſam,[3]) der ihn aber gegen die Heldengröße eines Bonaparte nicht blind macht; ferner die Vorliebe für das Wunderbare und Außergewöhnliche (wie denn auch bei ihm das Motiv der Wiederfindung beliebt iſt, vergleiche insbeſondere die Bettlerin); ihn unterſcheidet aber von ihr ſein Wirklichkeitsſinn und ſeine Objektivität. „Ihn, der das Glück hat, nur als Jüngling unter der Nachwelt zu wandeln," ſagt Hermann Fiſcher, „den Verfaſſer der Märchen und des Lichtenſtein, wird man wohl auf den erſten Blick für die Romantik in Anſpruch nehmen

---

[1]) Hauff erklärt übrigens in dem Brief an Herloßſohn ſelbſt, daß er keiner beſtimmten Schule zugerechnet ſein will: er ſei weder gegoethet, noch getieckt, erklärt er daſelbſt. Er zeigt jedenfalls nicht den Peſſimismus und die elegiſche Stimmung der Romantiker.

[2]) Als Hauff den Roman entwarf, hatte der große Unbekannte ſeine Anonymität noch nicht gelüftet. Noch im Vorwort zum Lichtenſtein wird Scotts Name nicht genannt, ſo eingehend auch von ſeinen Schöpfungen die Rede iſt. Erſt in den Skizzen „Die Bücher und die Leſewelt" erſcheint ſein Name.

[3]) Schon Hauff nennt Preußen das deutſche Sparta im Bild des Kaiſers S. 18/19.

wollen. Nichts ist falscher als das, sobald man Romantik im literarhistorischen Sinne nimmt und nicht im Sinne des landläufigen Alltagsgebrauches. Das Märchen als solches ist keineswegs eine Prärogative der Romantiker; vor allem das orientalische Märchen ist durch Wieland mit Liebe gepflegt worden, und Weißer hat eine Anzahl von Erzählungen dieser Gattung verfaßt. Der Lichtenstein ist nichts weniger als romantisch erzählt, er ist weit mehr in der Weise der Vorromantiker gehalten, und man darf nur etwa Arnims Kronenwächter vergleichen, um das zu erkennen. In allen anderen Werken Hauffs ist der moralisierende und oft genug auch der satirische Zug, wenn auch beide verdeckt durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Dichters und das Hervorkehren der weltmännischen Bildung, so stark und ausgesprochen, daß ich nicht anstehe, ihn wenigstens der Hauptsache nach eher als einen Vertreter der vorromantischen Weise zu bezeichnen."

Echt schwäbisch in seiner Treuherzigkeit und Naivität, in seinem Heimats- und Familiensinn, verleugnet Hauff doch niemals einen großdeutschen, ja kosmopolitischen Zug. Wir haben schon davon gesprochen, daß die Gegenüberstellung nord- und süddeutscher Art ein Lieblingsmotiv von ihm ist, und wenn auch der anspruchsvollere Norddeutsche oft etwas satirisch behandelt ist, wenn der Dichter es nötig findet, die Stammesbrüder jenseits des Mains darüber aufzuklären, daß Schwaben kein in der Kultur zurückgebliebenes Hinterland, kein „von ungebildeten Naturmenschen bewohntes Böotien" ist („Das Bild des Kaisers", „Der ästhetische Thee" in den Memoiren), so zeigt sich doch bei ihm keinerlei Voreingenommenheit gegen die Preußen, sondern es schimmert sogar eine leise Bewunderung des Nichtschwäbischen manchmal hindurch. An zwei Stellen, in dem Brief an Moritz Pfaff und in dem an Ludwig Tieck, beklagt Hauff bitter die Enge der schwäbischen Heimat und zeigt, daß er längst über sie hinauszusehen gelernt hatte. Ebenso bitter spricht er sich über Schwaben aus, L. R. v. Marienburg, S. 107.[1])

[1]) In meinen Augen bist du entschuldigt, guter Magister, durch deine Erziehung und die Art und Weise deines Vaterlandes. Wer hat sich dort zu deiner Zeit um einen Geist, wie der deine war, bekümmert? Was

Ein nationaler Zug in ihm bedingt, daß ihm die Größe des Vaterlandes sehr am Herzen liegt, und er sagt seinen Landsleuten über die Zerrissenheit Deutschlands und über die Kleinlichkeit ihres Sinnes bittere Wahrheiten ins Gesicht (Geschichte des deutschen Stutzers, im 2. Teil der Satansmemoiren).[1])

In einem Zuge noch zeigt sich eine Verwandtschaft mit der romantischen Weise, ich meine in der Bevorzugung der Kunstnovelle,

---

hat man für einen Mann getan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brotwissenschaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben sie ja sogar Schiller zwingen wollen, Pflaster zu streichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Posten eines Stadtschreibers, den er freilich so schlecht als möglich ausgefüllt haben mochte." „Mensch, nichts Bitteres gegen mein schönes Vaterland," erwidert der Magister Bunker darauf, „es war die Wiege großer Männer." „Du sagst es," fährt aber Palvi fort, den Hauff hier zu seinem Sprachrohr macht, „die Wiege, aber nicht das Grab. Und dieser Umstand mag seine eigenen Ursachen haben. Zum mindesten findet man in Odessa wie am Mississippi, in Polen und in Rio de Janeiro, und überdies noch auf den Kathedern aller bekannten Universitäten deine Landsleute."

[1]) Wir lassen die wegen einer Reihe von politischen Zeitanspielungen interessante Stelle im Wortlaut folgen (Das Theater im Fegefeuer S. 230): Was könnte man Ihnen denn Allgemeines und Nationales vorspielen, da Sie keine Nation sind? Sind Sie ein Bayer, so müßte man Ihnen zeigen, wie man dort noch immer das alte ehrliche Bier, nur nach neuen Rezepten braut (bezieht sich auf die in Bayern damals aufkommenden Bierfälschungen). Sind Sie Württemberger, so könnten Sie erfahren, wie man die Landstände wählte. Sind Sie ein Rheinpreuße und drückt Sie der Schuh, so lassen Sie den eigenen Fuß operieren, denn an dem Normalschuh darf nichts geändert werden (die Rheinlande waren 1814 preußisch geworden). Sind Sie ein Hesse, so trinken Sie ganz ruhig Ihren Doppelkümmel zum Butterbrot, aber denken Sie nichts, nicht einmal, ob es in der letzten Woche schön war und in der nächsten regnen wird. Sind Sie ein Brandenburger, so machen Sie, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen und hungern Sie, bis Sie eine schöne Taille bekommen. — —

Vergleiche ferner die Stelle im Bild des Kaisers, S. 19: O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! Sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!

die ſeit ihm in der ſchwäbiſchen Novellendichtung einen verhältnismäßig breiten Raum einnimmt, ſo noch bei Mörike mit ſeinem Maler Nolten, ſo bei Friedrich Ludwig Bührlin.[1]) Die letzten Ritter von Marienburg ſind ein typiſches Beiſpiel der Kunſtnovelle, ſchon der Titel drückt es aus; in anderen Novellen Hauffs ſteht ein Kunſtwerk im Mittelpunkt der Fabel, ſo im „Bild des Kaiſers", ſo in der „Bettlerin vom Pont des Arts". Exkurſe, wie ſie in der Kunſtnovelle üblich, enthält auch die Sängerin.

In der Würdigung von Hauffs dichteriſcher Eigenart ſind hauptſächlich zwei Züge hervorzuheben: ſeine Modernität, vermöge deren er mitten im Leben ſeiner Zeit ſteht, von ihren Intereſſen und Moden lebhaft bewegt, und dann ſeine Neigung zur Satire. Letztere iſt bei ihm nicht, wie ſo oft, hervorgerufen durch widriges Schickſal und entſpringt nicht jener Bitterkeit, die eigene körperliche Gebrechen hervorrufen, ſondern ſie ſcheint angeboren. Das Werk, in dem ſie am meiſten hervortritt, ſind die Memoiren des Satan, deren Grundgedanke ja ſatiriſch iſt. Hier kommen ferner in Betracht von den Gedichten die Stücke „Regel für Kranke", „Schriftſteller" und „Lehre und Erfahrung". Auch ſonſt ſind da und dort ſatiriſche Stellen verſtreut, ſo wenn in der Sängerin die Langſamkeit damaliger Juſtiz[2]) mit den Worten gegeißelt wird: „Er äußerte gegen den Medizinalrat, es liege eigentlich für den Menſchenfreund ein großer Troſt in der Langſamkeit der deutſchen Juſtiz; denn es laſſe ſich erwarten, daß, wenn ein Prozeß zehn und mehrere Jahre dauere, die Unſchuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde." — So, wenn er in der Novelle „Der Fluch" den Deutſchen das Recht abſpricht, ſich eine Nation zu nennen.

Wir werden der ganzen Art der Hauffſchen Schreibweiſe vielleicht am eheſten gerecht, wenn wir den Dichter keiner beſtimmten Schule zuteilen, ſondern ſeine Eigenart in einem glücklichen Eklektizismus finden. Dieſe eklektiſche Art, vermöge deren er ſeine Vorbilder

---

[1]) Geb. 1777 zu Ulm, geſt. 1850.

[2]) Hier berührt ſich Hauff mit Dickens.

nimmt, wo er ſie findet, läßt ihn ebenſo ſchnell auf die eine Richtung eingehen, wie er dann wieder zu einer anderen abſchwenkt. Gerade ſie erklärt es, daß er erſt unwillkürlich Clauren nachahmt und im Handumdrehen dieſe Nachahmung zu einer Satire auf denſelben Clauren umformt. Sie macht es begreiflich, daß er jetzt Scott als ſein Vorbild preiſt und kaum ein Jahr ſpäter für den hiſtoriſchen Roman nur Worte des Spottes hat.[1]) Wir teilen ihn weder der Romantik zu, noch leugnen wir, daß er manches von ihrer Art abgeſehen und ſeinen darſtelleriſchen Mitteln einverleibt hat. Wir treffen ſeine ſchriftſtelleriſche Eigenart vielleicht am beſten, wenn wir ſie als ſtilvollen Realismus bezeichnen. Doch wäre dies erſt ſeine Manier in der Periode ihrer Vollendung, da, wo er im Begriff war, ſich ſelbſt zu finden. Denn auch in ſeinem kurzen Schaffen iſt eine Entwicklung zu ſtatuieren. Er beginnt mit einer Manier, der realiſtiſche Momente zwar nicht fehlen, die aber doch vorwiegend phantaſtiſch und idealiſtiſch iſt, wofür die Märchen das klaſſiſche Beiſpiel ſind; er geht ſofort über zu einer nur leicht verbrämten Realiſtik im Mann im Mond und in den Memoiren; und findet im Lichtenſtein, Bild des Kaiſers, Jud Süß, den Phantaſien ſeine wahre Art, die eben in einem ſtilvollen Realismus beſteht. Ganz realiſtiſch iſt z. B. die Schilderung des Entenzapfens in den L. R. v. M. Ein ausgeprägter Wirklichkeitsſinn kommt ihm dabei zu Hilfe. Er beſchreibt, dem Rat eines ſeiner Vorbilder (E. Th. W. Hoffmann) getreu: „Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden", im allgemeinen nur das, was er mit eigenen Augen geſchaut, ſofern es ſich nicht um Gebiete handelt, wo die Phantaſie ihr eigenſtes Reich und Recht hat, und wo eine Kontrolle nach der Wirklichkeit ausgeſchloſſen iſt, alſo in den Märchen. So iſt der Schauplatz ſeiner Erzählungen vor allem die engere Heimat, die er auf vielfachen Fußwanderungen gründlich kennen gelernt hat (Stuttgart, Tübingen, Ulm, Blaubeuren, Heilbronn, Ellwangen, je mit Umgebungen), ins-

[1]) Selbſtrezenſion der Ritter von Marienburg. Auffallend iſt auch, daß die Stellungnahme gegenüber Scott in dem Jahrgang 1827 des Morgenblatts eine durchaus ſchwankende iſt.

beſondere die Vaterſtadt, aber auch Mainz, Frankfurt, Bremen, Paris zieht er in den Kreis ſeiner Darſtellung, und überall ſchildert er da nach eigener Anſchauung. Ja, wenn er in der „Bettlerin“ am Schluß die Szene nach Oſtende verlegt und die Abfahrt eines nach Spanien beſtimmten Schiffes ſchildert, ſo iſt nicht ausgeſchloſſen, daß er auf der Rückreiſe von Paris, wo er nachweislich Gent berührt hat, einen Abſtecher nach der Hafenſtadt gemacht und das Treiben dort ſelbſt geſchaut hat. Wo er aber über den Kreis eigener Anſchauung hinausgreift, wie im „Fluch“, da wählt er ſeinen Schauplatz ſo, daß er durch vielfache Beſchreibung ihm und auch dem Leſer hinlänglich bekannt iſt, wie dies mit der Peterskirche, dem Petersplatz, dem Koloſſeum zu Rom der Fall iſt.

An manchen Stellen ſeiner Schriften verrät Hauff Einflüſſe von Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann. Die reiche Phantaſtik dieſes deutſchen Callot mit der Feder, des Geſpenſter-Hoffmann, war ſeinem, mit phänomenal reicher Phantaſie begabten Naturell ſympathiſch; die gröbſten Geſchmackloſigkeiten des norddeutſchen Vorbildes hat er glücklich vermieden. Das Exzentriſche in Hoffmanns Weſen zog ihn magnetiſch an. Im Anfang des zweiten Abſchnittes der Memoiren des Satan tritt der Kammergerichtsrat in Perſon auf. Die Elixire des Teufels (geſchrieben März und April 1814, zweiter Teil vollendet gegen den Schluß des Jahres 1815, gedruckt Berlin 1816) haben ohne Zweifel ihrer Idee nach Anregungen für die Satansmemoiren gegeben, wenn beide Werke ſich inhaltlich auch kaum berühren; doch erinnert die Geſchichte vom Ober-Juſtizrat Haſentreffer[1]) an den Isländer Ewes, wie auch an Hoffmanns Erzählung „Das öde Haus“.

Schon die Art der Einkleidung erinnert an die Elixire; wie dort teilt der Autor ein ihm mitgeteiltes Manuſkript mit, das erſt partieenweiſe durch Segnung des Prieſters entſühnt werden muß. Beide Male werden Papiere eines Dritten fingiert, aus denen die nachfolgenden Mitteilungen angeblich gemacht werden. Die disparate

---

[1]) Die Szene iſt in Stuttgart auf dem alten Poſtplatz, dem damaligen Gaſthof zum Waldhorn gegenüber zu denken.

Art der Mitteilung, die ſpäter Immermann wieder nachgeahmt hat, erinnert übrigens beſonders auch an die Kompoſition des „Kater Murr“. Mit Recht weiſt der als A—r zeichnende Verfaſſer der Rezenſion über die Memoiren des Satan im „Geſellſchafter“ auf die überraſchende Ähnlichkeit hin zwiſchen dem Eingang des 12. Kapitels (die Schilderung des Zuſammentreffens Satans mit dem ewigen Juden) und Hoffmanns Ritter Gluck (Phantaſieſtücke in Callots Manier, 1. Teil, II. Ritter Gluck. Eine Erinnerung an das Jahr 1809). Ganz unverkennbar iſt die Abhängigkeit der Geſchichte „Der Affe als Menſch“ von Hoffmanns „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann“ (Phantaſieſtücke in Callots Manier, 2. Teil, IV. Kreisleriana, Nr. 4). Allerdings lag der Stoff in der Luft, wie das Melodram vom Affen Jocko zeigt. Am auffallendſten iſt die inhaltliche Beeinfluſſung bei der Novelle Othello, wozu zu vergleichen iſt Hoffmanns „Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die ſich mit einem reiſenden Enthuſiaſten zugetragen.“ (In den Phantaſieſtücken in Callots Manier.) Beide Erzählungen beginnen mit einer Don Juan-Aufführung, und wie die Spannung auf das Aufgehen des Vorhanges und Leporellos Einſetzen geſchildert wird, erinnert Hauffs Darſtellung lebhaft an die Hoffmanns. Auch der Schluß beider Stücke zeigt Ähnlichkeiten.[1]) Die Erzählung „Das

[1]) Man vergleiche bei Hoffmann: (Geſpräch an der Wirtstafel.)

— — Den ganzen Zwiſchenakt hindurch ſoll ſie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Szene im zweiten Akt hatte ſie gar Nervenzufälle —

Unbedeutender: O, ſagen Sie —!

Ich: Um des Himmels willen! — Die Zufälle ſind doch nicht von Bedeutung? — Wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann: Schwerlich; denn Signora iſt heute morgens Punkt zwei Uhr geſtorben.

Bei Hauff hat Prinzeſſin Sophie einen Nervenſchlag, und der Schluß lautet mit ganz ähnlicher Pointe wie bei Hoffmann:

Glauben Sie übrigens, was Sie wollen, ſetzte der Alte hinzu, — — das Faktum iſt da, ſie ſtarb — acht Tage nach Othello.

Es iſt möglich, daß auch Hauffs Vorliebe für polniſche Stoffe und polniſche Helden (Othello, Mann im Mond) mit ſeiner Vorliebe für Hoffmann zuſammenhängt; ſo ſpielt z. B. Hoffmanns Erzählung „Das Gelübde“ in Polen. Hoffmann war ſeit 1814, als Rat bei der Regierung, in

ſteinerne Herz" mag wenigſtens durch ihren Titel Hauff angeregt haben.

Hoffmanns Erzählung „Des Vetters Eckfenſter" hat augenſcheinlich auf Hauffs Skizze „Freie Stunden am Eckfenſter" eingewirkt.[1]) Es iſt auch möglich, daß Hoffmann ihn erſtmals für Scott begeiſtert hat. Man vergleiche im Hinblick darauf den Paſſus im 4. Kapitel der Erzählung „Der Zuſammenhang der Dinge", wo Hoffmann Scotts Verdienſten Worte hoher Anerkennung ſpendet (Serapionsbrüder, 4. Abteilung). Hoffmann beſchreibt im 3. Teil dieſer Erzählung ebenſo einen äſthetiſchen Thee mit einer Vorleſung, die jäh unterbrochen wird, wie ihn Hauff im 1. Teil der Satansmemoiren ſchildert; ſtatt einer Vorleſung iſt es bei Hauff eine Erzählung, die unterbrochen wird, doch kehrt die Situation in den „Letzten Rittern von Marienburg" noch ähnlicher wieder, wo Palvi ſeinen Roman vorlieſt. Auch Hoffmanns Vorliebe für die Guitarre mag Hauff von ihm übernommen haben. Die Figur des ausgetrockneten alten und altmodiſch gekleideten Männchens mit dem typiſchen ſtahlgrauen Röcklein, eine Lieblingsfigur Hoffmanns (Das öde Haus, Der Zuſammenhang der Dinge) kehrt bei Hauff mehrmals wieder (Der Magiſter in den Letzten Rittern und der Regiſſeur in Othello). Wie Hoffmann ſich öfters durch Gemälde zu ſeinen Erzählungen anregen ließ, ſo ſteht bei Hauff, wie geſagt, zweimal ein Bild im Mittelpunkt der Fabel. In dem Entwurf zu dem für Benedikt geplanten Singſpiel „Das Fiſcherſtechen" iſt der Einfluß von „Meiſter Martin und ſeine Geſellen" kaum zu verkennen.

Vielleicht durch Hoffmann, der Jean Paul gern zitiert, kam Hauff zu Jean Paul. Gerne zitiert auch er ihn, er ſpendet ihm

---

Warſchau und dort zuſammen mit Julius Eduard Hitzig, den ja Hauff in Berlin näher kennen gelernt hat, während er den im Jahre 1822 geſtorbenen Hoffmann nicht mehr dort traf. Übrigens war die Polenbegeiſterung am Anfang der 20er Jahre wohl überhaupt noch in Hauffs Heimat recht rege, und es mag mehr als ein Angehöriger dieſer Nation durch die Zirkel gegangen ſein, in denen Hauff verkehrte. — „Denkſt du daran, mein tapfrer Lagienka" (von Holtei 1826) und derartiges war bis zur Mitte des Jahrhunderts und noch ſpäter beliebt.

[1]) Hauff erwähnt Hoffmanns Skizzen ausdrücklich auch ſelbſt.

Worte des Lobes und ſcheint ihn gern geleſen zu haben. „Sehen Sie einmal, Beſter, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken ſind ſo rein, als hätte man ſie nie oder nur mit Handſchuhen angefaßt. Wer iſt wohl der Autor, der ſo vergeſſen und gleichſam in Ruheſtand verſetzt dort ſteht? — es iſt Jean Paul! — Wie, — ein Mann, der für die Unſterblichkeit geſchrieben, ſollte ſchon jetzt vergeſſen ſein? Hat er denn nicht alles in ſich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernſt und Humor, Wehmut und Satire, Empfindſamkeit und leichten Scherz? — Alles hat er in ſich vereint, um auch die verſchiedenſten Gaumen zu befriedigen“[1]) — — läßt Hauff den Inhaber der Leihbibliothek in der Skizze „Geſchmack des Publikums“ ſagen, die 1827 im Morgenblatt erſchien, aber auf Eindrücken beruht, die wohl 10 Jahre zurückliegen mögen. Der Humor und die Satire und andererſeits die Gemütstiefe war es, was unſern Dichter an J. Paul anzog, und ſeine Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens mußten den in den traulichen Verhältniſſen altſchwäbiſchen Kleinlebens Aufgewachſenen ſympathiſch berühren.

Jean Paul, der 39 Jahre vor Hauff geboren, nur 2 Jahre vor ihm ſtarb, weilte vom 7. Juni bis zum 9. Juli 1819 in Stuttgart und trat dadurch in den unmittelbaren Geſichtskreis des ſchwäbiſchen Publikums.[2])

---

[1]) Wenn Hauff dann fortfährt: „— aber er hat jene Ingredienzien klein gehackt, wunderlich zuſammengemiſcht und mit einer sauce piquante gekocht; als es fertig war und das Publikum koſtete, fand man es wohlſchmeckend, delikat, aber es widerſtand dem Magen, weil niemand ſeine Kraftbrühe, den ſonderbaren, dunklen Stil ertragen konnte. Dort ſtehen alle ſeine Gerichte unberührt und nur einige Gourmands im Leſen nehmen hie und da ein Kampanertal oder einen Titan nach Hauſe und ſchmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verſtehen“ — ſo ſehen wir, daß Hauff gegen die Schwächen ſeines Lieblingsſchriftſtellers keineswegs blind war.

[2]) Hauffs Freund Riecke berichtet ihm in dem Brief vom 30. Juni 1819 über Richters Anweſenheit in der Stadt; am 15. Juni überreichte ihm auf der Silberburg eine ſtudentiſche Deputation, beſtehend aus drei Abgeſandten der Tübinger Burſchenſchaft (Riecke ſagt „Völker, Gräter und

Hauff kommt wiederholt auf Jean Paul zu ſprechen. So in der „Bettlerin", wo ein längerer Exkurs über den Heſperus in Form einer Unterhaltung zwiſchen Fröben und der Baronin eingeſchaltet wird. In der mitgeteilten „Neujahrsrede im Stuttgarter Liederkranz" (1826) heißt es: „Ein erhabener Geiſt, der im letzten Jahre in ſeine ewige Heimat zurückging (Jean Paul war $1^1/_2$ Monate vorher, am 14. November 1825, geſtorben), ſagte von dem Jünglingsalter: Die Jugendzeit iſt unſeres Lebens Feſttag, wo alle Gaſſen voll Geſang und Putz ſind, und um die Häuſer goldene Tapeten hängen." In „Den letzten Rittern" findet ſich das Zitat: Wie manche ſtille Bruſt iſt nichts als der geſunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes." In der Novelle „Der Fluch" wird zur Schilderung der Gefühle zweier Liebenden eine Stelle aus den Flegeljahren eingeſchoben (vergl. S. 172). Es wäre auch möglich, daß Richters „Auswahl aus des Teufels Papieren" auf die Grundidee der Satansmemoiren eingewirkt hat, wenn auch nicht inhaltlich, ſo doch durch die ſatiriſche Grundſtimmung, die Auffaſſung des Teufels und die Ausfälle auf die Rezenſenten.

Zwar lag das diaboliſche Thema damals in der Luft, und Hauff ſelbſt zählt ja in den „Bemerkungen über das Diaboliſche in der deutſchen Literatur" Klinger, Klingemann, Klopſtock und Goethe als ſeine Vorgänger in der Behandlung des Teufels auf, zu ihnen können wir nun noch Hoffmann und Jean Paul hinzufügen; auch Grabbe führt ja noch in ſeinem Luſtſpiel „Scherz, Satire, Ironie ꝛc." den Teufel in Perſon und zwar als eine Hauptperſon ein. In der „Rede, gehalten den 13. Januar 1902 als am 50jährigen Amtsjubiläum des Herrn Generaljuſtizdirektor Wilhelm Klaiber", ſeines Neffen (in Wirklichkeit gehalten am 13. Januar

andere"), die von Albert Knapp verfaßte Einladung zur Teilnahme am Waterloo-Feſt. (Schwäbiſche Chronik vom 7. März 1886 und vom 20. Januar 1889.) Während in dem Bericht der Schwäb. Chronik geſagt wird: Jean Paul ſchlug die Bitten der Studenten mit vieler Artigkeit und Wendung ab, berichtet Riecke: „Er gab ihnen aber eine abſchlägige Antwort und ſagte nachher, er fürchte ſich vor ihren Bärten und Stöcken. Die Hauptſtärke dieſes Mannes liegt in derben und unverſchämten Grobheiten, von denen er hier ſchon eine Menge losgelaſſen hat."

1827) wandelt Hauff ganz in den Spuren Jean Pauls, indem er deſſen Säkularphantaſie zu Beginn des neuen Jahrhunderts nachahmt (vergleiche die Wunderbare Geſellſchaft in der Neujahrsnacht (1802), Werke, Hempel, Bd. 30, S. 39 ff. Jean Paul ſpricht darin von Luftſchiffen, wie Hauff, und die ganze Idee der Scherzrede erinnert an den bei Jean Paul (aber auch bei Lichtenberg) ſich findenden Gedanken, ſich die Zukunft nach 100 Jahren phantaſtiſch und exzentriſch auszumalen. Auch die Anſetzung gerade jenes Termins mag mit der Nachahmung ſolcher Säkularphantaſieen zuſammenhängen, die auch für den Anfang des 20. Jahrhunderts berechnet waren.[1])

Hauff prophezeit in ſeiner Rede eine zweite franzöſiſche Revolution, den polniſchen Aufſtand, eine Univerſität Stuttgart (von der in der Tat ſpäter mehrfach die Rede war und deren Gründung von Fr. Th. Viſcher befürwortet wurde), einen Krieg der Vereinigten Staaten von Europa gegen den Kaiſer von Nordamerika im Jahr 1847, eine unterſeeiſche Flotte (man ſieht, Hauffs Phantaſie nimmt die Unterſeeboote voraus) und eine Luftgondelkompagnie (Jean Paul kommt auch in des Teufels Papieren auf Luftſchiffe zu ſprechen, die damals noch den Reiz der Neuheit hatten: Montgolfiers Erfindung war ja erſt von 1783, und Montgolfier ſelbſt erſt im Jahr 1810 geſtorben).

In dem hervorgehobenen ſatiriſchen Zug begegnet ſich Hauff mit dem ihm ungefähr gleichaltrigen Heinrich Heine, mit dem er überhaupt mehrere Ähnlichkeiten zeigt. Auf den erſten Blick wird

---

[1]) Auch in dieſer Rede macht ſich übrigens der ſchon mehrmals hervorgehobene, echt ſchwäbiſche Zug der Selbſtironie geltend: „Einer ſeiner Onkels war Arzt, der andere (damit iſt Hauff ſelbſt gemeint), trieb Schriftſtellerei, wie denn auch dieſer Jubelgreis einige Bücher dieſes Oncle beſitzt, welche von dem bizarren Geſchmack der damaligen Zeit und dem ſchlechten Zuſtand der Literatur genugſam Kunde geben. — In der Einleitung zu den Novellen heißt es: — „wenn ich bedenke, daß ſie zur ſelben Zeit Hofdame in Scherau war, als Jean Paul dort lebte, ſo kann ich nicht anders glauben, als die Geſchichte ſei an jenem Hofe vorgefallen.“ — — Auch aus dem Erinnerungsblatt vom 30. September 1827 (ſiehe die Stammbuchblätter) leuchtet die Vorliebe für Jean Paul noch hervor.

man verſucht ſein, die beiden für höchſt unähnliche literariſche Phyſiognomieen zu halten; und in der Tat überwiegt ja ſchließlich die Verſchiedenheit weitaus; aber gleiche Einwirkungen und ähnliche Umgebung haben doch, zuſammen mit der in einem Punkt ſich findenden Ähnlichkeit der Naturanlage gewiſſe Analogieen hervorgebracht. Beide könnte man Lieblinge der Grazien nennen, beide begegnen ſich im Zorn gegen allen Obſkurantismus und in dem patriotiſchen Peſſimismus, wovon wir oben ſchon eine Probe gaben; ferner in ihrem Haß gegen Clauren, gegen den Heine an mehreren Stellen ſeiner Werke polemiſiert (Textausgabe von Hoffmann & Campe, V, 129).[1]) Auch in der Neigung zur Selbſtironie ſtimmen beide überein. Wenn wir gleich das älteſte Gedicht Heines „Deutſchland" nehmen, ſo fällt die Ähnlichkeit mit dem „Hoffe" überſchriebenen Gedicht Hauffs in die Augen, das ich in der Abteilung „Gedichte" mitteile, und das vom 26. Dezember 1822 datiert iſt. Es zeigt, daß Hauff wie Heine von der Romantik ausgegangen iſt, aber während Heine jeden Gedanken an die Wiederkehr beſſerer Zeiten zurückweiſt, klingt Hauffs Klage in einen Ton leiſer Hoffnung auf ſchönere Tage aus, und während ſich in Heines Elegie ſchon Töne ſarkaſtiſcher Bitterkeit miſchen, ſpricht aus Hauff nur die leiſe Wehmut des Patrioten und Idealiſten. Die Anfänge beider Dichter fallen in dieſelbe Zeit: Heine machte im Jahre 1824 ſeine Harzreiſe, als Hauff ſich in Nördlingen verliebte, im Mai 1826 erſchien der erſte Band der Reiſebilder. Beide Dichter debütieren mit einer ſatiriſchen Schilderung des Univerſitätslebens: alle guten Köpfe empfanden aber damals, daß eine Reform verzopfter Verhältniſſe zeitgemäß, und die Beſeitigung ſcholaſtiſchen Formelkrams nötig ſei, und wie ſie hier luſtig durch die ſtaubigen Perücken altmodiſcher Profeſſoren bliſen, ſo zogen ſie auch ſpäterhin gegen die hofrätliche Allerweltsweisheit und die Fadheit äſthetiſcher Thees ſiegesgewiß zu Feld. Wir haben keine Nachricht, wann und ob überhaupt Hauff von Heines erſten Schriften Notiz genommen hat; eine direkte

[1]) Alfred Meißner nimmt ſeltſamerweiſe ſich Claurens mit den Worten an: „In dieſen (Berliner) Kreis gehört auch Clauren, der wahrlich mehr Talent hatte als alle, die ihn jetzt mit Kot bewerfen."

Einwirkung des einen auf den anderen will ich nicht behaupten; aber die Analogieen sind oft überraschend. Man vergleiche Hauffs Satire auf die fabrikmäßige Herstellung von historischen Romanen (die Bücher und die Lesewelt) mit Heines Angriff auf Raupach mit seinen massenhaft produzierten historischen Dramen; man vergleiche Heines Würdigung Jean Pauls im 3. Abschnitt der „Romantischen Schule" mit der oben ausgehobenen Äußerung Hauffs über denselben. Über Fielding sagt Heine:

„Was Fielding betrifft, so führt er uns gleich hinter die Kulissen, er zeigt uns die falsche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpesten Springfedern der zartesten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeisterung aufblitzen wird, die Pauke, worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der späterhin den gewaltigsten Donner der Leidenschaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Maschinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menschen anders erscheinen, als sie wirklich sind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht." — Fouqué wird von Heine die „Sonne der Leihbibliotheken" genannt, was hübsch mit dem übereinstimmt, was Hauff über das Verschlingen seiner Romane sagt.

Beide Dichter gehörten in jungen Jahren der Burschenschaft an, Heine zu Bonn fast zur gleichen Zeit, da Hauff in Tübingen studierte, und haben auch dadurch ähnliche Eindrücke erhalten. Die Auswüchse des Teutonismus, der Deutschtümelei, hat aber Heine geradeso mit satirischer Objektivität betrachtet und mehrfach auch in seinen Schriften verspottet wie Hauff. Wie Heine seine Landsleute durch Ironie und Satire aus ihrer politischen Lethargie aufzurütteln sucht, so sagt ihnen auch Hauff, wie wir gesehen haben, bittere Wahrheiten. In seinen ersten Werken hat Hauff auch eine gelegentliche Sinnlichkeit mit Heine gemein. Heine teilt Hauffs Vorliebe für W. Scott, vergl. den Eingang zu seiner Kritik einer Biographie von Thomas Reynold (Nov. 1841).[1])

[1]) „Waverley von Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist und dennoch den größten Reichtum an Entfaltungen darbietet." Übrigens spricht Heine schon in den Briefen aus Berlin (1823) von der um sich greifenden Popularität des schottischen Dichters.

Persönlich haben sich die beiden seelenverwandten Dichter nie gesehen, doch kreuzten sich ihre Lebenswege insofern einmal, als Cotta bei der Übertragung der Redaktion des belletristischen Teils des Morgenblatts eine Zeitlang zwischen Heine und Hauff schwankte. In Berlin haben sich beide nicht begegnen können, da Heine die Stadt bei Hauffs Anwesenheit schon seit Jahren verlassen hatte; aber Hauff hat daselbst eine ganze Anzahl von Männern kennen gelernt, mit denen Heine verkehrt hatte. Die von Heine in den bekannten Sonetten und vor allem im Buch Le Grand gefeierte Friederike Robert, geschiedene Primavesi und geborene Braun, ragt, wie wir sahen, auch in Hauffs Gesichtskreis hinein. Beide Dichter schildern fast gleichzeitig ihre Stimmungen im Ratskeller zu Bremen; bei seiner Anwesenheit in Hamburg fand unser Dichter den Sänger des Buches der Lieder nicht dort vor.

Um schließlich auch eine mehr äußerliche Ähnlichkeit noch anzuführen, so erinnere ich an das bei Hauff hervorgehobene Versagen des Sprachorgans beim Deklamieren, im Vergleich zu Heines Verstummen bei dem Vortrag eines Gedichts im Düsseldorfer Gymnasium.

Der bittere Hohn Heines ist freilich Hauff immer fremd geblieben. Die stilistische Eigenart Hauffs besteht vor allem in Einfachheit und Klarheit, und es ist mit Recht als ein Vorzug seiner Schreibart hervorgehoben worden, daß er keine langatmigen Perioden bildet und nicht ängstlich das logische Verhältnis der Sätze, Gleichordnung und Unterordnung, durch Konjunktionen zu bezeichnen bemüht ist. Das entspricht der schönen Klarheit seines hellen Geistes; sein Stil bekommt dadurch etwas von französischer Leichtigkeit und Grazie. Mag man in seinen früheren Briefen die Nachwirkung des lateinischen Drills noch hie und da bemerken, — sowie er als Schriftsteller auf den Plan tritt, hat er, an guten Vorbildern geschult und die Marotten eines Jean Paul mit Geschmack vermeidend, sofort eine bestimmte, klare, durchsichtige Diktion. Seine Figuren sind nicht sehr mannigfaltig und lassen sich leicht auf eine Anzahl von Typen reduzieren. Den Mann in seiner Vollkraft zu zeichnen, vermeidet er, der nie einen Vater eigentlich gekannt hat, im allgemeinen;

beſſer liegen ihm der wagemutige Jüngling, deſſen Züge er häufig von ſich ſelbſt nimmt, und der würdige, erfahrungsreiche Alte, deſſen Urbild natürlich der Großvater Elſäſſer iſt. Zu der erſteren Kategorie gehören Georg von Sturmfeder, Fröben, Albert von Randow, Julius von Rempen, der junge Lanbek, — zu der letzteren der Ritter von Lichtenſtein, Frundsberg, der alte Lanbek, der General Willi, der alte Thierberg. Daneben findet ſich aber auch der Typus des altmodiſchen, brummigen Alten, — der Magiſter Bunker, der Regiſſeur in Othello (der „muſikaliſche Prophet mit der Florentiner Mütze und den Pelzſchlittſchuhen"), — der einen abgetragenen Rock und ein dunkelbraunes Meerrohr mit Silberknopf in der Hand trägt, und deſſen Vater der bei Hoffmann immer wiederkehrende wunderliche Alte im ſtahlgrauen Röcklein iſt, in den Märchen bis zur Zwerggeſtalt kariiert, wie im Zwerg Naſe und im kleinen Muck; ſolche Originale mochten dem Dichter wohl noch zu jener Zeit in Stuttgart und Tübingen begegnen. Auch der Ewige Jude und der Buchhändler Raper, der Kommerzienrat Bolnau und der Oberjuſtizrat Haſentreffer mögen noch in dieſe Reihe gehören, wenn wir die Charge mit dem weiteren Begriff des komiſchen Alten abgrenzen, während Baron Faldner in der „Bettlerin" zwar auch in die Rubrik der Polterer, aber ſeinem Alter nach doch nicht gerade hierher gehört. Dazu ſtellt ſich dann der elegante, auch zuweilen melancholiſch düſtere, jedenfalls intereſſante Salonheld, der Löwe des Tages, zu dem Friedrich Hauff Modell geſtanden haben könnte, wie Martiniz (im Mann im Mond), wie der Herr von Natas, wie Alexander Zroniewsky (der mit Martiniz auffallende Ähnlichkeit, wenn auch nicht im beſonderen, ſo doch in der blendenden, äußeren Erſcheinung hat). Endlich der treue Diener: im Lichtenſtein Hans, der Pfeifer von Hardt, im Mann im Mond Brtzwiſl. Von weiblichen Typen möchte ich vier verſchiedene unterſcheiden. Zunächſt das herrliche Mädchen (wozu dem Dichter vor allem die Braut und die ältere Schweſter Maria ſaßen), wie Maria von Lichtenſtein, Ida im Mann im Mond, Eliſe in den letzten Rittern von M., auch die Bettlerin vom Pont des Arts; dann die Dame von Welt, die üppige Schönheit, wie die Waldſtein im Mann im Mond, die Bianetti in der Sän-

gerin, die Fanetti; das Naturkind wie Bäbele im Lichtenſtein, — auch in der Form des gebildeten, aber naiven Mädchens: Bertha von Beſſerer, Anna von Thierberg; und endlich die komiſche Alte: Krafts Haushälterin im Lichtenſtein, die Hirſchwirtin in Pfullingen, Mariens Amme, Bäbeles Mutter, die Mondwirtin und die (nicht auftretende, nur geſchilderte) Federntante im Othello. Das Urbild zu dieſem letzteren Typus darf man in der Jungfer Sitzlerin, der Haushälterin des Großvaters ſuchen; zum zweiten, dem des naiven Mädchens, bot ihm die jüngere muntere Schweſter Sophie manche Züge, während er den Vertreterinnen des Typus der Weltdame in den Kreiſen des Hügelſchen Hauſes und auf der großen Reiſe, insbeſondere in Berlin und Paris, öfters begegnet ſein mag.

Natürlich finden ſich bei unſerm Dichter auch gewiſſe techniſche Mittel, die er mit Vorliebe immer wieder anwendet: ſo beſonders die Verſammlung möglichſt aller Perſonen am Schluſſe, ein Motiv, das wohl eigentlich luſtſpielartigen Charakter hat und deſſen Verwendung eine gewiſſe dramatiſche Veranlagung des Dichters beweiſt; es kehrt im Mann im Mond, im Lichtenſtein und faſt in ſämtlichen Novellen wieder. Ein anderer Kunſtgriff iſt folgender: Der Autor tut, als ob er die Figur perſönlich kennte und nach der Zeit, wo ſeine Erzählung ſpielt, noch mit ihr zuſammengetroffen ſei, z. B.: „Der Major hat oft erklärt, daß einer der ſchrecklichſten Augenblicke in ſeinem Leben der geweſen ſei, wo er im erſten Zwiſchenakt Othellos in die fürſtliche Loge getreten ſei.“ Obgleich dieſes Mittel eigentlich unepiſch iſt (einer der wenigen Fälle, wo Hauff ſeiner Objektivität untreu wird, denn das perſönlich gehaltene Intermezzo zwiſchen dem erſten und zweiten Teil der Memoiren nehme ich aus), ſo trägt es doch unbeſtreitbar zur Belebung bei. Das bei den Romantikern ſo beliebte Umkleidungsmotiv wird einmal geſchickt zur Schürzung des Knotens benutzt: in Othello wird dem Major verſehentlich ſtatt dem Grafen ein Billet zugeſteckt. Ganz ähnlich in der Geſchichte von der abgehauenen Hand. — Gewiſſe Situationen ſind beliebt, wie: das Erwachen, während die Sonne hell ins Zimmer ſcheint.

Tieck ſchöpfte ſchon ſeine Stoffe aus dem täglichen Leben und

ſchließt ſich in ſeiner Darſtellungsweiſe an Boccaccio und Cervantes an.

Wenn uns mancher Effekt bei Hauff jetzt zu durchſichtig und naiv erſcheint, ſo iſt doch zu bedenken, daß die moderne deutſche Erzählungskunſt damals noch in den Kinderſchuhen ſtak.

Die Diktion im Mann im Mond iſt nicht bloß als parodiſtiſche Manier zu betrachten, ſondern auch darum bemerkenswert, weil ſie manche ſchwäbiſchen Idiotismen enthält, die wohl zum Teil als Saloppheiten wirken ſollen, aber öfters auch ſich unbewußt im Fluß einer ſich gehen laſſenden Suade einſtellen und inſofern auf eine ſehr frühe Schicht in dem Roman hinweiſen. Zur erſten Klaſſe gehören Ausdrücke, wie Viertelsſeitenblickchen, Feuerflammenbrandung, bepurpurt, feuerflammenrot,[1]) Poſaunenſeraphsnichte, bechampagnert, geglitſcht und geſchlüpfert, ſchnepperte[2]) und bepperte, nicht ganz recht richtig, Speranzien,[3]) wähliges Kind, kunterbunter, Deideldum und Schnirkeldum (von der Tanzmuſik) und das bekannte Claurenſche Lieblingswort brüſſeln (brüſeln frz. ruisseler, couler en murmurant, z. B. Clauren, Chriſtpüppchen: „und als ſie den brüſelnden (ſo!) Wein mit maleriſcher Behaglichkeit ausgeſchlürft“ —); zur letzteren: bis hinab in den großen Zehen, alle Nacht, keine kleine Hatz, pruddeln (= ſchwatzen), hervorzullern (zullen, zulpen, sucer qc.), rudeln[4]) und nudeln, ducks (= bucklig, vergl. ſich ducken) und geſchmiegt, verſchammert (ſonſt verſcharmeriert, vom franzöſ. charmer, = verliebt), witſchen, bälder, Däpschen (= Räuſchchen).

---

[1]) Vergl. bei Zſchokke: wundergrazienhübſch.

[2]) Schneppern = mit Zungenfertigkeit reden, ſchwatzen, zu beppern vergl. bappeln, bappern, plappern.

[3]) Sonſt Sperrenzien, von ſperren mit lateiniſcher Endung gebildet = Geſperr, rheiniſch Sperrment = das Sichſperren. Machen Sie keine Sperenzien = point de façons, Zeremonien.

[4]) Rodeln Nebenform zu dem oberdeutſchen rotteln, mit rütteln zuſammenhängend.

Der von Hauff gerügte Ausdruck, „daß ſie der Bock ſtößt“, findet ſich in der Erzählung „Leidenſchaft und Liebe“, wo es aber heißt, ſie ſchluchzte (nicht ſie lachte), daß ſie der Bock ſtieß. Hauff zitiert nicht wörtlich: „Die Champagnerpfropfen flogen in die Kronleuchter“, heißt es z. B. bei Clauren; Hauff ſagt: „ha, wie der Kork knallend an die Decke fährt!“

Die Anführung der „Calla aethiopica“ im Mann im Mond, S. 131 und 132 iſt auch ein parodiſtiſcher Zug, da Clauren es liebt, mit ſeinen botaniſchen Kenntniſſen zu glänzen, was beſonders komiſch wirkt, wenn er

Solche Suebismen begegnen übrigens auch ſonſt in Hauffs Schriften und Briefen: weitläuf (Brief an Riecke), wirklich ſehr oft = gegenwärtig, haſelieren (Sängerin, Kap. 8, Naſe altd. oft = Narr, Tor, wunderlicher Menſch, Geck, alſo = ſich töricht, geckenhaft und prahlend, närriſch benehmen), ſekkieren (vom Italieniſchen seccare = quälen), abſpannen = abtrünnig machen (den Galan abſpannen), „Da grieſelte es ihm den Rücken hinauf" (grieſeln iſt eine Art kriechen, ähnlich wie krabbeln), verpetſchiert (verpetſchieren — feſt verbinden, feſt ſchließen, öfters bei Jean Paul), „Die dicke Trutſchel" (mitteldeutſch = dondon, dickes rotbäckiges Weib, aber auch = Dronte, ausgeſtorbene, rieſenhafte Vogelart), in heilloſem Zappel (= Ungeduld) zurücklaſſen, ſchnakig (ſchnackig — drollig, luſtig, voller luſtiger Einfälle, ſchnakiſcher Kerl, ſchnakiſche Geſchichten), in ſeinem esse ſein, und damit holla (holla = halt), Gezeuge (ein Satz Werkzeuge), Abſchnipfel = Abfälle. Draſtiſch ſind ſodann Ausdrücke wie: Beſenheld (— Schürzenjäger, Brief an Riecke aus der Studentenzeit, etwa 1821 oder 1822), die Gräfin Plapperinsky, Leumundſiederei (anknüpfend an das ſchwäbiſche, vielfach auch im übertragenen Sinn gebrauchte Leimſiederei), Schulderoff und Kompagnie, Oberbuchhaltergeresſen, flanellenes Geſpenſt, tanzender Thee, ſingendes Butterbrot (in den Phantaſieen"), „ungegoethet", „ungetieckt", „ungeſchlegelt" in dem Brief an Winkler (Nr. 32). In ſolch kühnen Bildungen erinnert Hauff wieder an Heine.

Vor Fremdwörtern ſcheut der Dichter nicht zurück, beſonders nicht, wenn ſie zur Charakteriſierung beizutragen geeignet ſind, wie wenn er ſeinen altmodiſchen Medizinalrat Bolnau in der Sängerin ſagen läßt: „werde nicht mankieren," oder portierter Verehrer der Muſen, wo wir jetzt eher enragierter ſagen würden, se porter à qc., etwas mit Eifer betreiben.

Zu Walratslichter (Mann im Mond, S. 159) bemerke ich, daß Walrat (auch Sperma ceti oder Cetin genannt), aus dem Potwal gewonnen, ein öliger, heller Tran iſt, der an der Luft erſtarrt und zu Lichtern verwendet wird.

Zu dem Ausdruck Jockofächer in den Memoiren bemerke ich, daß nach dem damals ſehr beliebten Theaterſtück, in dem ein Affe als Menſch auftritt, und das an Provinzbühnen noch bis in die 70er Jahre hinein nachſpukte, eine gewiſſe Art von Fächern Jockofächer genannt wurde. Möglich, daß außer der angeführten Erzählung Hoffmanns eben dieſes Stück auf Hauffs Märchen „Der Affe als Menſch" eingewirkt hat. Außer an dieſer Stelle ſpielt Hauff noch mehrmals auf das Stück (eine Art Neuauflage des Stückes „Der Hund des Aubry" in anderer Art), oder auch nach ihm benannte Moden (Taille à la Jocko, Trauer à la Jocko), an.

---

bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit in einer beſonderen Anmerkung im Text erwähnte Pflanzen näher erläutert.

So werden auch in der Skizze „Jocko“ derartige Moden verspottet. Außer einem Melodram[1]) gab es auch ein gerade damals sehr beliebtes Ballet, das erwähnt wird im Gesellschafter 1827, 38. Blatt (5. März), Bemerker 6:

Auf dem ersten Königlichen Hof-Opern-Theater der großen deutschen Haupt- und Residenzstadt Berlin wurde gegeben: „Jocko, der brasilianische Affe, Ballet von Taglioni, Musik von Lindpaintner.“ Da am selben Tag auf dem zweiten Theater ein Melodrama (der Wolfsbrunnen) aufgeführt wurde, worin ein Wiener die Wölfin machte (auch Jocko wurde von einem Wiener Grotesk-Tänzer dargestellt), so kann sich der Berichterstatter der ironischen Bemerkung nicht enthalten: Das Volk der Affen wird heimisch in unserm kalten Himmelsstrich; Wiener Wölfe finden gastliche Aufnahme in besagter Hauptstadt — —. Am Königstädtischen Theater zu Berlin wurde das Melodrama Jocko am 15. August 1826 erstmals aufgeführt.

Von Reminiszenzen aus **Goethe** nenne ich:

Die höllischen Latwergen (Mann im Mond, II. Teil, Anfang), von solchen aus **Schiller**, mit dem Hauff die Vorliebe für alles Soldatische gemein hat (Soldatenlieder, Mann im Mond, Othello, Lichtenstein): Reminiszenz aus den Räubern, Sängerin, Kap. 8 am Schlusse, Fiesco, ebendas. S. 163, Mädchen aus der Fremde (Othello S. 66): Er sah der holden, lieblichen Erscheinung nach, wie sie, gleich dem Mädchen aus der Fremde, jedem eine schöne Gabe, ein Lächeln oder ein freundliches Wort darreichte. — An die Freude „und auch dieser hohe Wurf war ihm gelungen“, Mann im Mond, S. 116, Reiterlied „Doch gilt es morgen, so laßt uns heut noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit“ (Othello 53). Wilhelm Tell, Sängerin Kap. 10, Anfang. Der Handschuh: Noch einmal öffnete sich die Türe und spie, wie im Löwengarten des Königs Franz — L. R. v. M. S. 124/125.

Claurens Werke hat Hauff wohl genau gekannt, und so ist es nicht zu verwundern, daß er an manchen Stellen unwillkürlich von ihm Anregungen empfangen hat.[2]) Auf die Wahl des Titels „Der Mann im Mond“ ist vielleicht Claurens Lustspiel „Das Gasthaus zur goldenen Sonne“ von Einfluß gewesen; auf „Die letzten Ritter von Marienburg“ mag Claurens Erzählung „Das alte Schloß zu Marienburg“ eingewirkt haben; an eine Figur in der abgehauenen Hand erinnert der Claurensche Titel „Der Grünmantel von Venedig.“ Darüber kann wohl kein Zweifel sein, daß die Lektüre Claurens die

[1]) Von Marie Charles Joseph de Pougens, 1755—1833, dem Verfasser von „Les quatre âges“ (1820).

[2]) Vrgl. G. Koch im Euphorion Bd. 4, S. 804.

Phantaſie Hauffs doch mannigfach befruchtet hat. Nehmen wir immerhin an, daß Hauff lange an dieſem angenehm eingehenden Trank geſogen hat, bis er ſich plötzlich erinnerte, und es ihm zum Bewußtſein kam, welcher Geſchmacksverirrung zu verfallen er Gefahr lief.

In Othello iſt unter dem „Tag von Moſaisk“ die Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812 zu verſtehen. Erwähnen will ich hier auch noch, daß der Jud Süß von der Zenſur vielfach verſtümmelt wurde.

In Hauffs Stil läßt ſich ſchließlich eine antikiſierende Neigung feſtſtellen. Daß er in der Schule kein eifriger Schüler der Alten war, haben wir erwähnt. Doch ſcheint ſchon der Großvater, der, wie geſagt, ein großer Verehrer des Horaz war, ſeinen Sinn für antike Dichtung geweckt zu haben. Bezeichnend iſt für dieſe Einwirkung das Horazzitat am Schluß des erſten Teils der Memoiren des Satans:

O fortes pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc cantu pellite curas,
Cras ingens iterabimus aequor (Od. I., 7. V. 30—32).
(Die ihr ſchon Schlimmeres mit mir erduldet,
Vertreibt jetzt, Tapfre, mit Geſang die Sorgen,
Denn morgen fahren wir auf weitem Meer!)
Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae![1])

ſagt der Herzog im Lichtenſtein, Kap. 19, als er Sturmfeder gegenübertritt, mit ungebrochenem Stolze.

„Willkommen in meinem Pallatium“, ebenda Kap. 20.

Söhne des Mars, ebenda Kap. 8.

„Symbolum“, Schluß von Kap. 5 (S. 36), und Phantaſieen S. 181.

Wie eine trauernde Andromache, Mann im Mond S. 92.

Hauff liebt es, allgemein gehaltene Exkurſe in den Gang der Erzählung einzuſtreuen. So nimmt er das eine Mal Gelegenheit,

[1]) Und wenn die Welt in Stücke fällt, —
Mich ſchrecken ihre Trümmer nicht!

Kulturgeſchichte anſtatt der einſeitig bevorzugten Regentengeſchichte zu empfehlen (L. R. v. Marienburg S. 105), ein anderes Mal ſpricht er ſich über literariſche Parvenus und Fabrikation von hiſtoriſchen Romanen aus (ebenda S. 104/5). Eine peſſimiſtiſche Betrachtung über Neid und Schlechtigkeit der Welt findet ſich ebenda S. 110. Über Kunſt im allgemeinen läßt er ſich aus im Mann im Mond S. 149 Mitte. Amüſant iſt auch die Verſpottung der lächerlichen Sucht, ſich durch äußere Mittel in Stimmung zu bringen, L. R. v. Marienburg S. 109. Über den ſchleppenden Gang der Juſtiz ſpricht er ſich außer in der angeführten Stelle in der „Sängerin" auch in den „Memoiren des Satan" aus. Bekannt iſt der äſthetiſierende Exkurs über die literariſche Gattung des Märchens.

Fragen wir abſchließend nach Hauffs Stellung und Bedeutung innerhalb der ſchwäbiſchen Literatur, ſo werden wir zunächſt hervorheben ſeine aus echt burſchenſchaftlichen Grundſätzen und Idealen hervorgegangene patriotiſche Geſinnung (die anſcheinende Verehrung Napoleons gilt nur dem jüngeren Mann, dem Helden und Mann von Genie, wo Hauff den Vorgang Goethes für ſich hat; Hauff ſteht überdies unter dem friſchen Eindruck von Napoleons Tod und iſt durch die ſchönfärberiſche Memoirenliteratur jener Jahre beeinflußt), dann aber ſeine Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit, mit der er einer ganzen Sippe verlogener und manierierter Belletriſten mannhaft gegenübertrat — fällt er doch den Goliath Clauren wie ein tollkühner, nur auf das gute Recht vertrauender David an —, ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von jeder Schule, die ihn auch in der Literaturgeſchichte iſoliert hat; er iſt ein glücklicher Satiriker und verſchließt die Augen nicht vor den Gebreſten ſeiner Zeit und ſeines Volkes, — hierin zeigt er zuweilen einen predigthaften Zug; er iſt endlich einer der Begründer der Dorfnovelle und ein Pfadfinder der neueren „Heimatkunſt". Neben Theodor Körner, den er auch ſelbſt verherrlicht hat, und mit dem ihn Uhland verglich, iſt er ein herrliches Vorbild für die deutſche Jugend geworden und hat ihr vorgeleuchtet zu edlem Idealismus, und auch noch heute kann ſich an ihm, der in ſeiner Idealität nie phraſenhaft wird, die Jugend aufrichten. Er ſteht bei allem Idealismus doch immer auf

dem Boden der Natur und des Lebens, wie es ist. Große Verdienste hat er sich außerdem erworben als Vermittler der gleichzeitigen englischen Literatur an seine Landsleute, durch den Hinweis auf Scott, zu dem er selbst zuerst vielleicht durch Hoffmann kam, durch die Lobpreisung Smollets und Byrons, der auch gelegentlich, wie wir sahen, auf ihn eingewirkt hat.

---

5. Auf der Höhe des Erfolges; letzte Jahre und Tod.

(1825—1827.)

Im Frühjahr 1825 hatte sich Hauff mit einer vorläufigen Anfrage wegen der Memoiren des Satan an Franckh gewandt. Sei es nun durch Härings Walladmor (1823), durch Wünsche Franckhs,[1]) durch Menzels Rat oder eigenen Drang hauptsächlich veranlaßt, unternimmt er noch gleichzeitig den Mann im Mond, den er nach Haugs Aussage (im Hesperus 1827, Nr. 279) in sechs Wochen angefangen und vollendet hat. Zugleich besteht er in diesem Frühjahr die höhere Dienstprüfung, über deren Ablegung er in dem Brief Nr. 16 so ergötzlich berichtet. In dem mitgeteilten Briefe schildert er, wie er an dem entscheidenden Morgen mit Fieber und Halsweh erwacht und ihm deshalb für den verhängnisvollen Morgen bei dem draußen herrschenden schändlichen Tau-, Regen- und Schneewetter vom Minister dessen Wagen zur Benutzung überlassen wird. Von Zeit zu Zeit hält er in der Schloßkirche, wo später Gerok so nachhaltig wirkte, Predigten, deren Texte wir in der Anlage geben.

Im Sommer des Jahres 1825 weilte er mit der Familie seiner Zöglinge auf dem am unteren Neckar auf dessen linken Ufer ungefähr

---

[1]) Über den Buchhändler Franckh vergl. die Briefstellen in den Nummern 19, 20, 22, 35. — Wilhelm von Chézy handelt in Erinnerungen, 2. Buch, 3. Bändchen, eingehend über Franckh. — Ein Portrait von ihm in dem Buchhändleradreßbuch auf 1868, Jahrg. 30. Er ist wohl das Original der beiden Buchhändler Salzer und Kaper (ersterer in den Skizzen, letzterer in den „L. Rittern von Marienburg").

gegenüber Gundelsheim gelegenen Schloſſe Guttenberg, das Frau von Hügel ihrem Gatten zugebracht hatte. In dem zwei Jahre ſpäter verfaßten „Bild des Kaiſers“[1]) wirken die Eindrücke dieſes Aufenthaltes fort, die beſonders angenehm geweſen ſein müſſen, da jene Gegend jedem für Natur Empfänglichen ungemein viel bietet und insbeſondere auch dem romantiſchen Sinn Hauffs wieder, wie dereinſt Blaubeuren und Tübingen, entgegenkam. Vielleicht während Hauffs Abweſenheit von Stuttgart im Auguſt 1825 erſchienen bei Franckh faſt gleichzeitig: Die Mitteilungen aus den Memoiren des Satan, herausgegeben von .....f. Erſter Teil, und der Mann im Mond von H. Clauren in 2 Bänden.[2]) Allerdings ſtimmt zu dieſer Angabe Klaibers ſchlecht, daß der Brief des Oberleutnants von Schulderoff im Kapitel „Feindliche Minen“ des erſten Teils vom 11. Dezember 1825 datiert iſt. Ob Hauff hier vorausdatiert hat, damit das Buch, das mit der Zahl des folgenden Jahres erſchien, noch am Anfang des Verlagsjahres ganz aktuell ſei, laſſe ich dahingeſtellt. Jedenfalls erſcheint Claurens Verwahrung ſchon am 28. Oktober 1825 in der Dresdener Abendzeitung. Gerade das gleichzeitige Erſcheinen erklärt die für den Eingeweihten ſehr komiſch wirkende, geſchickt durchgeführte Einſetzung des einen Werkes für das andere in der Verhöhnung des Hauff bezw. Franckh verurteilenden Gerichtsbeſchluſſes (Vorſpiel zum II. Teil); wenn man dort immer für „Memoiren des Satan“ den „Mann im Mond“ ſetzt und für „perſiſcher“ „preußiſcher“ Hofrat lieſt, ſo iſt die Satire mit einemmal durchſichtig und verſtändlich; Kleinjuſtheim iſt Eßlingen, der Sitz des Kriminalgerichts für den Neckarkreis, wo die Sache verhandelt wurde.

---

[1]) Das Schloß des Freiherrn von Thierberg iſt wohl nach dem auf dem rechten Neckarufer unweit Guttenberg gelegenen, jetzt ziemlich ruinenhaften Schloß Hornberg, ob Neckarzimmern, gezeichnet, während General Willis Beſitztum Guttenberg ſein dürfte. Letzteres gehört zur Gemeinde Neckarmühlbach, Amt Mosbach (Baden). Der Titel „Das Bild des Kaiſers“ kann neben dem nächſten Sinn auch einen weiteren uneigentlichen haben.

[2]) Der 2. Teil der Satansmemoiren und demnach wohl auch der 1. koſtete 3 fl. Der Mann im Mond 3 Taler.

Vielleicht nie ganz zu entſcheiden wird die Frage ſein, ob der Mann im Mond von Anfang an als Satire gemeint oder erſt nachträglich zu einer ſolchen umgeformt worden iſt. Zwar das ſteht ja feſt, daß Hauff das Gerippe einer Erzählung, worin ein unter einem ſeeliſchen Druck leidender, ſchwermütiger junger Mann durch die Aufopferung eines edlen Mädchens entſühnt wird, ſchon mit nach Stuttgart gebracht hat. Das beweiſt ſchon der oben wiedergegebene Bericht Moritz Pfaffs, wonach die Szene in der Kirche ſchon in Tübingen geſchrieben war, und das Vorhandenſein eines 8ſeitigen Konzepts im Nachlaß, welches den durchaus ernſt gemeinten Entwurf des Anfanges enthält. Alſo eine Novellenſkizze hat Hauff jedenfalls zu der jetzigen Faſſung umgearbeitet; es fragt ſich nur, ob er überhaupt eine Zeit lang in allem Ernſt daran gedacht hat, Claurens Mainer nachzuahmen und erſt durch Einflüſſe von außen her auf den Gedanken gebracht worden iſt, bewußt parodiſtiſch nach dem Muſter Claurens einen Roman zu ſchreiben und ihn jenem unterzuſchieben. In letzterer Beziehung käme viererlei in Betracht. Bekannt iſt die von Gutzkow mitgeteilte Behauptung Menzels, daß er Hauff erſt auf den Gedanken gebracht habe, den ſchon ziemlich fertigen Roman zu einer Parodie auf Clauren umzuarbeiten und unter deſſen Namen erſcheinen zu laſſen.[1]) Sodann ſagt Häring in

[1]) Gutzkow (Rückblicke auf mein Leben, 1832) läßt Menzel erzählen: Wilhelm Hauff brachte mir eines Tages ſeinen Mann im Mond. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar im vollen Ernſt ſo gemeint. Schämen Sie ſich denn nicht? ſagte ich ihm. Wollen Sie denn auch dem Berliner Poſtrat nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen? Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Claurenſche Kolorit noch ſtärker auf, laſſen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erſcheinen, und jeder wird ſagen: Sie haben eine köſtliche Satire auf Clauren geſchrieben. Richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete ſeinen Ruf mit dem Mann im Monde.

Auch in ſeinem Buch „Die Deutſche Literatur" ſagt Menzel von Hauff (IV, 309): „Was aus Hauff geworden wäre, läßt ſich ſchwer beſtimmen." Er begann mit der Nachahmung Claurens, die er auf meinen Rat in eine Perſiflage desſelben umwandelte und damit großes Glück machte. Er ſchrieb ferner Kindermärchen, ſogenannte Memoiren des Teufels, und einen hiſtoriſchen Roman im mittelalterlichen Coſtüme, alſo ſehr heterogene

ſeinem Nachruf auf Hauff, daß dieſer ſelbſt erklärt habe, er ſei durch ſeine (Härings) glückliche Nachahmung W. Scotts im Wallad-mor (1823) auf den Gedanken gekommen, Clauren zu myſtifizieren. Klaiber meint (und das wäre ein drittes Moment), das Vorbild Fieldings, der die Pamela Richardſons in ſeinem Joſeph Andrews (1742) parodierte, habe bei Hauff nachgewirkt. Und endlich hat viertens ſicherlich der Wunſch des Buchhändlers Franckh, von Hauff ein Zugſtück à la Clauren zu erhalten, eine Rolle in der Entſtehungs-geſchichte des Hauffſchen Romans geſpielt.

Man ſagt wohl, daß Hauffs Standpunkt bei der Abfaſſung des Romans in der Kontroverspredigt klar genug dargelegt ſei, aber daß eben nachher die Kontroverspredigt nötig wurde, beweiſt, daß ſeine Tendenz bei der Konzeption des Romans nicht klar und jedenfalls vielfachen Mißverſtändniſſen ausgeſetzt war. So gerne wir Klaibers Beweisführung, die ſich vor allem auf die Tatſache ſtützt, daß das Manuſkript nur wenige Korrekturen zeige und alſo keine auf Menzels Rat hin erfolgte Umarbeitung darſtellen könne, beitreten möchten, ſo können wir ſie doch nicht für zwingend erachten, und die ſeitdem (ſeit 1878) erſchienene Hauffliteratur zeigt, daß die Kommentatoren ihm nicht darin zu folgen vermocht haben, und ſeine warmherzige Verteidigung des Oheims ſie nicht überzeugt hat; höchſtens läßt man ſich zu der Annahme herbei, daß Hauff im Verlauf der Abfaſſung des Romans den Geſchmack an der Nachahmung verloren und immer mehr ſich zur Satire gewandt habe, und tatſächlich tritt dieſe ja auch in der Nachſchrift noch am allerdeutlichſten und ſchärfſten hervor. Bobertag äußert ſtarke Zweifel an der Abſicht Hauffs, eine Satire zu ſchreiben, und findet es verwunderlich, daß er, dieſe Abſicht einmal angenommen, die Farben dann nicht noch ſtärker aufgetragen habe. Nur Hermann Fiſcher ſchließt ſich willig an Klaiber an in dem Beſtreben, Hauff ganz von dem Verdacht zu reinigen, als ob er jemals im Ernſt daran gedacht hätte, dem beliebten Erzähler nachzueifern. Klaibers Anſicht, deren Haupt-

---

Dinge mit ſo leichter Hand, wie Willibald Alexis geſchrieben hatte. Er ſtarb aber frühe."

argument das ist, daß zwischen jenem konzisen und von allen Claurenschen Zutaten noch freien Entwurf und dem fast ohne Korrekturen und Zusätze geschriebenen endgültigen Manuskript keine Mittelschicht in dem handschriftlichen Nachlaß sich gefunden habe, scheint allerdings durch Haugs Mitteilung, daß der „Mann im Mond" binnen 6 Wochen vollendet worden sei, eine Stütze zu erhalten; doch will dieser äußere Beweisgrund bei der fabelhaften Arbeitsfähigkeit und Schnellfertigkeit unseres Dichters wenig besagen. Vielleicht, ja wahrscheinlich hat Hauff das Zwischenmanuskript sorgfältig vernichtet, und diese Bemühung, die Spuren eines jugendlich unbesonnenen Tuns zu verwischen, sowie die auf die Vorhaltungen des erfahreneren und literarisch gewandteren älteren Mannes hin gezeigte bessere Einsicht sind gerade das Einzige, was jenes Unterfangen entschuldigen kann. Aber ist denn eine solche Ehrenrettung, mit der, wie gesagt, Klaiber nicht glücklich war, so wohl gemeint sie sein mag, ist, sage ich, es nötig, Hauff von dem Flecken zu reinigen, daß er einmal in das Fahrwasser jenes Modeschriftstellers geriet, ist es bei seiner impressionistischen und ekklektischen Natur, die ihn an alle möglichen Vorbilder leicht sich anschließen ließ, bis zu einem gewissen Grade nicht sogar wahrscheinlich, daß er ihm unterlag? Oder denken wir uns einmal die Sache so, daß er, von Produktionsdrang glühend, dem Drängen des Verlegers nachgab, und, wiewohl von der Minderwertigkeit jener Manier überzeugt, doch in seiner virtuosen Art lieferte, was man von ihm verlangte, indem er es darauf ankommen ließ, ob sein Machwerk für ein echtes Kind der Claurenschen „Muse" durchging oder als ein lustiger Scherz aufgefaßt wurde. Vielleicht hatte er von Anfang an gar nicht vor, sich als Autor zu nennen, und lüftete erst, als das Ding so einschlug, unvorsichtigerweise, könnte man sagen, den Schleier der Anonymität. Es wurde ja gerade damals auch von anderen versucht, die Zugkraft des Namens Clauren für sich auszubeuten. Nicht zu übersehen ist die Feststellung Niedmanns in seinem Artikel im Gesellschafter, daß niemand das Buch für mehr als eine Buchhändler-Spekulation gehalten habe, und die strafrechtliche Verfolgung seitens des sich mehr geschädigt, als beleidigt fühlenden Hofrats, sowie die Verurteilung durch den Eß-

linger Gerichtshof. Dieſe traf, wie es ſcheint, überhaupt nicht Hauff ſelbſt, ſondern einzig und allein den Verleger.

Abendzeitung Nr. 99, Mittwoch, am 26. April 1826. Dresden und Leipzig in der Arnoldiſchen Buchhandlung.

Literatur-Juſtiz.

Bekanntlich gab der Buchhändler Frankh in Stuttgart im vorigen Jahre ein Werk heraus, dem er den Namen H. Clauren vorſetzte, um das Publikum glauben zu machen, daß das Buch von dem\ unter dieſem Anagramm in die literariſche Welt eingeführten Geh. Hofrate Karl Heun zu Berlin verfaßt ſei. Letzterer kam jedoch dagegen beim Kriminal-Amte zu Stuttgart ein, und nach jetzt beendigter Unterſuchung iſt vom königlich württembergiſchen Gerichtshofe für den Neckarkreis das Erkenntnis gegen Frankh gefällt worden. Hoffentlich wird ſich der Frankh nun ähnlicher Spekulationen künftig enthalten. Ob das Unternehmen einer Leipziger Buchhandlung, die unter dem Namen A. Clauren ein elendes Machwerk im vorigen Jahre verlegt hat, nicht auch zur Kategorie der Frankhſchen Spekulationen gehöre, laſſen wir dahin geſtellt ſein.

Freitag, am 19. Mai 1826 (Nr. 119).

Der Buchhändler Herr Frankh zu Stuttgart ſcheint ſein dem Publikum gegebenes Verſprechen, das in der von H. Clauren wider ihn anhängig gemachten Unterſuchungs-Sache erfolgte Erkenntnis öffentlich mitteilen zu wollen, gänzlich vergeſſen zu haben. Er hatte gegen dieſes, in Nr. 99 der diesjährigen Abendzeitung bereits erwähnte Erkenntnis den Rekurs eingelegt, und darauf iſt Nachſtehendes in der zweiten und letzten Inſtanz erfolgt:

Im Namen des Königs!

In der Unterſuchungs-Sache gegen den Buchhändler Friedrich Frankh zu Stuttgart, erkannte auf den, von dem Angeſchuldigten gegen das Erkenntnis des Kriminal-Senats des Gerichtshofs für den Neckar-Kreis, vom 3. Dezember 1825, eingelegten Rekurs, der Kriminal-Senat des Ober-Tribunals:

Daß dieſer Rekurs gegen das Erkenntnis erſter Inſtanz, durch welches der Angeſchuldigte, wegen rechtswidriger Täuſchung des Publikums durch Angabe eines falſchen Verfaſſers bei Herausgabe eines Verlag-Artikels, neben dem Erſatze des Schadens, durch Zurücknahme derjenigen Exemplare, welche die getäuſchten Käufer nicht behalten wollen, und Bezahlung ſämtlicher Unterſuchungs-Koſten, zu einer Strafe von

Fünfzig Reichstalern

verurteilt, auch verfügt worden iſt, daß dieſes Erkenntnis durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden ſoll, — wegen Mangels an einer ge-

gründeten Beschwerde abzuweisen, auch Rekurrent zum Ersatze der Kosten zweiter Instanz anzuhalten sei.

So beschlossen im Kriminal-Senat des K. Ober-Tribunals Stuttgart, den 8. April 1826.

Nach diesem, für die Lese- und Juristen-Welt sehr merkwürdigen und den wohlbegründeten Ruf der Königlich-Württembergischen Gerichtshöfe von neuem bewährenden Urteilsspruche, können also alle die, welche das fragliche Werk „Der Mann im Monde" in der ihnen durch die rechtswidrige Vorspiegelung der Verlagshandlung aufgedrungenen Meinung, als sei H. Clauren (der Geh. Hofrat Karl Heun) dessen Verfasser, käuflich an sich gebracht haben, das Buch an Herrn Frankh wieder zurückschicken und die Wiedererstattung ihrer dafür gezahlten drei Thaler von demselben gewärtigen.

Ich gestehe offen, daß auch ich Hauff lieber gar nicht in diese Händel verwickelt mir denken möchte, und daß ich ihn trotz, nicht wegen des „Mannes im Mond" liebe; und Klaiber hatte eine richtige Empfindung, wenn er das ihm besonders teure Andenken des Dichters von dem mit einer solchen Sache nur allzu leicht sich verknüpfenden „aliquid haerens" reinigen wollte. Aber hat man denn noch nie von dem Gesetz des Gegensatzes gehört, und ist es bei dem Alter, in dem der Verfasser des „Mannes im Mond" stand, nicht möglich, daß der hochgespannten Idealität auf der einen Seite eine stark ausgeprägte, ja sogar natürliche Neigung zur Sinnlichkeit entsprach?

Wieder werden wir hier an die Analogie mit Hauffs größerem Landsmanne, Schiller, gemahnt. Ein Hauff kann durch die Wahrheit nichts verlieren, und wir brauchen ihm nicht zu Hilfe zu kommen, indem wir zu seinen Gunsten irgend etwas zu verschleiern suchen. Im übrigen meine ich, daß die ganze Streitfrage nicht von allererster Bedeutung für die Beurteilung des literarischen Gesamtbildes von Wilhelm Hauff sein kann: noch heute wird tatsächlich der „Mann im Mond", wenn überhaupt, als ernstgemeinter Roman, nicht als Parodie gelesen, während für viele andere der Name des Dichters mit diesem Werk, ohne daß Hauffs Bedeutung darunter litte, überhaupt nicht wesentlich verknüpft ist.[1])

[1]) Es ist zu beachten, daß der Kern der Fabel eine echt romantische Idee ist, die Heilung eines in Wahnsinn Verfallenen, der vor den verfolgenden Geistern zu mitternächtlicher Stunde Schutz in der schauerlich ein-

Die erſte Rezenſion der Memoiren, die reißend abgingen,[1]) erſchien Anfang September im Morgenblatt, mit dem alſo Hauff ſchon damals Fühlung hatte, und war ſehr günſtig; am 3. September ſchreibt Hauff: „Frankh iſt ſeit geſtern wie ein Narr, und es fehlte wenig, ſo wäre er mir um den Hals gefallen. Ich werde übrigens ſeine Rührung für meinen Beutel zu benutzen wiſſen. Ich bin doch ſehr glücklich, ein wenig Talent zu beſitzen, denn um den Namen und das Geld, das man dadurch bekommt, iſt es doch etwas Schönes.“ Und noch am 11. Dezember: „Mit den Memoiren iſt immer noch ein großes Leben. Sogar das ganze Oberkonſiſtorium hat ſie geleſen; aber alle ſind mir deswegen noch günſtiger.“ Der „Geſellſchafter“ von Gubitz in Berlin, das damals führende Blatt in Bezug auf belletriſtiſche Kritik, nannte ſie allerdings nur eine Nachahmung Hoffmanns; doch trifft dies ganz nur für die einleitenden Kapitel zu, und wir empfinden es heutzutage um ſo weniger, als das Vorbild im breiteren Leſepublikum doch nur noch wenig bekannt iſt. Bei allem bleibt das Buch eine vielfach ins Schwarze treffende Zeit-

---

ſamen Kirche ſucht, durch die Aufopferung eines edlen Mädchens. Es wäre nun an und für ſich recht wohl möglich, daß Hauff mit gutem Geſchmack einſah, daß die Idee überſpannt und manieriert ſei, und deshalb davon abſtand, ſie im Ernſt zu behandeln, ſie zu einer Parodie aber gerade noch gut genug fand. So hätte er denn die echt hoffmänniſche Fabel zu einer Parodie auf den Held des Tages, deſſen Geſchmackloſigkeit er ebenfalls eingeſehen hatte, benutzt. Merkwürdig und für Hauffs enorme Entwicklungsfähigkeit bezeichnend iſt dabei nur, daß er zu derſelben Zeit, da er (in den Memoiren) noch im Banne Hoffmanns befangen war, ſchon eine Art Parodie auch auf Hoffmann im Mann im Mond liefern konnte.

[1]) Mit Recht hebt Klaiber hervor, daß dieſe erſte Schrift Hauffs ihren Erfolg nicht zum wenigſten dem Kontraſt gegen die herbſtlich dürren Blätter der Hofratsliteratur jener Tage verdankte.

Der Neid blieb nicht aus. In Nr. 10 des Bemerkers, Beilage zum Geſellſchafter Nr. 46 (1826) erſchien ein provozierender und auf Unwahrheiten beruhender Angriff auf den Dichter der Satansmemoiren, auf den Hauff in Nr. 15 derſelben Zeitung (Beilage zu Nr. 66 des Geſellſchafters vom 26. April) gebührend antwortet.

Wir teilen ſowohl den Hauff angreifenden Artikel, wie ſeine Erwiderung im Wortlaut unter den Beilagen mit.

ſatire in zeitgemäßer Form. In dieſem an Arbeit überreichen Sommer brachte es Hauff auch noch fertig, ſein Doktorexamen zu machen. Vom 20. Oktober dieſes Jahres (1825) iſt das Diplom datiert, ſo daß wir für dieſe Zeit eine Reiſe nach Tübingen anſetzen müſſen, (von der aber weiter nichts bekannt iſt), wenn man nicht annehmen will, daß ihm mündliches Examen und Disputation erlaſſen worden iſt. Den Wortlaut des Diploms teilen wir unter den Beilagen mit.

Am 28. Oktober erließ alſo der Geh. Hofrat Heun, der durch den Mißbrauch ſeines Namens tief gekränkt war, in der Abendzeitung Nr. 258 folgende „Warnung vor Betrug“:

„Das bei Fr. Frankh in Stuttgart unter dem Titel „Der Mann im Mond“ ꝛc. in zwei Teilen erſchienene Werk iſt von dem durch ſein Taſchenbuch „Vergißmeinnicht“ und andere ſchöngeiſtige Schriften unter dem Anagramm ſeines Namens bekannten Geh. Hofrat Carl Heun nicht verfaßt. Dies für Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Kaufluſtige zur Nachricht und Warnung.“

Nach dieſen erſten Erfolgen wohl war es, daß Hell den Dichter zur Mitarbeiterſchaft an ſeiner Abendzeitung aufforderte. Hauff überſandte ihm in den letzten Tagen des Jahres ſeine erſte Novelle „Othello“, die dann vom 18. März des folgenden Jahres ab in jener Zeitung erſchien. Im Juli 1826 brachte dieſelbe Zeitung Hauffs Berichte aus Paris über die Erfolge der Henriette Sontag.

Am 8. November erſchien, neben Hauffs Beiträgen aus ſolchen der Gebr. Grimm und anderer beſtehend, „Der Märchenalmanach auf 1826“ bei Metzler in Stuttgart. Am 4. Dezember ſcheint der Spruch des Eßlinger Gerichts in der Sache Clauren contra Frankh ergangen zu ſein.

Zum 1. Dezember mußte Hauff, wie aus dem Brief vom 26. November hervorgeht, den erſten Teil ſeines „Lichtenſtein“ (Kapitel 1—12) liefern. Auch an dieſem Werk müſſen wir ihn uns alſo in der zweiten Hälfte des Jahres intenſiv arbeitend denken.

Am Neujahrsfeſt 1826 hielt er in dem 1824 gegründeten Liederkranz, der auch jetzt noch am Neujahrsabend einen durch Ge-

ſang verſchönten Familienabend veranſtaltet, die Rede zum Preis des Männergeſanges.

Im Anfang des Jahres 1826 hatte Hauff die Freude, die Braut auf einige Wochen in Stuttgart zu ſehen; ſie wohnte ohne Zweifel bei Hauffs Mutter, die eben damals auch noch die zweite Tochter, die muntere Sophie, hingeben mußte, indem dieſe ſich mit Wilhelm Klaiber, dem Bruder ihres Schwagers Gottfried, verheiratete. Wahrſcheinlich hat der Bruder Hermann, der in den Jahren 1822 und 1823 in Paris und Berlin fern geweſen war, jetzt wieder bei der Mutter gewohnt, da er ſich erſt im Oktober 1827 verheiratete.

Der Beſuch der Braut und die Hochzeit Sophiens hielt Hauff in der Vollendung des Lichtenſtein etwas auf, doch wurde ſchon am 21. März an den letzten Bogen des 2. Teils (Kapitel 13—25) gedruckt. An dieſem Tage war Hauff erſt bis zur Hälfte des 3. Teils (alſo etwa bis zu Kap. 30) gediehen: „ich muß ungeheuer arbeiten, daß mir die Druckerei nicht zuvorkommt.“ Der 1. Teil hatte mittlerweile ſchon ſeinen Weg ins Publikum gefunden; „er findet überall ungeheuren Beifall, viele Leute ſind ganz von ihm erfüllt.“ Am 18. April wurde auch der 3. Teil ausgegeben, und das Buch lag damit vollendet vor.

Das Erſcheinen dieſes hiſtoriſchen Romans, der den Leſer in die bedeutungsvolle Zeit am Anfang des 16. Jahrhunderts zurückverſetzte, war, wenigſtens für Schwaben, ein literariſches Ereignis erſten Ranges, und Hauff wurde öffentlich der deutſche Walter Scott genannt.

Meiſterhaft iſt gleich der Anfang des Romans: ein Hauch von Friſche und Lenz durchweht ihn: wir ſtehen im Frühling des Jahrhunderts, in der Morgenröte einer neuen Zeit, im Beginn einer weitausſehenden kriegeriſchen Aktion, und dazu in den erſten Tagen des ſich regenden Frühlings der Natur: all das gibt zuſammen mit dem Eindruck des jugendlichen, im Lenz des Lebens ſtehenden Helden eine ſolch prächtige Ouvertüre ab, daß der Leſer ſchon gewonnen iſt, wenn er nur erſt das erſte Kapitel geleſen hat. Dazu kommt der ſchwäbiſche Lokalpatriotismus. Hauff ſchreibt in dieſer Zeit, daß

er tief glücklich ſei und ſeinem Geſchicke danke, daß es ihm die Kraft und das Talent verliehen habe, in der Welt etwas zu wirken und ſich zu lichteren Höhen aufzuſchwingen, während andere ihren gewöhnlichen faden Gang durch das Leben hinſchleichen.

Hauptſächlich wieder auf Anraten des Konſiſtorial-Aſſeſſors Klaiber beſchloß Hauff die angenehme Stellung im Hügelſchen Hauſe jetzt aufzugeben und die große Bildungsreiſe anzutreten, deren Hauptziele, wie bei ſeinem Bruder, Paris und Berlin und daneben noch Hamburg und Bremen waren. Mit Ende April ſchied er aus ſeiner Stellung aus und am 1. Mai trat er die Reiſe an.

Das erſte Ziel war Nördlingen, wo er Abſchied nehmen wollte. Sehr ungern gewiß ließ ihn die liebende Braut ſo weit in die Ferne ziehen, aber ſie ließ ihre Wünſche vor der Einſicht zurücktreten, daß die Reiſe dem Geliebten nicht bloß ein großer Genuß, ſondern auch ein hervorragendes Bildungsmittel ſein würde.

Von Nördlingen aus fuhr Hauff mit dem Eilwagen nach Frankfurt, wo er in den Pfingſttagen, 14.—16. Mai, die Partien des 2. Teils der Memoiren ſchrieb, die „Mein Beſuch in Frankfurt" überſchrieben ſind.

Wenn wir wieder möglichſt viele Züge autobiographiſch verwerten wollen, indem wir daran denken, daß Hauff dazu neigt, die Eindrücke der Wirklichkeit ziemlich direkt und oft nur leicht verhüllt in die Dichtung hinüberzunehmen, ſo könnte man annehmen, daß er im „Weißen Schwan" auf Nr. 45 gewohnt und nicht nur die Börſenhalle beſucht, ſondern auch am dritten Feiertag den vielberühmten Wäldchestag mitgemacht und am vierten den Garten des Goldenen Löwen in Bornheim beſucht habe.

Dann ging die Fahrt weiter nach Mainz, wo er den Prinzen Wilhelm von Preußen, den nachmaligen erſten Kaiſer des Deutſchen Reiches, mit dem aus den Koalitionskriegen bekannten Erzherzog Karl, dem Sieger von Wetzlar, ein Manöver kommandieren ſah, was er irgendwo einmal zu verwenden gedachte, und von Mainz in langſamer, nächtlicher Poſtwagenfahrt über Metz, Saarlouis, Courcelles nach Paris. Was ihm der Zufall dabei für Reiſegefährten beſchert hat, läßt ſich aus der (erſt im Dezember 1827 poſthum ver-

öffentlichten) Skizze, „Ein paar Reiſeſtunden" entnehmen. In Paris langte er Ende Mai an und ſtieg in dem Hotel garni der Madame J. Floret, Hotel de Flandre in der Rue Notre Dame des Victoires, gegenüber der Kirche Petits Pères, ab. Er ſchrieb jeden Morgen bis 11 Uhr, der Nachmittag wurde wohl den Muſeen und Ausflügen gewidmet. Sein hauptſächlichſter Verkehr war mit einem ſchwäbiſchen Landsmann, dem damals ebenfalls in Paris ſich aufhaltenden, ihm gleichaltrigen Julius Mohl,[1]) dem Orientaliſten, Bruder von Robert, Hugo und Moritz Mohl, die ebenfalls alle drei ſich einen Namen gemacht haben. Möglich, daß er jenem Anregungen für den zweiten Teil ſeiner Märchen verdankt.

Da Hauff von Paris aus auch einen Ausflug in die Normandie machte, den er in einem längeren, von mir leider nicht mitzuteilenden Briefe an den Bruder beſchreibt, ſo hat ſein Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt, der mit den letzten Tagen des Juli zu Ende ging, nicht gerade lange gedauert.

Von Paris aus ſchreibt er an die Mutter, den Bruder und die Schweſtern ſamt deren Männern; wir teilen dieſe kurzen Briefe mit. Wie er ſchon hier die kleinen Verhältniſſe der Heimat in neckiſche Beziehung zu den großen der Weltſtadt ſetzt (dasſelbe kehrt auch in dem Bericht über die Sontag wieder), ſo tut er das auch in einem längeren, mir leider nicht zum Abdruck überlaſſenen Brief an Bruder Hermann, wo er von ſeinem Flanieren im Palais Royal ſpricht, und die Stuttgarter Anlagen mit Pariſer Spaziergängen in Parallele ſetzt. In dem Brief über den Ausflug in die Normandie preiſt er die wundervollen Naturſcenerien, die er daſelbſt gefunden. Es iſt möglich, daß auf die Konzeption der „Bettlerin

---

[1]) Geb. 28. Oktober 1800 zu Stuttgart, ſpäter Profeſſor in Tübingen, ging 1832 endgültig nach Paris; er war von 1845 an Profeſſor des Perſiſchen am Collège de France und iſt der Herausgeber von Firduſis Schanameh.

Im Eingang des 21. Kapitels der Bettlerin vom Pont des Arts, wo von einem Doktor M. die Rede iſt, haben wir wieder deutliche Beziehungen zur Wirklichkeit. Vergleiche auch die Briefe in die Heimat, von denen gleich die Rede iſt (in der Sammlung Nr. 21, 22, 23).

vom Pont des Arts", die in dieſe Zeit fällt, die geheimnisvolle Engländerin mit dem Schleier eingewirkt hat, von der er in dem Bericht über die Sontag ſpricht. In einem Brief an Moritz Pfaff, der mir nicht zugänglich geworden iſt, aus dem letzten Drittel des Juni geſteht er, daß die Pariſer Herrlichkeiten anfingen, durch ihr Übermaß ihm ein wenig langweilig zu werden. Der Bericht über das Auftreten der Sontag (die am 15. Juni erſtmals als Roſina im „Barbier" an der italieniſchen Oper ſang) iſt vom 16. Juni datiert, und erſchien in zwei Fortſetzungen am 26. und 27. Juni in der Abendzeitung. Es folgte dann am 15. Juli (im „Wegweiſer", der Beilage der Abendzeitung Nr. 56) der Bericht über ihr Auftreten als Elene in der Donna del Lago (nach The Lady of the Lake?) und als Donna Anna im „Don Juan", und in den Nummern der Abendzeitung vom 10. Auguſt 1826 (Nr. 190), 11. Auguſt (Nr. 191), und vom 14. Auguſt (Nr. 193) der über Cenerentola (Aſchenbrödel), das vom 6. bis 21. Juli gegeben wurde, und wo ſie die Angelina ſang, ſowie über Il matrimonio secreto von Cimaroſa, in welcher Oper die Sontag als Carolina auftrat.

Cenerentola ſah Hauff am 20. Juli, und es ſcheint, daß er die vorhergehenden 14 Tage von Paris abweſend geweſen iſt, ſo daß alſo ſein Abſtecher in die Normandie um die Mitte des Juli fallen würde. Am 24. Juli trat die Sontag in einem Konzert der Brüder Hermann aus München (mit einer Arie von Mercadante) auf, das Hauff wohl nicht, wie es ſcheint, ſelbſt beſuchte, aber in ſeinem Bericht am Schluß erwähnt. Zu erwähnen iſt noch, daß Hauff wohl in Paris das Melodrama „Jocko" und den ſich daran knüpfenden lächerlichen Enthuſiasmus kennen lernte, und ferner, daß er als berühmte Küche der damaligen Zeit die von Tortoni erwähnt, welchen Namen man, leicht verändert, in dem der Familie Tortoſi in der „Bettlerin vom Pont des Arts" wiederfinden könnte.

Gegen Ende Juli verließ „Monſieur Off", wie ihn die Franzoſen nannten, Paris und fuhr über Brüſſel, Antwerpen, Gent (wo ein Bruder ſeiner Braut wohnte), vielleicht auch Oſtende und wieder Brüſſel nach Cöln. In den genannten belgiſchen Städten, wo er ja auf den Spuren ſeines Lieblings Peregrine Pickle wandelte,

ſchrieb er an ſeiner Kontroverspredigt gegen Clauren, die er in Paris begonnen hatte und nachher in Kaſſel beendigte. In Aachen[1]) traf ihn ein Brief von Cotta, der ſich beklagte, daß er ſeinen bisherigen Annäherungsverſuchen ausgewichen ſei, und ihm nun die Redaktion ſeines Damenalmanachs ausdrücklich, die des Morgenblattes andeutungsweiſe anbot. Er wünſchte, daß Hauff ſeine Reiſe nach England fortſetze, und bot ihm an, die Koſten auf ſich zu nehmen, was Hauff aber aus Unabhängigkeitsſinn, wohl auch aus Sehnſucht nach der Braut, wiewohl ungern, ablehnte.[2]) Er nahm die Redaktion des Almanachs an, hielt ſich aber bezüglich der des Morgenblattes noch zurück: „Mein Stolz läßt es mir nicht zu, ihm entgegen zu gehen, aber das Morgenblatt zu haben, wäre herrlich.“ In Aachen hatte ihn auch der Buchhändler Franckh erwartet, der ihn angeblich für umfangreiche Pläne gewinnen, in Wahrheit aber ſich ein Privilegium auf ſeine Werke ſichern wollte.

Seine Popularität in Deutſchland hatte inzwiſchen noch mächtig zugenommen, denn er ſchreibt, nachdem er wieder deutſchen Boden betreten, daß er im kleinſten Städtchen — das Reiſen im Poſtwagen zwang zum Aufenthalt in ſolchen — Leute finde, die ihn durch ſeine Schriften liebten und ihm ihre Verehrung zu bezeugen wetteiferten. So geſtaltete ſich denn die fernere Reiſe für ihn zu einer Art Triumphzug. Von Aachen fuhr er nach Cöln, von hier durch Weſtfalen nach Kaſſel und dann nordwärts über Göttingen gen Bremen; dort, wo er Freunde ſeines Vetters Grüneiſen und Verwandte ſeiner Schwäger Klaiber fand, kam man ihm am herzlichſten entgegen, namentlich wohl auch von ſeiten der Frauen und Mädchen, ſo daß er mit Selbſtbewußtſein nach Hauſe ſchreiben kann: „Ich bin unausſprechlich glücklich: ich habe etwas geleiſtet und fühle, daß ich noch Höheres leiſten kann; ich bin geachtet, geehrt, geliebt und, was das Höchſte iſt, ich weiß, daß zu Hauſe ein Weſen meiner

---

[1]) In Aachen hat er vielleicht, wie Matthiſon, der um dieſe Zeit, von Holland kommend, die Stadt beſuchte, im goldenen Drachen gewohnt und hat das neu eröffnete Theater und das neue Brunnenhaus mit der Pharaobank beſucht. Von Maſtricht bis Aachen fuhr man damals 7 Stunden.

[2]) Dasſelbe Anerbieten hat Cotta auch Heine gemacht.

wartet, das mich zum glücklichſten der Sterblichen machen wird.“ Bremen ging gerade damals einem neuen Aufſchwunge entgegen. 1827 wurde der Grundſtein zu Bremerhaven durch den Bürgermeiſter Smids gelegt. Am 8. September treffen wir ihn in Hamburg, denn von dieſem Tage datiert die launige Anzeige von der Gelderhebung bei Sillem Bennecke, die er an den Onkel Grüneiſen richtet. Hier machte er die Bekanntſchaft von J. E. Hitzig, der ihn dann in die von ihm gegründete Literariſche Mittwochsgeſellſchaft in Berlin einführte. —

Der Aufenthalt in Belgien, die Reiſe über Cöln und Kaſſel nach Bremen, der Aufenthalt daſelbſt und in Hamburg nahmen den Monat Auguſt und die erſte Hälfte des September in Anſpruch. Mitte September traf unſer Reiſender in Berlin ein. Wenn wir uns für die Ankunft in Berlin an die Schilderung eines Zeitgenoſſen halten dürfen, ſo fuhr man, nachdem man durch eines der Tore einpaſſiert und vom „Schirrmeiſter“ über die erſten Eindrücke, die ſich boten, Auskunft erhalten, in den Poſthof ein und begab ſich zunächſt in die Paſſagierſtube, um ſein Gepäck in Empfang zu nehmen, worauf man ſich einen Knecht zu demſelben nahm, der es auf eine Karre lud; neben derſelben hergehend, erreichte man, von jenem geführt, ſein Quartier.

Vom 18. September iſt der Hochzeitsgruß an Karl Grüneiſen datiert, der ſich mit der Tochter des Tübinger Profeſſors der Phyſik Bohnenberger verheiratete. In Berlin ſchloß Hauff ſich namentlich an Wilibald Alexis und an Hoffmanns Freund, den Kriminalrat Julius Eduard Hitzig an (geb. 1780), den Freund und Gönner, aber auch Kenner der Literatur, den Verfaſſer einer Biographie Zacharias Werners und Hoffmanns, welch letztere in eben dem Jahre, 1826, erſchien. Häring (Alexis)[1]) war zweiter Sekretär der im Engliſchen Hof tagenden Mittwochsgeſellſchaft, und ſo machte Hauff ſeine Bekanntſchaft wohl in dieſem Kreiſe, in dem er auch Chamiſſo traf. Die Hauff und Hitzig gemeinſame Verehrung Hoffmanns mag von vorn-

[1]) Wilhelm Häring, genannt Alexis von ſeinem Pſeudonym in einer Studentenverbindung (vom lat. alec = Häring?), ſtammte aus einer bretoniſchen Réfugié-Familie, namens Harenc.

herein einen Anknüpfungspunkt abgegeben haben, der die beiden Männer einander näher brachte. Über den Empfang in Berlin schreibt er in die Heimat: „Ich wurde glänzend, fast wie im Triumph aufgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabscheut; darum war alles neugierig auf den Menschen, der es gewagt, mit ihm anzubinden.“ Er wurde von Künstlern wie Rauch und Schadow,[1]) Devrient (dem Genossen Hoffmanns), Schriftstellern wie Fouqué und Wilibald Alexis, und von Buchhändlern aufgesucht, so daß er sich „wie im Märchen“ vorkam; es waren ja Männer, zu denen er seit seiner Kindheit mit Bewunderung aufblickte, und denen er einen Teil seiner Bildung oder wenigstens Anregungen für sein schriftstellerisches Schaffen verdankte. Die folgenden Briefe sind voll der Freude über diese ehrenden Auszeichnungen, und noch am 12. Oktober schreibt er: „Gerne bliebe ich bei den lieben Leutchen noch den ganzen Winter; es ist sehr angenehm, so geehrt und geliebt zu sein.“ Inzwischen hatte er die Kontroverspredigt herausgegeben.[2]) Dem Bruder, der sie ungleich im Ton fand, schreibt er: „Ich denke darüber ganz wie du; auch ich fand immer allzu gut, daß besonders in den letzten Teilen von dem Ton abgewichen ist. Die Schuld davon schreibe nicht mir allein, sondern den Umständen zu: ich fing sie in Paris an, setzte sie in Brüssel fort, schrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete sie in Kassel. Muß man da nicht aus dem Tone kommen? In der literarischen Mittwochsgesellschaft mußte ich sie an Schadows Abschiedsfeste[3]) vor einer ungeheuren Versammlung von Staats- und Kirchendienern, Künstlern, Dichtern und Gelehrten vorlesen. Sie fand viel Beifall, und als ich selbst bemerkte, daß der zweite Teil unkünstlerisch verschieden sei vom ersten, da schüttelte mir der alte Nicolovius,[4]) Präsident der kirchlichen Ange-

[1]) Wohl der jüngere Schadow, siehe unten.

[2]) Vergl. auch die Polemik gegen Clauren in den Memoiren des Satan, 2. Teil, der Festtag im Fegefeuer, Abschnitt 2.

[3]) Friedrich Wilhelm Schadow, ein Sohn Johann Gottfrieds, bisher Professor an der Königlichen Akademie, ging damals, zum Direktor der Maler-Akademie berufen, nach Düsseldorf.

[4]) Ein Bruder von Goethes Neffen?

legenheiten, die Hand und machte mir das rührende Kompliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Teil nicht recht zum Scherz kommen lasse. Diese Predigtrezension von einem Berliner Papst oder Zionswächter war mir so auffallend als angenehm."

Das ist nun ein herrliches Bild, wie der apollinische Jüngling hier in der Metropole der Intelligenz vor solch erlauchter Versammlung die Sache des guten Geschmacks führt; es muß ihm keine kleine Befriedigung gewesen sein, vor den Berlinern so zur Geltung zu kommen, die er als Schwabe immer im Verdacht hatte, daß sie auf seine Landsleute etwas herabsähen, und nicht am wenigsten erfreulich in dem Bilde des damaligen Hauff ist das naive Entzücken, mit dem der Gefeierte von seinen Erfolgen nach Haus berichtet.

Nach der Mitte des Oktober, etwa am 20., verließ Hauff Berlin (sein Aufenthalt hatte fünf Wochen gedauert) und begab sich zunächst nach Leipzig. Aus Leipzig, wo er von Buchhändlern mit Verlagsanträgen überlaufen wurde, schreibt er den unter Nr. 27 mitgeteilten Brief in die Heimat, worin er sich über Theodor Hell ziemlich wegwerfend ausspricht, was auffällt, da er noch wenige Monate vorher die Abendzeitung selbst mit Beiträgen versorgt hatte. Er knüpfte in Leipzig Beziehungen mit Brockhaus, dem Verleger der Blätter für literarische Unterhaltung an, dem er im folgenden Jahr von Stuttgart aus eine Reihe von Kritiken sandte. Er verkehrte dort mit einem Herrn Gerhard, verschmähte es aber, sich Saphir vorstellen zu lassen, und konnte Herloßsohn nicht kennen lernen, der am Nervenfieber darniederlag. In Dresden wurde er von Tieck „ungemein ehrenvoll" empfangen und durfte auch an einer von dessen berühmten Vorlesungen teilnehmen, was er als würdigen Abschluß seiner Reise betrachtete.

Am 17. November war er wieder in Nördlingen bei seiner Braut. Die Reise hatte nicht nur die Kontroverspredigt, sondern auch die „Bettlerin vom Pont des Arts", den Märchenalmanach auf 1827 und den zweiten Teil der Satansmemoiren gezeitigt, für die Phantasien im Bremer Ratskeller und jene Skizzen, die wir unter dem Titel „Ein paar Reisestunden" als nachgelassenes Fragment kennen, die grundlegenden Eindrücke geliefert.

um 1826.

(Aus den Klassiker-Ausgaben von Max Hesse, Leipzig.)

Die „Freien Stunden am Fenſter“ erſchienen ebenfalls 1826 in Fauſts „Eremit in Deutſchland“.

Die Bettlerin fing im Morgenblatt kurz vor Hauffs Rückkehr in die Heimat an zu erſcheinen; die Fortſetzungen laufen vom 17. November bis 21. Dezember 1826 und ſind enthalten in den Nummern 276 bis 305.

Hauff hatte alſo das Manuſkript, etwa von Dresden aus, vorausgeſchickt. Der nächſte Brief, den wir nun wieder haben, iſt der unter dem 26. Dezember an Karl Herloßſohn[1]) in Leipzig gerichtete. Herloßſohn ſcheint ihm den Antrag gemacht zu haben, mit ihm zuſammen eine neue Myſtifikation Claurens zu unternehmen; Hauff lehnt mit Hinweis auf die ſchon eingegangenen Verpflichtungen ab und fährt dann fort:

„Überdies weiß ich nicht einmal, ob ich nicht in den nächſten zwei Monaten mit „angemeſſener Arbeit“ auf die Feſtung komme; der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gab mir zu verſtehen, daß ich mein Leibweißzeug rüſten ſolle, weil mich Metternich wegen des 2. Teils meiner Memoiren des Satan verklagen wolle.“ — Nun weiß man ja bei Hauff, wenn er ſo etwas ſagt, nie, wie weit der Ernſt geht und wo der Spaß anfängt. Daß die Sache aber nicht ſo ganz ohne war, kann man nach dem, was Haſe und andere an ſich erfuhren, wohl glauben, und wenn Hauff damals ſich wirklich durch eine ſtrafrechtliche Verfolgung bedroht ſah — eine ſolche Geſchmackloſigkeit iſt Metternich an ſich doch durchaus zuzutrauen —, ſo hätte er durch eine eigentümliche Verkettung des Schickſals (oder ſollen wir es einem nun einmal in der Familie liegenden Zug zuſchreiben?) das Schickſal des Großvaters und des Vaters geteilt, mit den beſtehenden Gewalten in Konflikt zu geraten.

Den Monat Dezember dürfen wir uns ausgefüllt denken mit den Vorbereitungen zur Übernahme des Morgenblatts, zu der ſich Hauff nun doch entſchloſſen hatte, nachdem die Verhandlungen mit Heine zu keinem Reſultat geführt hatten. Er ſelbſt ſollte nur den

---

[1]) Ich weiß nicht, ob der Herr Herloſſon, der in der Beſprechung der Taſchenbücher auf 1828 ſo ſchlecht wegkommt, mit ihm identiſch iſt.

belletriſtiſchen Teil übernehmen, während der wiſſenſchaftliche Teil ſeinem Bruder Hermann übertragen wurde, der dann nach Wilhelms Tode auch an deſſen Stelle einrückte und die Redaktion bis 1863 fortführen ſollte.[1]) Das mit dem Morgenblatt verbundene Literaturblatt, in dem Hauff während des Jahres 1827 eine Reihe kritiſcher Beiträge erſcheinen ließ, redigierte nach wie vor Wolfgang Menzel, mit dem alſo Hauff auch in dieſer Zeit noch fortdauernd in Geſchäftsverbindung geſtanden hat. Für die recht ſchroffe Haltung des Literaturblattes Walter Scott gegenüber, beſonders bei Erſcheinen von deſſen „Leben Napoleons“ (in 8 Teilen) iſt Hauff nicht verantwortlich zu machen, wiewohl es ſcheint, daß auch er von einer bedingungsloſen Bewunderung Scotts, beziehungsweiſe des hiſtoriſchen Romans, noch zurückgekommen iſt.

In dieſer Zeit (Dezember 1826) erwirkte Hauff eine Verfügung des Konſiſtoriums,[2]) die ihn für drei Jahre noch von der Anſtellung im Kirchendienſte zurückſtellt und anderſeits ihm für dieſe Friſt noch die Möglichkeit offen läßt, in den Dienſt der Kirche zurückzukehren. Sie beweiſt, daß Hauff nicht mehr ernſtlich daran dachte, von ſeinem Anſpruch auf eine Verwendung im Staatsdienſt Gebrauch zu machen, ſich aber doch noch den Rückweg in denſelben offen hielt. Am 1. Januar 1827 übernahm Hauff das Morgenblatt, das 1807 von Johann Chriſtoph Friedr. Haug, dem Vetter des Dichters, begründet worden war. In der Redaktion waren neben Haug zuerſt

[1]) Seine geſammelten Aufſätze erſchienen als „Skizzen aus dem Leben und aus der Natur“, 2 Bde., bei Cotta 1840.

[2]) Sie iſt datiert vom 29. Dezember 1826.

Das Königliche Evangeliſche Konſiſtorium an den Prälaten D. v. Flatt.

Demſelben wird der Auftrag erteilt, dem Seminariſten Hauff zu eröffnen, daß man ihm die nachgeſuchte Dispenſation von kirchlichen Geſchäften auf drei Jahre erteilt haben wolle, nach Umfluß dieſes Zeitraumes aber, wenn er während desſelben nicht in den Dienſt der vaterländiſchen Kirche, ſei es im kirchlichen oder Lehrfache, zurückgekehrt ſein ſollte, wieder Anzeige zu erſtatten ſei.

Stuttgart, den 29. Dezember 1826.

Auf beſonderen Befehl

Wachter. Kübler.

Weißer, dann, von 1809 an, Thereſe Huber (Georg Forſters geſchiedene Frau) tätig geweſen. Im Jahr 1817 entzweite ſich Haug mit Cotta und trat von der Zeitſchrift zurück. Vom Jahre 1823 an war das Blatt von Cotta ſelbſt mit Hilfe ſeines Sohnes Johann Georg (geb. 1796) geleitet worden.

Wie Hauff ſeine Aufgabe als Leiter des Blattes auffaßte, geht aus dem Brief an Ludwig Robert vom 9. Juni 1827 hervor.[1])

Nachdem er ſo ſeine Exiſtenz feſt begründet ſah, konnte er zur Gründung des eigenen Herdes ſchreiten. Die Hochzeit ſcheint nach dem Brief an Herloßſohn zuerſt ſchon für die letzte Woche des Januar angeſetzt geweſen zu ſein, verſchob ſich aber dann[2]) bis zum 13. Februar, an welchem Tage der nun ſchon weithin gefeierte Dichter in Nördlingen mit der längſt Geliebten am Altare ſtand. Die Brautzeit hatte ſonach etwa drei Jahre gedauert, ſeit der erſten Begegnung des Paares waren $3^1/_2$ Jahre verfloſſen. Vetter Haug nennt (wohl in einem mir nicht vollſtändig vorliegenden Hochzeitscarmen, wie ſie damals allgemein üblich waren) Hauff den

[1]) Am 13. Januar 1827 hielt Hauff die humoriſtiſche Rede bei der Taufe ſeines Neffen Wilhelm, des erſten Sohnes ſeiner Schweſter Sophie.

[2]) Vor der Verheiratung war die Erlangung des Bürgerrechts in einer württembergiſchen Gemeinde notwendig, und, um dem jungen Paare die größeren Koſten zu erſparen, womit das in Stuttgart verknüpft geweſen wäre, veranlaßte der Schwager von Hauffs Schwägern, der oben erwähnte Pfarrer Chriſtian Friedrich Gottlob Geiger (ſeine Frau Karoline war eine geborene Klaiber) unſeren Dichter, in ſeiner Gemeinde, Enzweihingen, Oberamts Vaihingen a. d. Enz, Bürger zu werden. Das Gemeinderatsprotokoll vom 10. Januar 1827, deſſen Mitteilung ich der Liebenswürdigkeit des dortigen Gemeindevorſtandes verdanke, ſpricht nach Erörterung der äußeren Verhältniſſe des Petenten die Aufnahme Wilhelm Hauffs als Bürger jener Gemeinde aus, die es ſich, wie mir Herr Schultheiß Boſſert von dort ſchreibt, „noch heute zur hohen Ehre anrechnet, einen ſo großen Mann als den Ihrigen bezeichnen zu dürfen.“ Ich teile den bezüglichen Protokoll-Auszug unter den Beilagen mit.

Mit welchen Gefühlen Hauff der Hochzeit entgegenging, zeigt der Hochzeitsgruß aus Berlin an ſeinen Vetter Karl Grüneiſen vom 18. September 1826, der wie ein Skizzenblatt zu den Phantaſieen im Bremer Ratskeller anmutet und nur bedauern läßt, daß ſo viele von den darin entrollten heiteren Ausſichten ſich für den Dichter ſelbſt nicht verwirklichten.

Liebling der Götter, da er die Erkorene seines Herzens errang.[1]) Wie glücklich sich Hauff jetzt fühlte, das geht aus jeder Zeile des drei Tage nach der Hochzeit, schon wieder von Stuttgart aus, geschriebenen Briefes hervor, den er an seinen alten Freund Adolf Christian, damals Repetent am Seminar Schönthal, richtete, und noch wärmer spricht er sich aus in dem mit ganz einziger Unmittelbarkeit geschriebenen Brief an Moritz Pfaff vom 18. Februar, der ein so reizvolles Bild von dem idyllischen Glück des Paares entwirft und an die bekannte Schilderung Schillers aus den Flitterwochen erinnert. Er bedankt sich darin für die ihm von den Freunden in den jungen Ehestand gestiftete Standuhr aus Alabaster, wie sie fortan jedes Mitglied der Kompagnie als Hochzeitsgeschenk erhielt. Kein früherer Stand — und er habe schon viele durchlaufen, als da sind: Lyceist, Seminarist, Student, Burschenschaftler, Kandidat, Hofmeister, Schriftsteller, Reisender, Rezensent, Redakteur — habe ihm so gut gefallen, wie ihm jetzt der Ehestand gefalle. Was er in diesem Brief sehr offenherzig Pfaff gegenüber über diejenigen der Freunde äußert, die ihm das Geschenk überbracht, läßt erkennen, daß diese rasch philiströs und trocken geworden waren, so daß Hauff den enthusiastischen Ton der Tübinger Zeit nicht wiederfand und seine tiefsten Gefühle in sich verschließen mußte. Doch hatte man gerade damals die Kränzchen in Stuttgart fortzusetzen begonnen, und wer dauernd oder vorübergehend in der Residenz sich aufhielt oder leicht herüberkommen konnte, wie z. B. der bald nach Ludwigsburg versetzte Christian, nahm daran teil.

Mit der Redaktion des Morgenblattes ging es nicht so glatt ab, wie Hauff sich gedacht, — wiewohl er auf Schwierigkeiten bei der autokratischen Natur Cottas gefaßt sein mußte. Wie schon gesagt, hatte dieser die vorangehenden Jahre hindurch das Blatt allein mit seinem Sohn, einem Stallmeister und Kammerherrn,[2]) geführt. Als Hauff das Blatt einen Monat lang geleitet hatte, ergaben sich

[1]) Klaiber, Nord und Süd, 1878, Mai (Band 5, Heft 14), in dem Aufsatz „Wilhelm Hauff", den ich mehrfach als Quelle, insbesondere auch für Briefstellen benutzte.

[2]) Vielleicht das Urbild des Rempen in den Letzten R. v. M.

Differenzen zwiſchen den Wünſchen Cottas und den Anſichten Hauffs, die dazu führten, daß Hauff, der in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und deſſen empfindliches Ehrgefühl leicht verletzt war, die Redaktion — obwohl mit blutendem Herzen, da ſein Hochzeitstag ſchon beſtimmt war — in die Hände Cottas zurücklegte. Nun gab der alte Herr nach. Da unſerm Hauff jedoch die Rückſichten, die er zu nehmen hatte, große Schwierigkeiten gemacht hatten, wurde ausgemacht, daß alle politiſchen Artikel dem Literaturblatt überwieſen werden ſollten.

In dem Brief an Winkler vom 17. April, in welchem ſich Hauff über dieſe Verhältniſſe ausſpricht, iſt auch das offene Bekenntnis über ſeinen Standpunkt als Schriftſteller bemerkenswert. Aus dieſem Brief geht noch hervor, daß er ſchon damals, im April, mit einem tiroliſchen Roman beſchäftigt war, der im Jahre 1809 ſpielen, und deſſen Held Andreas Hofer ſein ſollte. Wie Stoffe in der Luft liegen! Zu ganz der gleichen Zeit ſchrieb ſeltſamerweiſe Karl Immermann ſein Trauerſpiel in Tirol (die Vorrede iſt vom 5. Auguſt 1827 datiert), in dem er gleichfalls den Sandwirt verherrlichte. — Für den Herbſt plante Hauff, was ich ſchließlich noch aus jenem Briefe hervorheben will, eine Reiſe nach Leipzig.

Das Morgenblatt erſchien täglich in Großquart, deſſen Seiten in der Mitte geſpalten ſind. Als allgemeines Motto, das jedem erſten Blatt im Monat wieder vorgedruckt iſt, dienen die Klopſtockſchen Verſe:

> Wenn Geiſt mit Mut ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt,
> Dann werden ſelbſt der Apollonia
> Eifrigſte Prieſter euch nicht verkennen.

Jedes einzelne Blatt hat dann noch ſein beſonderes Motto, das gewöhnlich dem Inhalt des Hauptartikels angepaßt iſt oder ſich auch wohl auf hervorſtechende Tagesereigniſſe bezieht. Hier finden ſich neben Goethe und Schiller Klopſtock, Uhland, Shakeſpeare, W. Scott, Jean Paul, Hölderlin, Jacobi, aber auch ausländiſche Namen, Taſſo, Dante, Delavigne, ja ſogar Bibelſtellen (Citate aus

Pſalmen) vertreten. Wehmütig beziehungsvoll berührt das Motto vom 5. Januar (Nr. 5):

Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu gehn,
Noch eh' ſich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne ſtehn,
Doch wiederhol' ich's, meine Beichte iſt vollendet.

Der Text jeder Nummer beginnt mit einem poetiſchen Beitrag; darunter befinden ſich Beiträge von Ludwig Robert, Karl Simrock, Wilhelm Müller, Karl Grüneiſen und Hauff ſelbſt. Hauff nennt ſich nirgends mit vollem Namen, zeichnet auch nirgends als Redakteur; ſeine eigenen Beiträge ſigniert er mit H. W—m, höchſtens lüftet er das Viſier ſoweit, daß er W. H. zeichnet. Enthalten iſt von ihm im 21. Jahrgang (1827), dem ſeiner eigenen Redaktion, die Novelle „Jud Süß", die ſämtlichen Rätſel (Roma, Nr. 270 vom 10. September, Logogryph, Nr. 228 vom 22. September 1827), die Gedichte „Entſchuldigung", „Jeſuitenbeichte", „Serenade", Nr. 285 vom 28. September 1827, „Lehre aus Erfahrung" (29. Mai, Nr. 128), „Schriftſteller" (24. Mai, Nr. 124), das Fragment einer Überſicht über die jüngſt erſchienenen Werke aus dem Gebiete des hiſtoriſchen Romans mit der Selbſtrezenſion der „Letzten Ritter von Marienburg", endlich die Überſicht über die Taſchenbücher von 1828 (Fragment) und die nach Hauffs Tod beſonders veröffentlichte Einleitung dazu. Auch ein Teil der Skizzen erſchien im Morgenblatt, ſiehe gleich unten.

Bei ſeiner Verheiratung bezog Hauff eine Wohnung in dem Heimburgſchen (früher Hartmannſchen) Anweſen, auf dem ſogenannten Bollwerk — am höchſten Punkt der Gartenſtraße —, das Ende der 70er Jahre der nach Weſten weiter geführten Kaſernen- und der an die Gartenſtraße anſchließenden, damals neu eröffneten Seidenſtraße hat weichen müſſen. Es war ein echtes Dichterheim, mit einem ſchönen großen Garten, der bis an die altertümliche Stadtmauer reichte, und der Gedanke hat etwas Verſöhnliches, daß der Dichter ſeinen letzten Sommer wenigſtens unter ſo zuſagenden äußeren Umſtänden, beſeligt von dem Glück tiefſter und reinſter Liebe, ver-

bringen durfte. — — Zur Vergleichung mit den heutigen Preisen setze ich die Originalpreise verschiedener Schriften Hauffs her.[1])

Bilder, die ihm seine Verehrer gestiftet, schmückten samt jenem Liebeszeichen der Kompagnie sein Heim: Der Lichtenstein (damals nur das Jägerhaus tragend) in Öl gemalt, und zwei Wasserfarbenskizzen[2]) aus dem Roman, die Bauernstube des Pfeifers von Hardt mit dem spinnenden Bärbele und Georg vor der Zugbrücke im Zweikampf mit dem Herzog, sowie eine Kopie des Bildes, das ihn zu der „Bettlerin vom Pont des Arts" angeregt hatte. Im Schatten mächtiger Bäume am Fuß der Stadtmauer liebte er an schönen Sommertagen zu schreiben.

Viel Arbeit füllte noch diesen Sommer. Außer den aufgezählten Beiträgen für das Morgenblatt waren es Studien für den „Andreas Hofer", die Herausgabe des Cottaschen Damentaschenbuchs auf 1828, für das er auch die Erklärung der Kupfer schrieb, ferner die Redaktion des Frauentaschenbuchs für 1828, das „Bild des Kaisers" (September), die „Phantasien im Bremer Ratskeller", „Die Bücher- und die Lesewelt" (unter dem Titel „Bilder von W. H.", Nr. 85—90), und die Skizzen, die unter dem Titel „Ein paar Reisestunden" als letzte Spende nach seinem Tode im Morgenblatt veröffentlicht worden sind. Er bereitete auch selbst schon eine Gesamtausgabe der Novellen vor und schrieb das für die Adresse Härings bestimmte Schreiben an Herrn W(ilibald) A(lexis) Spöttlich als Einleitung dafür.

Der damals am Theater San Carlo in Neapel als Kapellmeister wirkende, aus Stuttgart stammende Komponist Julius Bene-

---

[1]) Der Märchenalmanach auf 1827 kostete mit Kupfern auf feinem Velinpapier gedruckt und sehr zierlich gebunden: 3 fl. = 1 Rtlr. 1 Gr. sächs.

Die Kontroverspredigt 1 fl. 15 Gr. sächs.

Lichtenstein 3 Teile, gr. 12°, eleg. brosch. 6 fl. 30 kr. = 3 Rtlr. 12 Gr.

Mitteilungen aus den Memoiren des Satans, 2. Teil, 3 fl. oder 1 Rtlr. 21 Gr. sächs.

[2]) Jetzt im Besitz von des Dichters Nichte, Frau Oberstudienrat Klaiber.

dikt, der im Jahr 1827 zu Beſuch in der Heimat weilte, bat Hauff um einen Operntext, den dieſer ihm auch zuſagte. Da Hauffs Text einen Stoff aus „der mittleren deutſchen Geſchichte“ behandelte, ſo darf ich vermuten, daß die für Benedikt begonnene Oper dieſelbe iſt, aus der ich eine Reihe von ausgeführten Scenen mitteilen kann, wozu ein Titel aber fehlt. „Das Fiſcherſtechen“, von dem ich den Entwurf geben kann, iſt nicht an eine geſchichtliche Grundlage und an keine beſtimmte Zeit gebunden und kann alſo mit der Benedikt verſprochenen Oper nicht identiſch ſein, wie man bisher annahm, Hauff müßte denn gerade zwei Opern für ihn geplant oder das zuerſt geplante „Fiſcherſtechen“ nachher fallen gelaſſen haben. Sonderbar iſt, daß in beiden Stücken ein Graf von Gleichen vorkommen ſollte.

Weiter und weiter breitete ſich ſein Ruf aus. In der Nr. 42 des Intelligenzblattes (einer monatlichen Beilage des Morgenblattes, worin neue Bücher und Muſikalien angezeigt werden) konnte er neben A. von Arnim, Eichendorff und Robert „einer der beliebteſten Novellendichter und humoriſtiſchen Schriftſteller“ genannt werden.

Seine allerletzte Arbeit war die Rezenſion der Taſchenbücher im Literaturblatt vom 16. November 1827, die er ſchon erkrankt niederſchrieb und die ohne Schluß abbricht; die Skizzenreihe „Ein paar Reiſeſtunden“ erſchien vom 30. November ab in den Nummern 287, 288, 290, 291 und geht hier bis zu dem Wort „erzählen“, wo ſie mit dem Zuſatz „Fortſetzung folgt“ abbricht. In den Phantaſieen und Skizzen, die 1828 bei Franckh erſchienen, iſt ſie, wie die Ausgaben zeigen, aus dem Manuſkript noch um den letzten Abſchnitt vermehrt.

Im Auguſt reiſte Hauff über München nach Tirol, wo er im Etſch- und Paſſeyertal Lokalſtudien für ſeinen Roman machte. Mit der Wahl gerade dieſes Stoffes kehrte er gleichſam zum Ausgang ſeiner Familie zurück.

Die Sehnſucht nach ſeiner jungen Frau, die ſeiner Fürſorge bedurfte, rief ihn vorzeitig zurück, ſo daß er Auguſt wieder in Stuttgart war und hier die für das Damentaſchenbuch auf 1828 beſtimmte Novelle „Das Bild des Kaiſers“ und die für das Frauen-

taſchenbuch auf 1828 zugeſagte „Die letzten Ritter von Marienburg“ ſchreiben oder vollenden konnte.

Am 30. September hatte er in Göppingen eine Zuſammenkunft mit Tübinger Studenten, offenbar Mitgliedern der Burſchenſchaft. Es iſt möglich, daß die Zuſammenkunft eigens zu Ehren Hauffs veranſtaltet worden iſt. Übrigens findet ſich in der Liſte der Teilnehmer faſt keiner der aus Hauffs Studienzeit bekannten Namen mehr. Daß auch aus dieſem Erinnerungsblatt die Vorliebe für Jean Paul ſpricht, iſt ſchon erwähnt.

Eine der letzten Freuden, die Hauff noch beſchieden waren, war der Beſuch des ihm durch ſchriftlichen Austauſch ſchon länger befreundeten, 8 Jahre älteren Wilhelm Müller aus Deſſau. Da dieſer in der Nacht vom 15. September in Weinsberg logierte, ſo wird er am 14. September Stuttgart verlaſſen haben.

Mit ihm teilte Hauff die Begeiſterung für die Freiheitskämpfe der Hellenen, deren Auswüchſe Hauff freilich auch kannte und im zweiten Teil der Satansmemoiren perſifliert. Am 1. Oktober ſtarb Wilhelm Müller, und die Nachricht von ſeinem ganz unerwarteten Hinſcheiden muß Hauff recht nahe gegangen ſein. Am 8. Oktober hatte er dem auf einem Spaziergange bei Urach, wo er Repetent am Seminar war, verunglückten und an den Folgen dieſes Sturzes geſtorbenen Univerſitätsfreund Friſch[1]) das letzte Geleit zu geben; er hat mit anderen Freunden zuſammen den Sarg getragen. Daß er ſich bei dieſer Gelegenheit erkältet habe, hat man angenommen, es wird aber durch die Anſicht Riekes in dem jetzt mitzuteilenden Bericht über Hauffs Krankheit und Tod nicht beſtätigt.

Über die Erkrankung Hauffs ſchreibt ſein Freund Chriſtian

---

[1]) Friſch war nach jenem Unfall zu ſeinen Eltern nach Stuttgart gereiſt, wo er bis zu ſeinem Ende verpflegt wurde. Wer der zweite der Jugendfreunde ſei, die Hauff nach einigen Darſtellungen ſeines Lebens kurz vor ſeiner Erkrankung verloren haben ſoll, habe ich nicht finden können. Conz kann es nicht ſein, denn dieſer ſtarb zu Göppingen erſt am 8. Auguſt 1828. Vielleicht beruht dieſe Nachricht auf einem Irrtum. Wenigſtens finde ich keine Spur eines Freundes, der auch zu dieſer Zeit geſtorben wäre.

Heinrich Riecke an seinen Bruder Adolf am 3. Dezember 1827 folgendes:

„Hauffs Krankheit dauerte ungefähr 4 Wochen; sie fing an wenige Tage nach Hermanns Hochzeit (26. Oktober), erschien aber lange gar nicht so bedeutend oder gefährlich; er war nur ins Haus gesprochen, klagte über schlechten Magen und allgemeines Übelbefinden, sein Bruder suchte ihn durch Vomieren und Laxieren zu heilen, und wirklich fühlte er sich am Sonntag, den 4. vor. Monats,[1]) wieder soweit hergestellt, daß er mittags bei schönem Wetter eine kleine Spazierfahrt machte. Allein wie erstaunte ich, als ich, nachdem ich wegen einer Erkältung selbst drei Tage zu Hause geblieben war, am nächsten Donnerstag zu Hauff kam! Ich dachte nicht anders, als ich werde ihn nun wieder vollkommen gesund finden; da kommt mir aber Luise mit der Nachricht entgegen, wie es in der vorhergehenden Nacht mit Hauff schlimmer geworden sei, und wie gerade Hermann mit dem nunmehr zugezogenen Dr. Zeller bei ihm seien. Beide wußten aber nicht, was sie aus der Krankheit machen sollten, welche sich jetzt durch Beengungen beim Atmen äußerte; wir waren sogar geneigt, die ganze Sache für Einbildung und Hypochondrie zu halten; wir verargten es dem Hauff, daß er so wenig Rücksicht auf die Umstände seiner Frau nehme, und ich hatte mir schon vorgenommen, ihm seinerzeit darüber die Meinung zu sagen.

Am Samstag, den 10., in der Nacht zum Sonntag, wie es scheint, beschenkte Luise ihren Gatten nach langen Stunden banger Sorge mit einer Tochter. Hauff mußte aber schon beständig zu Bette liegen und „tat sich", wie Riecke weiter schreibt, „doch zuviel Gewalt an, indem er an diesem Tag[2]) ungefähr 3 Stunden außer dem Bett zubrachte." Zudem konnte die Gemütsbewegung nicht anders, als höchst nachteilig auf ihn einwirken. Demungeachtet war er am folgenden Morgen (Montag) noch im stande, seine Frau einen Augenblick zu besuchen, und dies war das letzte Mal, daß

---

[1]) 14 Tage vor seinem Tode.

[2]) Damit meint Riecke wohl den auf die Geburt der Tochter folgenden Sonntag.

ſie einander ſahen.[1]) Ich kam an dieſem Tage auch hinauf und traf ihn ziemlich heiter, er ließ ſich ſein Kind herüberbringen, nahm es auf die Arme und gab es dann auch mir, indem er ſagte: „Das erſte in der Kompagnie; dafür, daß es ein Mädchen iſt, kann ich nicht.“ Beſonders intereſſierte ihn die, wie er meinte, gebogene Naſe des Kindes, eine Eigentümlichkeit der Hauffſchen Phyſiognomie.

So mußte man ihm dasſelbe noch die drei folgenden Tage zeigen; das letzte Mal (Donnerstag) lag er ſchon im Fieber. Erſt an jenem Montag erhielt die Krankheit den Namen „Schleimfieber“, aber am folgenden Donnerstag hieß ſie „Nervenfieber“. Das Delirium begann zuerſt mit langen Unterbrechungen, in den letzten Tagen (alſo Freitag bis Sonntag) wurde es nur ſelten durch ſchnell ſich wieder verwiſchende und nie ganz lichte Momente des Bewußtſeins unterbrochen. In ſolchen Augenblicken ſchwebte ihm der Tod vor; ſchon am Montag hatte ihn das Vorgefühl desſelben ergriffen; er entdeckte es ſeiner Mutter und bat ſie, ihm die Augen zuzudrücken. Später nahm er mehreremal von ihr und ſeinen übrigen Verwandten Abſchied; dies namentlich am Vorabend ſeines Todes; er äußerte in ſeinen letzten Tagen unter anderem: „Er fühle mehr, als er ſagen könne“, „er wolle zeigen, wie man ſterben müſſe“, „er verdanke es dem Gebet ſeiner Mutter, daß er dem Tod lächelnd entgegenſehen könne“, „22[2]) und 25 Jahre, ein braves, liebes Weib, die ſchönſten Ausſichten, und alles dies vorbei“. Er betete einmal mit beſonders deutlicher Stimme: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen unſterblichen Geiſt!“ Er ſprach viel von uns und anderen Freunden; es war, wenn ich nicht irre, am vorletzten Tag, daß er verlangte, man ſolle Stühle hereinbringen und den runden Tiſch herſtellen, damit ſich der Feuerkranz[3]) verſammeln könne. Über die Schändlichkeit des „Wertheim“[4]) ſchimpfte er derb. Seinen Angaben nach empfand er nie Schmerzen, ſondern er behauptete ſtets,

---

[1]) Die ganze letzte Woche ſtand Hauff nicht mehr auf.
[2]) Luiſe iſt im Januar 1806 geboren.
[3]) Das Kränzchen der Feuerreiter, ſiehe oben.
[4]) Ein Buch?

er befinde ſich recht gut; ſeine Phantaſieen waren beinahe durchaus heiter und von einem freundlichen lächelnden Geſicht begleitet; nur in einer der früheren Nächte verfolgte ihn die Idee, er habe ein ſchweres Verbrechen begangen und er werde daher am andern Morgen um 8 Uhr hingerichtet werden. Das einzige, womit man ihn beleidigte oder ärgerte, war, daß man ihn nicht zum Bett heraus ließ. Der Todeskampf war hart und lang, doch minder arg als bei Friſch. Bei der Sektion zeigte ſich das Herz zu klein und die Milz zu groß; im Hirn hatte ſich durch die Krankheit eine Verhärtung gebildet; ſonſt fand man aber nichts, ſo daß man die Gewißheit erhielt, Hauff ſei einzig an ſeiner letzten Krankheit geſtorben. Ob aber dieſe ohne äußere Veranlaſſung oder durch eine ſolche entſtanden, iſt ſehr zweifelhaft. Friſchs[1]) Pflege und Beerdigung kann nicht wohl den Grund dazu gelegt haben; ob ein anderer Arzt, durch den Anfang der Krankheit aufmerkſam geworden, ihrem unglücklichen Ausgang hätte vorbeugen können, iſt ſchwer zu entſcheiden."

Am Sonntag, den 19. November, hauchte der erſt Fünfundzwanzigjährige ſeine Seele aus. Die Teilnahme, welche Hauffs Tod erregte, war auch nach dieſem Gewährsmann groß und allgemein, in Stuttgart ſelbſt und im ganzen Lande. Er wurde auf dem Hoppelaukirchhof begraben.

Ein Felsblock vom Lichtenſtein, nur mit ſeinem Namen und der Dichterleier geſchmückt, bezeichnet ſeine Ruheſtätte, der ein Epheu vom Eingang der Nebelhöhle immergrünen Schmuck verleiht. Seine Gattin wurde hier im Jahre 1867 neben ihm zur Ruhe beſtattet.

Das Morgenblatt ſelbſt zeigte ſeinen Tod zunächſt nicht an; wohl aber iſt dem Artikel über die Taſchenbücher auf 1828 im Literaturblatt, der das Letzte ſein ſollte, was Hauff ſchrieb, folgende Mitteilung der Redaktion als Note beigefügt:

„Wir müſſen uns der traurigen Pflicht entledigen, unſern Leſern anzuzeigen, daß der Verfaſſer des hier abbrechenden Aufſatzes über die Taſchenbücher, Herr Dr. Wilhelm Hauff, heute geſtorben iſt.

---

[1]) Siehe S. 109.

Dieſer Aufſatz wurde von ihm erſt während ſeiner kurzen Krankheit begonnen und iſt als die letzte Gabe ſeines liebenswürdigen Humors zu betrachten. Sanft ruhe die Aſche des Frühvollendeten!

Stuttgart, den 18. November 1827.

Die Redaktion des Literaturblattes."

Wie er an einem Sonntag geboren iſt, ſo iſt er auch an einem Sonntag hinübergegangen. Es war in der Mittagsſtunde 1/4 vor 1 Uhr. Erſpart ſind ihm geblieben alle Enttäuſchungen, wie ſie mit einem höheren Alter unausbleiblich verknüpft ſind. Von Apolls ſilbernem Bogen ſchwirrte die Sehne, die ihm den Todespfeil ſandte. Er war im vollen Sinn des Worts ein Frühvollendeter, und obwohl er uns bei längerem Leben das Beſte vielleicht erſt noch geſchenkt hätte, ſo bietet ſeine Entwickelung doch, wie ſie iſt, in gewiſſer Art ein abgeſchloſſenes Bild, das Bild einer edlen Frühreife, der der ganze Duft jugendlicher Friſche noch anhaftet, das immerdar herzerfriſchende Gegenſtück zu allem Gequälten, Philiſterhaften, Geſchraubten, Anempfundenen, und wenn es das Kennzeichen des Genies iſt, aus verborgenen Tiefen hervorzubrechen und ſeine Blüte überraſchend zu entfalten, ſo iſt auch er, wiewohl er nicht das ganze Gebiet der poetiſchen Möglichkeit und Darſtellungsmittel erſchöpfte, in ſeiner Art ein Genie geweſen. Wie 22 Jahre vorher bei Schiller, ſo durchzuckte auch jetzt wieder das geiſtige Deutſchland ein tiefer Schmerz in dem Gedanken, daß hier viel geiſtiges Gut unwiederbringlich verloren gegangen ſei und daß in dieſe Lücke nicht ſogleich wieder ein anderer treten werde.

Und was iſt es ſchließlich, was uns ſo ſehr an ihm anzieht? Iſt es nicht jene allem Menſchlichen ſich verwandt fühlende Lebens- und Daſeinsfreude, die auf dem Grund einer ſanften Melancholie ruht, einer Melancholie, wie ſie Gottfried Keller in einem ſeiner ſchönſten Gedichte beſchreibt, einer Melancholie von ſo ganz anderer Art, als die ſtürmiſche eines Nikolaus Lenau? Es iſt wahr geworden, was er am Schluß ſeines Lichtenſtein ſich hoffend kaum zu geſtehen wagt, — die Frage iſt beantwortet, die er dort aufwirft: „Ob auch das holde

Fräulein von Lichtenstein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufschwebt, ob jener treue Spielmann seinem Grab entsteigt und hinaufzieht nach der Burg, das Fest mit Gesang und Spiel zu schmücken?" Ja, sie steigen alle herauf, die Geister, wenn auf der Wiese über der Nebelhöhle Pfingsten gefeiert wird, und setzen sich mitten unter die zechenden Männer und holdseligen Frauen und tafeln mit ihnen, und der Zauber des jungen Frühlings läßt Vergangenheit und Gegenwart hold ineinanderfließen, daß uns am hellen Tage so dämmerselig zu Mute wird, und die Geister des Weins mit dem süßen Blütenduft, der durch die Luft weht, uns unversehens hinwegführen aus der Wirklichkeit und uns tief hinabschauen lassen in den Schacht längst verrauschten und doch immer neuen Glückes und Leides. — Der Zauberer aber, der solche Wunder mit magnetischem Stäbchen wirkt, er steht dort oben neben dem Schlosse, heiteren Angesichts, ein seliger Wirker, griechischen Geistes voll, und schaut, wie dereinst sein Herzog Ulrich, lächelnd ins Land hinaus, das er so sehr geliebt.

Riecke, der treue langjährige Freund, wurde zum Kriegsvogt der Witwe[1]) bestellt und nahm sie und die kleine Waise in treue Obhut. Er sorgte dafür, daß schon im folgenden Jahr durch Gustav Schwab eine Gesamtausgabe von Hauffs Schriften veranstaltet wurde, damit die Hinterbliebenen die Früchte von des allzufrüh geschiedenen Vaters Schaffen in möglichst vollem Maße zu genießen bekämen. Er veranlaßte auch die Herstellung einer Porträtbüste des Verewigten durch Wagner, von der jedem Mitglied der Kompagnie ein Exemplar zugestellt wurde. Zum nächsten Andenken besorgte er den Druck der Rede Grüneisens, der so bald schon Hauffs Hochzeitsgruß aus Berlin mit einem letzten Gruß am Grabe zu erwidern hatte.

Riecke fügt seinem Bericht über Hauffs Ende zu: Seine Witwe und ihr Kind, das am 21. November in der Hospitalkirche getauft wurde (und für das Luise die gesamte Kompagnie zu Paten bat),

---

[1]) Eine Einrichtung des alten württembergischen Rechtes, die bald darauf abgeschafft wurde, eine Art Vormundschaft.

ſind zum Glück bis jetzt immer wohl. Sie werden wahrſcheinlich auch für die Zukunft in Stuttgart bleiben und in dasſelbe Haus mit Klaibers ziehen.

Frau Hauff iſt zeitweiſe (ſeit Georgii 1829) nach Nördlingen verzogen, aber ſchließlich doch wieder nach Stuttgart, an das ſie ſo teure und ſchmerzlich ſüße Erinnerungen feſſelten, zurückgekehrt und hat in der Schloßſtraße Nr. 10, zuletzt in der Rotheſtraße Nr. 18 gewohnt. Im Sommer 1841 wurde von den Mitgliedern der Kompagnie (von welcher damals Riecke — ſeit 1837 — und Knaus — ſeit 1840 — in Tübingen weilten) eine Zuſammenkunft mit Hauffs Witwe und Tochter Wilhelmine auf dem damals ſeit kurzem neu erſtandenen Schlößchen Lichtenſtein veranſtaltet. Bald darauf, 1844, ſollte die vielgeprüfte Frau den Schmerz erleben, auch noch die geliebte Tochter, ihr einziges Kind und ihren Troſt, hingeben zu müſſen. Erſt am 30. Juni 1867 iſt ſie ſelbſt (an einem Magenleiden) geſtorben, treu bis an ihr Ende das Andenken ihres Gatten bewahrend, deſſen Ruhm ſich von Jahr zu Jahr weiter ausbreitete; am 31. Juni jenes Jahres wurde ſie, wie erwähnt, an der Seite des ihr ſo lang ſchon Vorangegangenen auf dem Hoppelaufriedhof zu Stuttgart beerdigt.

Uhlands Gedicht „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinſcheiden“ erſchien im Morgenblatt Nr. 291 vom 5. Dezember 1827, welches das Motto trug:

Du ſchieneſt uns mit Feuerblicken
Noch jüngſt Fortunens Lieblingsſohn,
Und in dem Morgen Deines Lebens ſchon
Schnitt Atropos ihr Werk in Stücken. (Seume.)

Das im Namen der Freunde gedichtete und am Grabe geſprochene Gedicht Guſtav Schwabs, das wir unter den Beilagen geben, brachte das Morgenblatt vom 7. Dezember 1827, Nr. 293.

Einen Nachruf in Proſa enthält der zweite Teil des teilweiſe mitgeteilten Artikels „Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff“ von A. Böttiger in Dresden.

W. Alexis widmete dem heimgegangenen Freunde „einen Freundes-Nachruf“ in dem von ihm gemeinsam mit Friedrich Förster herausgegebenen Berliner Konversationsblatt Nr. 238 vom 1. Dezember 1827 und einen weiteren in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1828, Nr. 3 und 4, in dem er die Grabrede Grüneisens, den Nachruf Schwabs und eine Widmung Haugs „Als Wilhelm Hauff starb“ mitteilte.

Anerkennende Besprechungen seiner letzten Schriften brachte das Literaturblatt in Nr. 100 vom 14. Dezember 1827 über das Taschenbuch für Damen auf 1828 und in Nr. 101 vom 18. Dezember 1827 über die Phantasieen im Bremer Ratskeller (unterzeichnet G. — Grüneisen?).

Aus dem Nachlaß wurde, wie erwähnt, das Fragment „Ein paar Reisestunden“ in den Nummern 287—291 des Morgenblattes vom 30. November an (mit dem Zusatz am Schluß: Die Fortsetzung folgt, ohne daß der Abschnitt „Von neun bis zehn Uhr“ hinzugefügt wäre), sowie das Gedicht „Serenade“ in Nr. 285 (28. November) veröffentlicht.

Im Jahre 1840 wurde dem Dichter auf einem spitzen Vorsprung des Felsens von Lichtenstein ein Denkmal in Gestalt einer Büste errichtet, das also seine Witwe und seine 13jährige Tochter schon in Augenschein nehmen konnten, als sie mit den Freunden im folgenden Jahr das Schloß besuchten. Möglicherweise hatte der Ausflug auch eben diesen Zweck.

Die Vaterstadt hat ihrem Sohn am 7. Juli 1882, 80 Jahre nach des Dichters Geburt, ein Denkmal auf dem Hasenberg inmitten gärtnerischer Anlagen gesetzt (von W. Rösch modelliert), auf einem Platze, von dem aus man die Höhen der Alb, insbesondere den Hohenstaufen und Hohenzollern, sehen kann.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß der 100jährige Geburtstag des Dichters Veranlassung geben möge, das Geburtshaus in der Eberhardsstraße und das Wohnhaus der Familie in Tübingen mit Gedenktafeln zu zieren. Nach des Dichters Namen sind Straßen in Stuttgart, Ulm, Friedenau bei Berlin benannt worden.

Die Freunde ließen, wie erwähnt, gleich nach Hauffs Tode von Theodor Wagner, einem Schüler Danneckers, eine Büſte modellieren, von der jedes Mitglied der Kompagnie einen Abguß erhielt. Das Bild des Dichters wurde von J. M. Holder gemalt, von E. Dertinger geſtochen.

Rezenſionen von Schriften Hauffs und zeitgenöſſiſche Abhandlungen über ihn.

Morgenblatt, 2. September 1825, über die Memoiren des Satan.
Abendztg., 15. Okt. 1825, Ankündigung des „Mann im Mond".
Morgenblatt, 9. Dezember 1825, Lit. Beil. Nr. 94.
Geſellſchafter, 19. Mai 1826, Nr. 79.
Wegweiſer im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften, Nr. 44 (Beilage der Abendzeitung vom 3. Juni 1826): Ankündigung des Lichtenſtein.
Wegweiſer ꝛc. vom 9. Auguſt 1826, Nr. 63 (Beilage zur Abendzeitung 189): Lichtenſtein, Rezenſion.
Lit.-Blatt Nr. 76, vom 22. September 1826.
Geſellſchafter 7. März 1827, Bemerker Nr. 6: H. Clauren und ſeine Doppelgänger von Karl Ad. Friedr. Niedmann (1805—30 Schriftſteller, ſeit Nov. 29 Redakteur der Mitternachtszeitung).
Blätter für liter. Unterhaltung (15. Mai 1827) Nr. 113.
Wegweiſer 87 zur Abendzeitg., vom 31. Okt. 1827: Th. Hell über die Letzten R. v. M.
Wegweiſer 94 zur Abendzeitung, vom 24. Nov. 1827: Märchenalmanach auf das Jahr 1828.
Berliner Konv. Bl., 1. Dez. 1827, Nr. 238 (red. v. Fr. Förſter und W. Alexis): Freundesnachruf v. W. Alexis.
Beil. zum Morgenbl. vom 14. Dezember 1827, Lit. Bl. 100.
Heſperus 1827, Nr. 279, von Haug (1823 Nr. 279, 1113). Berliner Konv. 1827, Nr. 238, 249?
Neuer Nekrolog d. Deutſchen, V. Jahrg. 1827, II. Teil Nr. 371, S. 961 bis 971.
Jenaiſche Allg. Lit. Zeitung, Nr. 58, vom März 1828: Über Novellen 1. Band. Von L. M—k.
Blätter für liter. Unterh., Nr. 114 (16. Mai 1828): Über das Bild d. Kaiſers.
Bl. für lit. Unterh., 1828, 4—6.
Bl. für lit. Unterh., Nr. 240 (17. Okt. 1828): Rezenſ. der Geſamtausg. der Novellen. Band 182). Referent 152.

Blätter für lit. Unterhaltung, Nr. 167, vom 20. Juli 1829: Novellen 3. Band, Die Letzten R. v. M. Referent 28.
Blätter für lit. Unterhaltung, Nr. 259: Die letzt. Ritter v. M. Referent 152.
Zeitgenossen, 3. Reihe, I. 1829.
Literatur-Blatt Nr. 40, vom 19. Mai 1829.

II. Briefe von Wilhelm Hauff.

Aus den Blaubeurer Briefen an Christian Heinrich Riecke.[1])

1.

Am 12. Juni 1819 geht Hauff, wie er schreibt, gerne auf den Vorschlag einer regelmäßigen Korrespondenz ein; er hatte an Riecke erstmals geschrieben, nachdem dieser in den Osterferien in Tübingen mit ihm zusammen gewesen war.

2.

In dem Briefe vom 3. August 1819 beantwortet er sodann die Frage nach dem berühmten Hochaltar in der Klosterkirche folgendermaßen (Riecke hatte nur von einem Gemälde sprechen hören):

„In der Stadtkirche kenne ich keines, als einige alte Helfensteinsche Wappen; es muß also wohl im Klosterchor sein, denn die Kirche selbst ist ein Fruchtboden. Im Chor steht ein unermeßlich hoher Hochaltar, der nach dem Zeugnis aller Kenner, ich will mich für keinen solchen ausgeben, sehr viel künstlerischen Wert hat und viele Fremde herbeilockt. Er hat doppelte Thüren, die außen und innen bemalt sind. Wenn man die beiden ersten Flügel öffnet und gehörig stellt, so bilden sie Scenen aus der Geschichte Johannes des Täufers, die sehr gut und noch frisch erhalten sind. Oeffnet man die zweite Thüre, so erscheint die Geschichte Jesu, in erhabener Arbeit von einem der größten Künstler Deutschlands ausgeschnitzt.[2]) Der

---

[1]) Riecks Adresse war damals: An Herrn Stud. Christian Riecke, bei Herrn D(r). Riecke in Stuttgart beim Spitalplatz.

[2]) Nach Eduard Paulus arbeiteten am Blaubeurer Hochaltar mehrere Meister, beteiligt war Zeitblom, vielleicht auch der jüngere Syrlin. Es

nämliche verzierte auch das Münſter in Ulm; die Pfaffen hier ſtachen ihm nachher die Augen aus, daß er nicht einen ſchöneren Altar an einem anderen Orte mache.[1]) Unten ſind die Köpfe der 12 Apoſtel und von Jeſus, in Lebensgröße, ſehr ſchön gearbeitet, angebracht. Es wäre der Mühe wert, daß Du deswegen hierherkommſt, da Du ein ſo großer Verehrer der Kunſt biſt."

In demſelben Brief beſpricht Hauff das Verbot der „Stuttgarter Hefte", wie Riede, mißbilligend und fährt dann fort:

„Was denkſt Du auch von Tübingen und ſeinen Stürmen? Wir hören hier beinahe nichts von ſolchen Sachen. Vor 8 Tagen ſchrieb mir zwar meine Mutter, Völker und Gräter haben ihre Papiere hergeben müſſen, aber in 8 Tagen geſchieht ſo viel Neues! Was wird wohl endlich das Ziel aller dieſer Sachen ſein? Gott gebe, es ſei ein heilſames! Auch Blücher ſoll mit Jahn verwickelt ſein. Von Tübingen kam neulich ein Schreiber hier an, den ich noch aus der Schule kenne; dieſer erzählte uns, die Burſchen haben wollen das Lamm erſtürmen, als Gräter und Völker Hausarreſt bekamen,[2]) und die ganze Nacht haben ſie ärger gewütet, als bei der Luſtnauer Suite.[3]) Wenn ſie nur auch etwas Gutes herausſtürmten! Mit der edlen Turnkunſt und allgemeinen Burſchenſchaft, dieſem ſo nützlichen Verein, wird es wohl in Tübingen bald auf der Neige ſein, und auch uns droht das Ende unſeres Turnens. Mögen ſie es immer aufheben; wir ſetzen es dennoch im Stillen fort, und Ephorus und Profeſſoren, die unſerm Turnen garnicht abhold ſind,[4]) ignorieren

---

iſt ein ganz gefaßtes, in Gold und Farben ſtrahlendes Werk von verwegenem Reichtum, doch nirgends überladen. Erſt durch oftmaligen Beſuch iſt der ganze Strom geiſtigen Lebens und künſtleriſcher Glut, die hier ausgegoſſen, zu faſſen.

[1]) Eine Fabel, die man auch von anderen Künſtlern erzählt, z. B. von dem Verfertiger der Straßburger Uhr und dem Nürnberger Uhrmacher Hele, dem Erfinder der Taſchenuhren.

[2]) Vergl. die Memoiren des Satan. — Das „Lamm" iſt ein Gaſthof.

[3]) Die ſog. Luſtnauer Schlacht zwiſchen Studenten und Bauern am 8. März 1819.

[4]) Überhaupt muß der Ephorus Reuß, über den ſich Hauff noch oft beklagt, ſpäter den Bedürfniſſen der Jugend mehr Rechnung getragen haben.

es und laſſen es fortdauern, wie zuvor. Oken[1]) und einige andere, die dem preußiſchen Despotismus noch entgangen ſind, ſpürt man ſcharf nach. Bei uns herum iſt man ſehr wachſam auf ſie; ich hoffe aber, es wird ſie jedermann, der nur ein wenig ehrlich denkt, entkommen laſſen."

3.

Nachdem Hauff ſchon in dem vorhergehenden Brief vom 1. November auf die ihm von Rieck ausführlich geſchilderte Verfaſſungsfeier der Stuttgarter Gymnaſiaſten auf der Feuerbacher Heide am 28. Oktober zurückgekommen war (— „über eure patriotiſche Feierlichkeit habe ich mich recht verwundert. Wie majeſtätiſch mag wohl der Herr Rieck ausgeſehen haben, als er mit lauter Stimme ſeine Eidesformel vorſprach")[2]), berichtet er in dem

4.

Brief vom 4. Dezember 1819

eingehend über das Programm zu dem vom Seminar geplanten Verfaſſungsfeſt, wozu ſich die Zöglinge halbwegs in Feldſtetten auf der rauhen Alb mit den Uracher Kameraden treffen ſollten, und unter anderem über die abgehaltenen Singproben, infolge deren bei den meiſten Heiſerkeit eingetreten ſei. Der Ephorus hatte zwar verſprochen, den Huldigungstag recht feierlich mit ihnen zu begehen; aber „es ſiehet windig damit aus; denn Wein, Bier, Feuer und Geſang, was uns Jungen das Liebſte iſt, fürchtet er ärger als den Teufel und ſeine Luſten."

Indeſſen rückte der beſtimmte Tag, Donnerstag, der 24. November, heran.

„Schon am Mittwoch ſank uns der Mut, da die Nachricht kam, es ſei kein Bier genehmigt." — Es wird nun der Marſch von Blaubeuren nach Feldſtetten beſchrieben, wie ſie dort lange vor den Urachern angekommen ſeien, Hunger und Durſt gehabt und ſich zum Wein geſetzt hätten, bis der Ephorus angekommen ſei, vor deſſen Eintritt man aber das Getränke noch habe entfernen können. Auf freiem Felde habe die Feier ſtattgefunden, erſt ſei ein Lied von Bauer[3]) geſungen worden, dann habe dieſer die in der

[1]) Profeſſor in Jena, damals landflüchtig.

[2]) Rieck war hochgewachſen und von ſtattlicher Figur. — Hauff beobachtet in allen dieſen Briefen dem Reſidenzler und Sohn eines angeſehenen Mannes gegenüber einen liebenswürdig beſcheidenen Ton. Hier allerdings kann er ſeine immer rege Neckluſt nicht unterdrücken.

[3]) Der erwähnte Mitſchüler Hauffs.

Tat ſchöne Rede gehalten, welche der Verfaſſer übrigens noch am nämlichen Tag in Zorn und Luſtigkeit in den — geworfen habe.

„Nach der Rede zog man Paar um Paar, je ein Uracher und ein Blaubeurer, ins Rathäuschen. Eine Arie (sic!) wurde angeſtimmt, die aber die Uracher nicht recht eingeübt hatten und die alſo nur zur Hälfte und nur ſehr ſchlecht geſungen werden konnte. Hierauf hielt Ephorus Reuß eine erbärmliche Rede, beinahe eine Stunde lang, worin er als die größte Neuigkeit den Begriff von Verfaſſung zergliederte, ein paar Dutzend Jahreszahlen brachte und am Ende den größten Teil der Verfaſſungsartikel vorlas. Zum guten Glück predigte er meiſtens ſchlafenden Ohren. Nach der Rede fraß man (ich bediene mich nicht ohne Grund dieſes Ausdruckes, da auf den Mann 3 Pfund Fleiſch gerechnet waren) in einem engen Saale, wo der arme Senat von Feldſtetten gewöhnlich ſeine Beſchlüſſe faßt. Er mochte 9—10 Schuh in der Höhe betragen und ſollte trotz ſeinem kleinen Raum über 100 Menſchen faſſen, denn Profeſſoren, Pfarrer und Standesgenoſſen aßen auch mit. Unter dem Eſſen herrſchte die größte Unordnung in Anſehung des Weines. Als das Eſſen vorüber war, erwarteten wir, daß jetzt die Alten ſich ſchieben würden, daß wir kommerſieren könnten. Aber daran war nicht zu denken. Finkh, Profeſſor in Urach, ſagte laut: „Ich will doch nicht hoffen, daß die Blaubeurer kommerſieren werden? In dieſem Fall würde ich mit meinen Leuten ſofort aufbrechen!“ Unſer Ephorus, der alte Ja!-Herr, ſtimmte ihm bei, und ſo wurde uns das Handwerk gelegt. Man ſang zwar einige Lieder, aber was war's? Einige Lieder, die der Uracher Speismeiſter [1]) mit ſeinen Leuten probiert hatte: Schütze Gott unſern Herrn u. ſ. w., lauter alte, durchgepeitſchte Sachen. Als wir trotz dem Mißfallen, das es vor jenem Herrn hätte erregen können, einige Lieder, z. B. den Landesvater anſtimmten, gab man uns keinen Wein mehr. Die meiſten gingen nun geradezu aus dem Ratshaus ins Wirtshaus und kamen ziemlich betrunken zurück. Des Ephorus Buben, die trotz unſerer Mißbilligung mitgenommen worden waren, haben wir ſo beſoffen gemacht, daß der betrübte, niedergeſchlagene Mann ſie auf ein Bett legen und mit ihnen heimfahren mußte. Unſer Rückzug war traurig und unter lauter Verwünſchungen.“ [2])

---

[1]) Der Betreffende war ein ehemaliger Hofmuſiker, im Seminar Muſiklehrer; ſeine Frau war Speismeiſterin.

[2]) Ich habe gerade dieſen Brief gerne vollſtändig gegeben, weil er mir für Hauff in ſeiner ſatiriſchen Art und in ſeiner kühnen Auflehnung gegen die zopfige Autorität charakteriſtiſch zu ſein ſcheint. Hier regt ſich, zum erſten Male ſo deutlich, ein übermütiger Geiſt in dem künftigen Verfaſſer der Memoiren des Satan; ſcheint in dem burſchikoſen Schluß nicht ſchon der ſpätere Hauff in ſeiner ganzen Schalkheit durchzublicken?

5.

Aus dem Brief vom 16. Juni 1820:

(Riecke am 14. Juni: Ueber Sands Ermordung läßt sich viel denken und fühlen, aber wenig sagen. Doch in diesem Punkt, bin ich überzeugt, sind wir eines Sinnes, und Du teilst sicherlich meinen Schmerz und meinen Unwillen).

Du hast ganz recht geahndet, daß ich in meiner Ansicht über Sand mit Dir übereinstimme. Nur freue ich mich recht über seinen Tod, insofern er offen und frei für seine Meinung gestorben ist. Würde es Dir lieber gewesen sein, wenn er in seinem Kerker ein kränkliches Leben fortgeführt hätte und wäre am Ende entkräftet gestorben? Da hätte man wohl von seinem Tode viele falsche Gerüchte verbreitet: seine Feinde hätten ihn als schwach geschildert, seine Freunde hätten nicht gewußt wie? wo? und wann er starb? So ist's ihm wohl gegangen, und recht schön hat sich an ihm bewährt, was er bei seinem Scheiden von Tübingen unserem Repetenten Schumann ins Stammbuch schrieb: „Pulchrum est pro patria mori!"

(Riecke darauf am 27. Juni: Daß Sand so schön gestorben ist, freut mich ebenso wie Dich; allein, daß er gemordet wurde, empört mich; denn einen so kranken, der Auflösung so nahen Menschen hinzurichten, ist höchst unrechtlich. Es war dieser Streich aber gewiß auch nicht politisch.)

6.

W. Hauff an Nane Klaiber.

Tübingen, den 28. Oktober 1820.

Liebe Nane!

Sie haben zwar Ihrem l. Brief an Marie auch nicht eine Zeile an mich beigelegt, aber dennoch nehme ich mir heraus, Ihnen zu schreiben, und zur Strafe einen recht langen Brief, weil ich glaube, Sie haben es aus keinem anderen Grunde unterlassen, als weil Sie sich zu schwach fühlten, weiter zu schreiben.

Wenn es dieser Grund ist, so ehre ich ihn, und es würde mir auch die kleinste Zeile wehe thun, von der ich wüßte, Sie haben sie mit Anstrengung geschrieben.

Daß unsere kleine Reise von Erligheim nach Tübingen gut vorbeigegangen ist, wird Ihnen schon Wilhelm geschrieben haben. In

Erligheim habe ich ſchöne Tage verlebt; danken Sie Ihrer lieben Schweſter in meinem Namen für ihre viele Güte und Liebe. Sie ſcheint freilich mit mir nicht ganz zufrieden geweſen zu ſeyn, denn ich war die meiſte Zeit über ſo traurig, daß ich mit der heiteren Geſellſchaft der Herren Doctoren nicht übereinſtimmte. Aber es war mir unmöglich, meine Traurigkeit zu brechen. Denn wie konnte ich heiter erſcheinen, da ich von Ihnen und den Ihrigen mich kaum losgeriſſen hatte, wie konnte ich in die Fröhlichkeit der übrigen einſtimmen, wenn ich Sie, meine Freundin, mir leidend dachte? Ich weiß gewiß, Sie werden es einſehen und mich entſchuldigen — Ihrer Schweſter aber erſchien ich dadurch von Anfang als ſtolz, was mir ſehr wehe that.

Aber wie geht es mit Ihrer Geſundheit? Iſt ſie noch ſo gut wie in der Vakanz? Wie Sie oft recht heiter waren, da freute ich mich und dachte, jetzt ſey es wieder recht gut! und dennoch klagten Sie ſo oft; darf ich nicht hoffen, daß es beſſer ſey? Herr Vogel wird viel dazu beitragen, Ihnen die langweiligen Herbſt- und Winterabende zu verkürzen (?). Sie werden nicht über mich lachen, wenn ich dieſe Abende langweilig nenne. Denn mir wenigſtens ſind ſie es. Nach Haus darf ich Abends nicht mehr; und im Kloſter bin ich in ganz neuen Verhältniſſen, mit denen ich noch nicht zurecht komme; Ihre Brüder ſind Abends in der Stadt, und ſo habe ich wenige, oder Niemand, mit dem ich recht herzlich ſprechen kann. Da werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich zuweilen zu Ihnen ſpreche, wenn ich auch keine Antwort erhalte?

Geht es beſſer mit Ihrer Geſundheit, als es in der Vakanz gegangen iſt? Daß ich recht herzlich Theil daran nehme, werden Sie überzeugt ſeyn. O! Daß ich Ihnen eine recht heitere Seelenruhe geben könnte, die gewiß für Sie ſo heilſam wäre.

N.(ach)S.(chrift) den 31. Nv. (ſoll heißen Oktober).

Wundern Sie ſich nicht, wenn Sie nur von meiner Hand einen Brief erhalten. Marie konnte wirklich[1]) nicht ſchreiben, ſie iſt krank.

[1]) Schwäbiſch = gegenwärtig, zur Zeit.

Autenrieth[1]) hält die Krankheit nicht für bedeutend, es iſt eine hier herrſchende Seuche, wodurch ſie aber noch einige Tage im Bett gehalten werden möchte. Da ich nun mit meinem Brief nicht länger warten mag, ſo bekommen Sie ihn allein.

Es wäre freilich eine größere Empfehlung für ihn geweſen, wenn Marie zugleich geſchrieben hätte; — halten Sie es mir aber zu gut und laſſen Sie mich nicht ſo lange auf Antwort harren. Ueberhaupt wäre es ſehr gut, wenn Sie gleich jetzt noch an Marie ſchreiben, es wird ſie doch in ihrer Krankheit aufheitern.

Antwort fehlt.

7.

W. Hauff an Nane Klaiber.

Tübingen, den 19. Nv. 20.

Wie ſehr mich Ihr Brief, liebe Nane! überraſchte, können Sie ſich nicht denken. Schon hatte ich gänzlich darauf verzichtet auch nur eine Zeile zu bekommen, und jetzt liegt ein ganzer, langer Brief vor mir, ein Brief, der Ihr Zutrauen zu mir auf eine Art an den Tag legt, die mich nicht anders als erfreun, — entzücken muß. Sie haben alſo meine geringen Kräfte, die ich zu Ihrer Erheiterung aufzubieten bereit war, nicht verſchmäht, Sie haben es ſogar erfreulich gefunden? Aber wie ſoll ich die Stelle in Ihrem Briefe verſtehen: mein gutes Herz ꝛc. bürgen Ihnen dafür, daß ich Sie aufheitern möchte, aber Sie werden ſchon durch den lebendigen Wunſch, dies zu thun, erheitert? Dies ſoll wohl ſoviel ſagen, als, an meinem Wunſche ſeyen Sie ſchon zufrieden, es wäre Ihnen aber läſtig, wenn ich ihn erfüllen wollte? Aber weil ich denn doch unter „Die Lieben in der Ferne“ mitgerechnet bin, ſo ſchreibe ich wieder, zugleich auch um Ihnen wieder eine Probe zu geben, daß ich Ihrer immer, und mit Theilnahme gedenke.

Ich habe mich freilich jetzt mehr angewöhnt in meinen neuen Verhältniſſen, aber dennoch finde ich oft noch Stoff zum Mißmut;

[1]) Ein Verwandter von Joh. Heinr. Ferd. von Autenrieth, dem Kanzler, mit der Hauffiſchen Familie befreundet.

beſonders wirklich,[1]) wenn ich nachts aus meinem Fenſter über die Gegend hin blicke und rings alles ſich ſchon in Winter hüllte, was vor kurzem noch grün war, o! da werde ich ſo traurig, daß alles Leben verſchlungen iſt und auch kein Blättchen der Flur geblieben iſt, das an die Vergangenheit uns erinnern könnte. Doch aus ſo düſteren Gedanken richtet mich Ihr freundliches Immergrün auf, denn es ruft mir zu, daß etwas doch dem Menſchen geblieben ſei, das er aber gläubig bewahre vor des Lebens Stürmen, die Hoffnung!

8.

Nane Klaiber an W. Hauff.

Rosw(ag), d. 14. J(anuar) 21.

Ich hoffe, Sie werden mich nicht verkennen, lieber Wilhelm! weil ich Ihnen ſo lange nicht ſchreibe; wie könnte das auch ſein, Sie wiſſen ja, daß ich krank bin! — Auch jetzt vermag ich nicht Ihr Schreiben zu beantworten; nur wenige Worte ſollen Ihnen ſagen, daß mich Ihr Brief recht ſehr erfreute, daß es mich immer innig freut, wenn es Ihnen gut geht, und daß ich oft an Sie denke.

Möchten Sie in Ihrem Kloſter durch traute freundliche Umgebungen ſich immer mehr heimathlich fühlen. Möchten Sie einen Freund finden, an den Sie ſich mit aller Wärme und Innigkeit des Gemüths anſchließen könnten, wie herzlich wünſche ich Ihnen dieß!

Sie erhalten dieſe Zeilen durch die Poſt, weil ich zu angegriffen bin, um auch an die teure Marie zu ſchreiben. Wenn ich Briefe von Ihnen erhalte, und ich kann Ihnen ſo bald nicht wieder ſchreiben, ſo bitte ich, zweifeln Sie nie an meiner Freundſchaft.

Glaube und Vertrauen ſind die Haupt-Eigenſchaften der Freundſchaft; laſſen Sie dieſe Eigenſchaften uns, in jeder Lage, gegenſeitig feſthalten.

Leben Sie wohl! Denken Sie öfters an Ihre kranke Freundin, welche die meiſte Zeit im Bett zubringen muß, die aber doch heiter

---

[1]) S. oben.

iſt, indem ſie auch manche Urſache zu frohen heiteren dankbaren Gefühlen findet. Auch im Wechſel der Zeiten bleibe ich

Ihre treue Freundin

Nane Cl.

Vaihingen
(Stempel).

An Herrn Wilhelm Hauff,
Student im Stift
frey. Tübingen.

Antwort Hauffs und ein Brief Nanens fehlen.

9.

W. Hauff an Nane Klaiber.

Tübingen, den 23. März 21.

Ich ergreife die Gelegenheit, die mir Marie darbietet, Ihnen, teuerſte Freundin, nach Ihrem Wunſche ſogleich wieder zu antworten. Ihr Brief erfreute mich ſehr, da er ſo herzlich iſt und mir manche Zweifel hinwegräumte, die ich nicht ausſprechen durfte. — Daß Sie meine Gründe, mit denen ich mein langes Schweigen entſchuldigte, ſo unnatürlich fanden, muß ich ſehr ſchmeichelhaft finden; aber ſo ganz unnatürlich möchten ſie doch wohl nicht ſeyn! Sie haben mir zwar freilich keine Urſache zu ſolchen Grübeleien gegeben, doch finde ich es natürlicher und ſchicklicher, wenn ich mit mehr Zurückhaltung von Ihrer Erlaubnis Gebrauch mache, als wenn ich ſo vorſchnell meine nachſichtige Freundin mit Briefen überhäufe. Auch finde ich ſehr natürlich, daß ich einigen Grübeleien nachhänge, wie z. B. „ob ich denn auch gewachſen ſei, durch meine Briefe Sie zu zerſtreuen und aufzuheitern?“ Daß ſolche Fragen an mich das Schreiben oft verhindern konnten, werden Sie wohl ſo unnatürlich nicht finden? Doch eben das, daß ich Ihnen das ſage, muß Ihnen ein Beweis ſeyn, daß ich, wie Sie ſelbſt fordern, „offen ſey und unbefangen im Mitteilen und Handeln.“

Doch zu dieſer Offenheit gehört auch, daß ich Sie, wo Sie es verdient haben, ein wenig tadle. Können die Beſchuldigungen

gegen den Frühling Ihr Ernſt geweſen ſein? Sollte in Ihnen, meine Freundin, der Gedanke an die Tage der Wonne, wo ringsum alles aufſtrebt und ſich neubelebt, Trauer erregen? Vielleicht, weil Sie in einem Frühling viel gelitten haben? Fremd erſcheint mir dieſer Gedanke in Ihrem, ſonſt für die Schönheit der Natur ſo empfänglichen Gemüt.

Mit Unrecht ſagen Sie wohl, mit dem regen Treiben der Natur werde Ihre Schwäche größer. Sagen Sie beſſer: wie aus der langen Schwäche die junge Natur ſich emporſchwingt, ſo werden auch Ihre Kräfte ſich verjüngen und Ihre Schwäche beſiegen. Und in dieſem Zuſtand der verjüngten Kraft hoffe ich werden Sie in 4 Wochen Ihren Freund empfangen, und mit der körperlichen Kraft wird die Ruhe und Heiterkeit des Gemüts zurückkehren, daß wir in ungeſtörtem Glücke der Wiedervereinigung uns freuen und des erwachten Frühlings.

Vergeſſen Sie bis dahin nicht Ihren W.

Zwiſchen dieſem und dem folgenden Brief liegt der Aufenthalt Hauffs bei Nanens Familie in den Oſterferien 1821.

10.

Lina Geiger an W. Hauff.

E(rligheim)., den 22. Mai 21.

Es wird Sie befremden, von mir einen Brief zu erhalten, ich thue es aber in Nanens Namen (nicht aus Auftrag), ſondern aus Liebe zu einer Schweſter, die mir unbeſchreiblich teuer iſt, dieſe aber wird Ihnen vielleicht nie mehr ſchreiben. Läugnen kann ich es Ihnen nicht, daß es mir ſchmerzlich war, Sie von einer Seite kennen zu lernen, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte. Ich kann es nicht begreifen, wie Sie dazu kommen konnten, mit einem kranken Weſen ſo unzart und ſo unſchonend umzugehen, Sie, der ſich ſonſt ſo zart und teilnehmend gerade gegen dieſes Weſen bewieſen. Ich gebe es zwar zu, daß jene Aeußerung N(anens) vor Ihrer Abreiſe Sie befremden, ja kränken konnte, aber daß Sie nicht fühlten, daß Sie unmöglich die Abſicht haben konnten, Sie kränken zu wollen, in dieſer Stimmung in der Sie ſelbſt ſie ſahen, daß Ihr Stolz ſo ganz die Stimme des Herzens bemeiſterte, das thut mir wehe an Sie.

War es Ihnen auch rätſelhaft, warum haben Sie nicht hier von mir Aufklärung verlangt, die ich Ihnen hätte geben können, da ich ihre, Nanens,

Gefühlsart so genau kenne, statt mit jenem Stolze, mit jener Verachtung ein Wesen zu kränken, das sie schätzte und ehrte, und Ihnen so ganz wohl wollte. Warum vergaßen Sie so ganz, daß Sie nicht ein gesundes, lebensfrohes Mädchen, sondern ein, durch schwere heiße Leiden geprüftes, das die Welt und alles um sich her immer mit dem Blicke des vielleicht baldigen Scheidens betrachtet, und eben darum gewohnt ist, mit strenger Gewissenhaftigkeit alles abzuwägen, vor sich hatten (eine Gesunde würde anders gehandelt haben), aber Nane thut aus übertriebener Gewissenhaftigkeit sich selbst und Ihnen wehe, nicht ahnend, daß Sie sie so mißverstehen könnten, noch weniger ihr zutrauen würden, daß sie Sie beleidigen wolle. Welch ein Herz müßte auch in ihr wohnen, wenn sie so schändliche Absichten hätte haben können, sie, die von früher Kindheit an, nur Liebe und zarte Schonung, jedem, das sie umgab, bewies, und darum von manchen geliebt war. Ihren ersten Brief, den sie so ganz in beleidigtem Stolze schrieben, wollte ich Ihnen aber noch eher verzeihen, als den zweiten, der eine Antwort ist auf einen Brief, den wieder nur ein ganz krankes Wesen so schreiben konnte; ich gestehe es Ihnen offen, daß es meinem Stolze wehe thut, daß meine liebe fromme Schwester Ihnen so gut schreiben konnte, ich hätte Ihnen vielleicht gar nicht geschrieben, aber Nane schrieb Ihnen mit der Ahnung, daß dieß ihr letzter Brief an Sie sein könnte (dieß sagte sie mir selbst), und darum ließ sie nur ihr Herz sprechen, das voll des Wunsches war, ein zartes Verhältnis, das ihr lieb geworden war, wieder herzustellen und im Frieden zu scheiden von dieser Welt. Aus Ihrer Antwort aber erhellt, daß Sie dieses Herz aufs Neue verkannten, daß es Sie widrig ansprach, daß so gar kein Stolz in Nanens Brief sich aussprach, freilich wenig Stolz im Verhältnis zu einem stolzen Jüngling, der in seiner Antwort eine Art Triumph nicht verbergen kann. — Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, aus Mitleid gegen Nane, Briefe zu studieren, die sie, wie Sie wähnen, ergötzen könnten; eines solchen Mitleids ist sie in der That nicht würdig.

Noch muß ich Ihnen bemerken, daß zwischen Nane und mir wenig über die Art Ihrer Gefühle gesprochen wurde, es that mir wohl Ihre zarte Teilnahme an der Leidenden, und diese erkannte ich dankbar. Ueberhaupt würde ich mir, wenn ich auch andere Gefühle bei Ihnen vermutet hätte, keine grauen Haare darüber haben wachsen lassen, wohl wissend, wie flüchtig Eindrücke derart bei Jünglingen sind.

Daß mein erster Brief an Sie so wenig freundlichen Inhalts ist, das thut mir in der That leid, ich bin mir, seitdem ich Sie das erste Mal nennen hörte, nur freundlicher Gesinnungen gegen Sie bewußt; daß nach diesen Erfahrungen etwas Bitterkeit in mein Herz kommen mußte, werden Sie wohl selbst fühlen, ich würde vielleicht auch ruhiger es ertragen haben, hätte ich Nane nicht gestern so übel verlassen, daß ich gar keine Hoffnung

mehr haben kann, daß ſie uns wieder geſund geſchenkt werden könne; vergeben Sie dem Schmerz der Schweſter, wenn er ſie bitter machte, das wollte ich nicht, nur Nanens Betragen hätte ich Ihnen gerne mehr enträtſelt und können Sie ſich noch nicht ganz darein finden, bleibt es Ihnen noch rätſelhaft, wie ſie zu jener Aeußerung habe kommen können, ſo weiß ich weiter nichts zu ſagen, als daß auch wir oft auf Seiten des männlichen Herzens ſtoßen, die wir nicht enträtſeln können.

D. 29. Mai. Soweit hatte ich letzthin geſchrieben, als man uns ſchnell nach R. abholte, der Bote traf mich in Thränen über die Leiden meines Hauſes, beim Anblick desſelben befürchtete ich eine Todesbotſchaft, auch jetzt noch dürfen wir uns auf alles gefaßt machen.

Leben Sie wohl, glauben Sie, daß an meinem Brief Nanens Stimmung gegen Sie keinen Teil hat. Ich ſchließe meinen Brief an Gottfried ein, der den Inhalt desſelben nicht kennt, es würde mir leid thun, wenn Ihre teure edle Mutter von unſern Mißverſtändniſſen Kunde erhielte. Leben Sie wohl.

Ihre Fr.(au) L. G. [Freundin?]

(außen) Herrn Wilhelm Hauff.

11.

Nane Klaiber an W. Hauff.

Rosw., d. 9. Aug. (1821).

Mit ſchwacher Hand ergreife ich die Feder, um an Sie, mein Freund, zu ſchreiben. Aber — indem ich bedenke, wie lange es iſt, daß ich nicht mehr geſchrieben habe — ziehen die verſchiedenen Bilder der Vergangenheit an meiner Seele vorüber und erfüllen mein Herz mit Wehmut. — Auch zwiſchen uns beiden iſt manches vorgefallen, das niemals hätte geſchehen ſollen, und die Erfahrung mag uns lehren: daß aus Uebereilung nichts Gutes hervorgeht. Meine Schweſter hat — wie ſie mir nachher erſt ſagte — an Sie geſchrieben: ſie wußte, wie empfindlich es für mein Gefühl war, mich von Ihnen verkannt zu ſehen, ſie — die mich kennt wie ſonſt niemand — wußte auch mein Benehmen gegen Sie zu beurteilen; und daher fühlte ſie ſich gedrungen, an Sie zu ſchreiben, um mich zu rechtfertigen. — — Wie nun auch dieſer Brief ſein mag — ſo traue ich doch Ihrem Herzen ſoviel Billigkeit zu, daß Sie — bei ruhigem Nachdenken ſich in die damalige Lage meiner

Schweſter verſetzen können; und daher würde es mich ſehr befremden, wenn Sie Line auf Ihren Brief nicht antworten. — Ungern berühre ich das Vergangene — und es iſt mir recht leid, wenn ich unangenehme Empfindungen in Ihnen erneuert habe; vielmehr wünſche ich völlige Vergeſſenheit. Meinem Herzen iſt es immer, beſonders in Tagen ſchweren Leidens — eigentlich Bedürfnis mit jedem in Frieden zu leben; und ich wünſche recht ſehnlich: daß auch zwiſchen uns alles vergeben und vergeſſen ſey; auch Sie, lieber Wilhelm, wünſchen dies, und Ihr letzter Brief, der aus unbefangenem Herzen voll des innigſten Mitgefühls, floß, verbürgt mir Ihre Geſinnung. Glauben Sie, daß meine Freundſchaft noch die gleiche iſt; denn ich kann das Vergangene nicht auf Rechnung Ihres Herzens ſchreiben; und in Ihrem letzten Briefe habe ich Sie wieder ganz erkannt und gefunden. Sie waren krank, lieber Wilhelm, ſehr krank! und in der Sorge um Sie hatte ich manche bange Stunde. Sind Sie doch wieder ganz wohl? möge das Gefühl der völligen Geſundheit Ihr Herz erfreuen. Möge künftig die Sorge um Ihre teure, kindlich verehrte Mutter nicht den reinen Himmel Ihrer Jugend trüben.

Marie iſt nun in Stuttgart: und Sie werden die geliebte Schweſter recht vermiſſen. — —

Ihrem Wunſche, daß künftig niemand Ihre Briefe ſehen möchte, kann ich nicht widerſprechen; Line ſelbſt erklärte mir, ſie wolle durchaus keinen mehr leſen; ſie könne ſich wohl an Ihre Stelle denken und wiſſe aus Erfahrung, wie ſtörend es für das Gefühl iſt, zu wiſſen, daß ein Brief in eines Dritten Hände kommt. Ueberhaupt muß ich Ihnen geſtehen, daß ich nie durch Line veranlaßt, ſondern aus eigenem Antrieb Ihre Briefe meiner Schweſter zu leſen gab; dieß ſoll aber künftig nicht mehr geſchehen. — — Unſere häusliche Lage iſt — wegen der Leiden meines guten Vaters, fortwährend ſehr traurig; und in der Sorge um Wilhelm fragt das Herz oft bang und zweifelnd: wie wird's noch werden? wie wird es künftig gehn? Doch liegt Vergangenheit, — Gegenwart und Zukunft in einer höheren Hand, der wir gläubig vertrauen, auch wo das kummervolle Gemüt keinen Ausweg ſieht. — Gedenken Sie in dieſen trüben Tagen auch öfters Ihrer fernen Freundin mit Teilnahme, und laſſen Sie auch bald

etwas von ſich hören. — Müde und matt — lege ich die Feder nieder und ſage Ihnen ein herzliches Lebewohl!

Ihre treue Fr.

Nane El.

12.

(Mai 1822).

Lina Geiger an W. H.

Lieber Wilhelm!

An dem Sterbebette unſerer vollendeten Nane, wo ich mir auch Sie im Geiſte anweſend dachte, nahm ich mir vor, an Sie zu ſchreiben, noch ehe die Verklärte in den letzten Tagen mir den Auftrag gab, Sie noch einmal freundlich von ihr zu grüßen und Ihnen Ihre Briefe zurückzuſenden.

Aber wo ſoll ich nun Worte finden, um mich ſo bei Ihnen auszuſprechen, wie ich es wünſchte. Vermöchte ich nur Eines, was der Hauptwunſch meines Herzens iſt, vermöchte ich das Bild der Entriſſenen Ihnen ſo rein und unentweiht zu geben, als es in meinem Herzen lebt, ach Wilhelm, ich kann es nicht ertragen, wenn ich denke, daß es nicht fleckenlos vor Ihnen ſtehe, und daß vielleicht ich ſchuld daran ſey. Hätte ich doch nicht an Sie geſchrieben, es war Liebe von mir, aber es half Nane nichts und wohl hätte ich ihr manches erſpart durch mein Schweigen, doch das hilft nun nichts mehr; aber eines beunruhigt mich inzwiſchen oft ſehr, ich hörte nemlich in der Oſtervakanz von Gottfried,[1]) daß Wilhelm[1]) geſagt habe, Sie erzählen die bewußte Sache ganz anders als ich. Wie traurig, wenn ich denken muß, Nane erſcheine als unwahr, als untreu im Erzählen. Wie oft aber erſcheint eine Sache ganz anders, wenn ſie von mehreren auf andere übertragen wird, zumal wenn es oft ſchon einige Zeit angeſtanden iſt; wie ſie nun auch erſchienen ſey, ſo glauben Sie nur dieß Eine, daß es nicht von Nane herkam, daß dieſe bei ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit, bei ihrer Strenge gegen ſich ſelbſt, mir gewiß treu erzählte, o Wilhelm, glauben Sie nur

[1]) Die Brüder Nanens und Linens.

dieß, werfen Sie alle jede Schuld auf mich (wiewohl ich Sie heilig verſichere, daß ich wenigſtens abſichtlich nichts ändern wollte und vielleicht nicht alles ſagte) nur nicht auf Nane; ſie wußte, ſie erklärte oft und bereute es ſehr, daß ſie jenes Ihnen ſagte, das nie hätte geſchehen ſollen, aber ein dunkles religiöſes Gefühl leitete hier ſie irre, ſonſt hat ſie keine Fehler gegen Sie begangen, hätten Sie ſie können hören urteilen über Sie, ach, hätten Sie überhaupt ſie in der letzten Zeit geſehen, ſo ſie gehabt wie ich, o Wilhelm, jedes andre Gefühl würde Ihnen weichen und Sie würden nur das Bild der Freundin, wie Sie es anfangs hatten, aufnehmen in Ihr Andenken, vermöchte ich dies über Sie, lieber Wilhelm, könnten Sie mir ganz glauben, o, dann wollte auch ich gerne zu vergeſſen ſuchen, wieviel Bitterkeit dieſe Geſchichte in mein Leben miſchte. Ach ich liebte ſie ſo innig, und darum ertrug ich nichts ſo ſchwer, als wie ſie verkannt, gekränkt wurde. Daß ich Sie noch einmal an das Vergangene erinnern mußte, ſchmerzt mich gewiß tief, ich hätte es Ihnen und mir ſo gerne erſpart, aber wie konnte ich hoffen meinen Wunſch zu erreichen, da ich ja ſeit jener Zeit nichts von Ihnen ſah oder hörte.

Sie erhalten hier Ihre Briefe, ſie kamen in keines andern Hände als in die Meinen, und nur dieß, daß ich es nicht ſuchte, daß ich es ablehnen wollte, kann mich jetzt tröſten darüber, daß ſie mir mitgeteilt wurden.

Ich biete Ihnen jetzt über dem Grabe meiner heißgeliebten Schweſter die Hand zur Verſöhnung, (doch nur wenn Sie von Herzen es ſein können), ſo laſſen Sie uns wieder einander gut ſein! o ich habe ſo viel, ſo unausſprechlich viel verloren, ſoll denn bei dieſem Verluſt auch noch ſo ſchmerzliches Gefühl mich begleiten?

Leben Sie wohl! lieber Wilhelm!

Ihre

tiefbetrübte Freundin

Lina Geiger.

13.

Wilhelm Hauff an Christian Heinrich und Adolf Riecke in Stuttgart.

Tübingen, Ende September 1821.

Montag, d. — (in der Vakanz halte ich mich nicht an den Kalender).

Bester Freund!

Es kommt mir vor, als verfolge mich das Unglück in dieser Vakanz, wenn ich eben den Fuß auf den Weg setzen will, hält mich wiederum ein anderer böser Dämon zurück. Es ist nicht, wie in der letzten Vakanz, wo Schottle so oft das Frühstück wegen mir verschob und mich zwölfmal begleiten wollte. Dort war es mein freier Wille, daß ich blieb; nein, jetzt muß ich säumen. Wie freute ich mich auf den Ball, auf das Viehfest,[1]) auf meine Schwester, auf euch u. s. w. — und der Teufel mußte mir bei Nacht einen geschwollenen Backen hindrechseln, daß ich doch ja nicht gehen könne. Jetzt freute ich mich, mit euch die kleine Reise nach Ellwangen u. s. w. zu machen, da stirbt, — stelle Dir das Pech vor, — stirbt jene alte Frau Vetterin, die mir so manchen Harten geschenkt; und weil sie keinen männlichen Verwandten hat, so bittet man mich auf den Knieen, ich soll ihr den letzten Liebesdienst thun und sie begraben helfen. Da sie mir in dubio auch etwas vermacht hat, konnte ich es — wiewohl mit schwerem Herzen, nicht abschlagen — was folgt hieraus? Daß ich eben leider nicht mit Euch gehen kann, denn Dienstag früh wird sie begraben und so komme ich erst Dienstag abends nach Stuttgart. Ihr aber werdet mir nicht den Dienstag zum Opfer bringen und noch einen Tag länger im Hafen verharren wollen, da es Euch, wie ich mir denken kann, mit Sturmeswehen in das Biermeer hinaustreibt. Dienstag Abend komme ich auf jeden Fall nach Stuttgart. Treffe ich Euch dann noch an, was natürlich mir das liebere wäre (aber euch nicht), so gehen wir Mittwoch zusammen. Seid Ihr aber schon per (was Ihr aber bleiben lassen könnt, oder einem jedem ½ Schoppen vor!), so muß ich

[1]) Das Kannstatter Volksfest.

eben allein nach Ulm zotteln, wo ich dann bis[1]) Samstag ſein will. Das ſiedende Donnerwetter ſoll aber in die ganze Geſchichte, beſonders in den Senſenmann ſchlagen, daß mir ein ſolcher Strich durch die Rechnung gepfuſcht wurde. Es wäre eigentlich doch geſcheiter, wenn Ihr noch einen Tag wartetet; denn Reyſcher und Pfäffle ſchadet es nichts; Dir aber, alter Riecke, nützt es, beſonders in Hinſicht auf das neue Haus vor dem Cannſtatter Thor u. ſ. w. Seid alſo geſcheidt! Ich bringe Euch ganz nagelneue Hiſtörchen mit. — Lebe wohl! Ich muß jetzt zu einem Rämschen, dergleichen es jetzt alle Tage 8—10 gibt.

Dein und Euer aller, die ihr dieſes Geſchmier leſet,
gnädigſter und huldreichſter
W. Hauff.

P. S. Wartet doch ins Teufels Namen auf mich!

An Herrn Stud. Chriſtian oder Adolf Riecke
in Stuttgart.

Durch Carl Elſäſſer.

Auf dem Umſchlag ſteht noch: Guten Abend, Riecke!

14.

Wilhelm Hauff an Chriſtian H. Riecke.

1822 ? Datum fehlt, jedenfalls aber aus der Studentenzeit.

Beſter Junge!

Ich ſchreibe Dir hier noch vom Muſeum aus, um Dir doch zu zeigen, daß ich noch recht herzlich an Dich denke. Für Deinen Zuruf danke ich herzlich, er war recht gut gemeint, ich hatte mich aber inſoweit ſchon wieder gefaßt und betrage mich mannhaft. Deſto ſchwächer, zärtlicher u. ſ. w. ſollſt Du, wie ich höre, Dich betragen, indem Du den ganzen Tag zu den Beſen ſitzeſt und nicht einmal Deine Familie beſucheſt. Aber das iſt ganz in der Art großer Beſenhelden, daß ſie alles rings um ſich vergeſſen und nur ihren Damen

[1]) Dialektiſch = am.

huldigen. Pfui Teufel! ſchäm Dich! ſo arg hätt ich's nicht erwartet. Sei meinetwegen bis in die Ohren verliebt in Eine; aber Dein Herz wie Kuttelfleck lotweiſ' auszuhauen und preiszugeben, iſt gar kein Witz. Herzeneroberer! Wenn Du ſo fortmachſt, wie bisher, ſo beſeh' ich Dich in Stuttgart nicht, ob ich Dir gleich viel zu ſagen habe, was wir ſonſt in traulichen Stunden berieten, wo noch nicht Dein Herz und Sinne befangen waren. Nein! Deinen alten Freund mit ein paar erbärmlichen Zeilen abzufertigen? Gar nichts hätte mir nicht ſo wehe gethan. Aber ſich von 10 Wochen nicht ein halbes Stündchen abbrechen zu können, um einen alten Kameraden zu erfreuen, iſt ſchändlich. Nimm dieſen Wiſch an als gut gemeinte Mahnung und wolle ja nicht über einem ſchönen Lärvchen Leute zurückſetzen, die auch ein paar Worte verdient hätten. Gute Nacht.

Hauff.

15.

Wilhelm Hauff an Heinrich Riecke in Ellwangen.

Nördlingen, den 16. April 1825.

Lieber Bruder!

Du haſt gewiß den Aſſeſſor Bemperle für einen ſchlechten Kameraden gehalten und geglaubt, er ſei ſchon aus Nördl. wieder abgegangen, ohne Dich zu ſehen. Eine Geſchäftsreiſe Hügels, während welcher ich in St. bleiben mußte, verzögerte meine Ankunft, welche erſt geſtern früh erfolgte. Eine meiner erſten Fragen war nach Dir und ich erfuhr, daß Du vielleicht morgen (am Sonntag) hierher kommeſt; ſollte dies nicht ſein, ſo komme am Montag nach Baldern, wir wollen dort von vormittags bis abends 3 oder 4 Uhr auf Dich warten. Sollten Dich Geſchäfte abhalten, dorthin zu kommen, ſo nehme ich einen Wagen und komme Donnerstag nach Ellwangen zu Dir. Dies ſind die möglichen Fälle, wo ich Dich ſehen kann; daß mich ſehr darnach verlangt, kannſt Du Dir denken. Der erſte wäre freilich der ſchönſte, auch weil wir Dich Montags begleiten könnten; nicht viel weniger ſchön iſt der zweite. Der dritte iſt ſchon etwa weitläuf angelegt; er iſt aber nichts deſtoweniger *feſt* und *ſicher* beſchloſſen,

wenn Nr. 1 und 2 nicht möglich ist. Deinem Geschmack, der in so vielen Fällen als erprobt sich zeigt, überlasse ich die Wahl. Die schönsten Grüße von Luise und der übrigen Familie. Lebe wohl!

Dein treuer Bemperle.

NB. Samstag, den 23. reise ich nach St.

Herrn Oberjustiz-Riecke Ref'är in Ellwangen.

16.

(Bericht über das Bestehen der höheren Dienstprüfung im Frühjahr 1825. Vorher hat Hauff geschildert, wie er von Fieber und Halsschmerzen geplagt, am entscheidenden Morgen auf Wunsch des Vaters seiner Zöglinge, des Ministers v. Hügel, dessen Wagen benützte).

— — Da hättest Du nun die Gesichter sehen sollen, die aus dem Consistorio herausschauten. Ein prachtvoller Stadtwagen mit Glasfenstern, herrliche Pferde mit schönem Geschirr, der Kutscher in voller Livree, ein Bedienter hinten droben! Vor dem Consistorium schreit der Kutscher: Brrr; die Pferde stehen, der Bediente fliegt heran, öffnet feierlich die Glasthüre, schlägt die reich gestickten Tritte auseinander, ein Paar seidene Strümpfe werden sichtbar, ein Arm mit einem prächtigen Patenthut kommt heraus — wer mag es wohl sein? — — Der Magister Hauff!! Heißt das geistliche Armut, heißt das christliche Demut?

17.

Aus den Briefen an die Braut 1824/5.

„— — Ein Pfarrer von zweiundzwanzig Jahren, ohne alle Erfahrung ist etwas Arges und ein Ehemann, der gerade vom Studenten her kommt, ist nicht viel besser. — —"

„Nach einem fürchterlichen Kampfe zwischen Vernunft und Liebessehnsucht" bittet er die Braut um ihre Zustimmung zur Annahme der Stellung in Hügels Hause.

„— — Ich übersende Dir diese dürftigen Versuche, nicht um als Dichter vor dir zu glänzen, so weit versteigt sich mein Stolz nicht, nein — sondern — verzeih' meiner kleinen Eitelkeit — um einst meine Worte aus Deinem süßen Munde zu hören.

18.

An Theodor Hell bei Ueberſendung des Othello
(Weihnachten 1825).

„Ich bin, wie aus anderen Arbeiten zu erſehen, nichts weniger als Fataliſt, was man aus dieſer Erzählung vielleicht folgern kann; ich habe das Faktum (dem einige wirkliche Fälle zu Grunde liegen) zweifelhaft hingeſtellt und dem Leſer überlaſſen, was er davon denken mag; habe den Stoff aber doch nicht unbearbeitet liegen laſſen wollen, da ich in der That einiges Intereſſe daran gehabt.

Ich habe, ehe ich es wagte, jene Memoiren in die Welt gehen zu laſſen, lange vorgearbeitet und Stoffe geſammelt, die nicht ohne Intereſſe ſein möchten. Ich habe ſie in Form von Novellen und Erzählungen teils ſchon niedergeſchrieben, teils ſo angelegt, daß ſie in Kurzem der Vollendung nahe ſind.

Einen Roman „Lichtenſtein", an welchem ich ſeit zwei Jahren mit großem Eifer gearbeitet habe, werde ich bis zur nächſten Oſtermeſſe Ihrem gütigen Urteil vorlegen.

Ich werde Mitte April (1826) nach Paris abreiſen, ſollten Ihnen vielleicht für Ihr Blatt intereſſante Scenen und Charakterſchilderungen aus der Stadt und Provinz dienlich ſein? Gegen Herbſt werde ich das ſchöne Dresden beſuchen...

19.

(Stuttgart) 26. November 1825.

Der Schluß des November naht ſich; bis dahin habe ich Franh meinen erſten Teil vom Lichtenſtein verſprochen und ich muß jeden Augenblick benutzen, um fertig zu werden.

20.

An Hermann Hauff.

Frühling 1826.

Es war nicht die Frankh'ſche Firma oder ſeine miſerabeln Verlagswerke, was mich zu ihm lockte, ſondern der Stolz, bei dem kleinſten Krämer zu verlegen und einzig durch mich ſelbſt bekannt zu werden.

21.

An die Mutter.

(Paris, Juni 1826).

Dieſe Zeilen ſind ſo eingerichtet, daß man jedem ſein Theil herabſchneiden kann.[1])

(Der Mutter.)

Theure Mutter! Von Dir habe ich auf der ganzen Reiſe noch kein Wort gehört. Nicht einmal Luiſe konnte mir beſtimmte Nachricht geben. Beruhige mich doch recht bald hierüber und ſchreibe, wie es mit Deiner Geſundheit ſteht.

Es würde ſehr zu meiner Ruhe beytragen. Ich befand mich immer ſehr wohl und hoffe es ferner zu bleiben. Nur auf dem Poſtwagen war mir etwas miſerabel zu Muth. Ich weiß, Du denkſt viel an mich; wie ich an Dich.

22.

(Hermann.)

Lieber Bruder! Auch von Dir erwarte ich ſeit 14 Tagen vergeblich einen Brief. Ich ſehe daraus, daß in St.(uttgart) für mich keine, oder keine ſehr wichtige Briefe angekommen ſein müſſen. Sollten welche ankommen, ſo empfehle ich ſie Deiner brüderlichen Sorgfalt. Wie geht es mit den Geſchäften, namentlich mit der Zeitung?[2]) könnte ich nicht von hier aus einiges ſchicken? Das Manuſcpt. wird jetzt ſchon im Druck ſeyn. Ich empfehle es Dir recht.

Treibe dabey auch den Frankh recht an, daß er nicht zu langſam macht, wie es ſeine Gewohnheit iſt. Beyliegendes ſchneide herunter und übergib es ihm. Ich wohne gerade gegenüber von der Kirche Petits Pères. Die erſten Tage hier ging mir das Getümmel ſehr im Kopf herum, jetzt habe ich einen klareren Blick gewonnen, auch mich ganz trefflich orientirt und fände mich von St. Lazare bis zum Observatoire, von la Roquette bis zum Place de Louis XV. zurecht. So oft ich über den Place Victoire gehe, der nicht weit von

[1]) Bezieht ſich auf die drei folgenden Briefe.

[2]) Wohl das Morgenblatt?

mir ist, muß ich an Dein Hochzeitgedicht denken. Schreibe mir doch recht bald. Literarische und Privat-Nachrichten sind höchst willkommen. Was sagst Du zum Uile Bœck im Théâtre Feydeau? Uhlendorffs lassen grüßen. Martini habe ich noch nicht gesehen. Lebe wohl.

23.

(An die Klaiber samt Weibern.)

Ich hoffe meine Briefe kommen Euch immer richtig zu, richtiger als mir die Nachrichten über Euch. Interessantes weiß ich Euch über Paris nichts zu schreiben, weil das Porto so teuer ist. Sophie wird es interessiren, daß man in Paris außer vom Tode Carl M. v. Webers, wegen welchem sparsame Elegants schwarze Handschuhe tragen, von nichts anderem spricht, als von den absonderlichen Mariagen, so sich in Tübingen zugetragen. Im Palais royal, auf der Chaussée d'Antin, im Garten der Tuilerien will man nemlich behaupten, Minna Auermüller sey mit Froriep, obgleich es seine Eltern anfänglich nicht wollten, versprochen; ferner Emilie Flatt, das liebenswürdige Kind, habe sich mit dem fatalen, widerwärtigen Menschen, dem Hermann Knapp verbunden; wie kann ich dieß mit ihren zarten Mondschein-Empfindungen reimen; endlich hörte ich gestern in der Passage Vivienne als eine ausgemachte Sache von einigen Diplomaten behaupten, der junge Baumeister aus Hamburg werde die sogenannte — ‚Marie Knapp' heiraten!! Diese Nachrichten, obgleich sie bis jetzt noch keinen großen Einfluß auf das Steigen oder Sinken der Papiere gehabt haben, sind doch so merkwürdig, daß ich mir nähere Erklärung darüber ausbitte. Die erste Sängerin auf dem Théâtre Italien sieht meiner l. Schwester Marie sehr ähnlich. Sie wird für sehr schön gehalten. Nämlich die Sängerin.

Aus Briefen an die Angehörigen aus Berlin.

24.

(Nach Mitte September 1826.)

Ich wurde glänzend, fast wie im Triumph aufgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabscheut; darum

war alles neugierig auf den Menſchen, der es gewagt, mit ihm anzubinden. Es geht mir wie in einem Märchen: Die berühmteſten Männer, Künſtler, Schriftſteller, Buchhändler beſuchen mich, Fouqué, Rauch, Schadow, Willibald Alexis, Devrient u. ſ. w.

25.

Vom 12. Oktober 1826.

Gerne bliebe ich bei den lieben Leuten hier noch den ganzen Winter; es iſt ſehr angenehm, ſo geehrt und geliebt zu ſein.

(An den Bruder, über die eben erſchienene Kontroverspredigt, die dieſer ungleich im Ton fand:) Ich denke darüber ganz wie Du; auch ich fand immer allzugut, daß beſonders in den letzten Teilen von dem Ton abgewichen iſt. Die Schuld daran ſchreibe nicht mir allein, ſondern den Umſtänden zu: ich fing ſie in Paris an, ſetzte ſie in Brüſſel fort, ſchrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete ſie in Kaſſel. Muß man da nicht aus dem Tone kommen? In der literariſchen Mittwochsgeſellſchaft mußte ich ſie an Schadows Abſchiedsfeſt vor einer ungeheuren Verſammlung von Staats- und Kirchendienern, Künſtlern, Dichtern und Gelehrten vorleſen. Sie fand viel Beifall und als ich ſelbſt bemerkte, daß der zweite Teil unkünſtleriſch verſchieden ſei vom erſten, da ſchüttelte mir der alte Nicolovius, Präſident der kirchlichen Angelegenheiten, die Hand und machte mir das rührende Compliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Teil nicht recht zum Scherz kommen laſſe. Dieſe Predigtrecenſion von einem Berliner Pabſt oder Zionswächter war mir ſo auffallend als angenehm.

26.

Berlin, den 18. Sept. 1826.

(Hochzeitsgruß an Carl Grüneiſen den Sohn.)

Mein lieber Vetter!

Entweder kommt dieſer Brief vor Deiner Hochzeit zu Dir, oder er kommt gerade recht dazu, oder nachher. In beiden erſten Fällen begünſtigt mich der Zufall, im letzteren wirſt Du auch post festum den guten Willen für die That nehmen. Ich möchte Dir nämlich

recht viel Glück und Segen in dieſem Stande wünſchen, und dieſe, Du haſt ſie ja ſchon, ſollen lange und ungetrübt bei Dir verweilen. Wie ich noch klein war, dachte ich mir das Heiraten als eine ſehr leichte Sache und wußte nicht, warum die Leute ſo viel Weſen davon machen und ſogar in die Kirche gehen. Ich dachte, ſie ziehen zueinander, die beiden Brautleute; er ſorgt dafür, daß Geld in's Haus kommt, und ſie kocht ihm dafür allerlei, was er haben mag, und hält Haus. Es ging mir aber damit wie mit dem Konfirmieren. Auch bei dieſem Aktus kommen mir die Menſchen und ihre Zermonien wunderlich vor; die Knaben und Mädchen blieben ja, was ſie waren, und wuchſen unter der Hand des Pfarrers um keinen Zoll. Als ich aber ſelbſt dabei war, da ging es mir in einem andern Lichte auf. Ich that einen kurzen, aber ernſten Blick aufwärts und dann ins Leben vor mir, und da kam mir alles ſo feierlich vor und hatte eine andere Bedeutung gewonnen. Der Pfarrer trug nichts dazu bei, wohl aber ein anderer. So denke ich mir, wird es auch beim Kopulieren ſein. Es giebt Augenblicke, wo der Vorhang vor unſerer Seele auffliegt, wo wir ahnungsvoll in die Zukunft blicken. Welch reiche Ausſicht hat in ſolchem Moment ein Hochzeiter! Liebe, treue innige Liebe, und Kindtaufſchmäuſe, und Weihnachtsbäume, die er anzündet und die dennoch auch ihm leuchten, und Spielſachen und das erſte Wort des Kindes; und wenn es erſt gehen kann, und wenn die Mutter es ſingen lehrt, ſingen die einfach ſchönen Lieder des Vaters, die er der Mutter dichtete in den Tagen der Jugend! Und wenn Deine Blicke weiter und immer weiter hinausgehen, wenn Enkel um Euch ſpielen und am goldenen Abend ſingen: „Und als Großvater die Großmutter nahm, da war Großvater ein Bräutigam.“ Schöne Ausſicht! und wie feierlich wird ſie erſt, wenn Dein Auge vorüberſtreift am Krankenlager, am Kummer häuslicher Leiden, an mancher thränenſchweren Stunde, die jedes wartet, ſolange er auf der Erde geht. Da faßt wohl Deine Hand mutig die Hand der Geliebten, da ſchaut getroſt Dein Auge in ihr Auge, da denkſt Du wohl, geteilter Schmerz iſt halber Schmerz. Und Du haſt recht; auch Leiden zu teilen mit der Geliebten, muß ſüß ſein, denn unglücklich iſt nur der Einſame.

Glück auf den Weg, mein lieber Vetter, Euch kann es nimmer fehlen, denn Eure Seelen haben ſich in einem reinen, klaren Element, im Reiche der Töne, gefunden und verſtanden, und gehört denn dieſes Reich nicht mehr als jedes andere dem Jenſeits an?

In meine innigen Wünſche für Dein Wohl ſtimmen alle Deine Freunde in Bremen und Berlin ein; Hitzigs und der Frau von Chamiſſo mußte ich Deine l. Frau oder Braut wiederholt beſchreiben, und die Ohren müſſen Euch geklungen haben, als wir in Bremen im alten Rheinwein Euer Wohl ausbrachten.

Wie gerne hätte ich meine Wünſche in einige Reime gebracht, weil nun einmal Carmina üblich bei derlei Gelegenheiten, aber Du weißt, man muß dazu aufgelegt ſein, und einem Dichter möchte ich nicht gerne ſchlechte Verſe zur Hochzeit ſchicken. Nimm mit dieſen Zeilen vorlieb und mit einem redlichen Herzen, das Dir Gutes wünſcht. Grüße mir Onkel, Tante und Baſe Luiſe; Deiner Liebſten aber küſſe, Du thuſt es ja gerne, die ſchöne Hand und die blanke Stirn im Namen

Eures treuen Vetters

Wilhelm Hauff.

27.

Aus einem Brief, von Leipzig aus nach Hauſe geſchrieben (Oktober 1826).

— — Sie (die Buchhändler) machten es mir, si parva licet u. ſ. w.,[1]) wie die Pariſer dem Montesquieu: „Schreiben Sie, o ſchreiben Sie mir diaboliſche Memoiren, oder Mondmänner oder ſonſt etwas Witziges und Pikantes!“ Dann ſchlagen Sie an die Hoſentaſche, worin einige Thaler klappern, blinzeln klug die Augen zu und ſagen „und ich denke, Sie ſollen mich billig finden.“ Die ſchäbigen Hunde! wenn einmal ein Knochen, an welchem noch ein wenig Fleiſch, hereinfällt in dieſen literariſchen Hundezwinger, ſo wollen ſie ihn alle auf einmal abnagen, weil ſie ſonſt nichts haben

[1]) Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf.

als Leipziger Lerchen und dito Magiſter. Ich möchte oft weinen über unſere ſogenannte Literatur.

Was für einem Anblicke gehe ich in Dresden entgegen, da ſitzt Tieck, der herrliche Tieck, bei dem ganz Deutſchland in die Schule gehen ſollte, allein und verlaſſen! Niemand glaubt an ihn, niemand will etwas von ihm. Gegenüber tanzt das Gnomen- und Zwergenvolk um den Abend(zeitungs)gott Th. Hell, machen Sonettchen und Gloſſen, Dramachen, Luſtſpielchen, Triolettchen,[1]) quacken luſtig im Sumpf und halten ſich für ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem anderen verſichert, mit der Vorausſetzung, der andere fahre retour.

28.

Wilhelm Hauff an Karl Herloßſohn.[2])

(Außen) Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Carl Herloßſohn,
Torubentſche Buchhandlung Leipzig.

Stuttgart, den 26. Dezember 1826.

Sehr verehrter Herr!

Mit Vergnügen höre ich, daß Sie an dem Nervenfieber, woran Sie ſo hart niedergelegen, nicht geſtorben ſind. Daß Sie mich in

[1]) Beiſpiel eines Trioletts (1826):
a) Wie dort die Uhr geht, in ſo gleichem Schlage:
b) Zieh' ſie nur ſorglich auf zur rechten Zeit!
c) So ſicherſtellig ordne Deine Tage,
a) Wie dort die Uhr geht, in ſo gleichem Schlage;
d) Und haſt Du Kinder, o, dann leucht' und rage
e) Dein Beiſpiel ihnen vor in Ewigkeit;
a) Wie dort die Uhr geht, in ſo gleichem Schlage:
b) Zieh' ſie nur ſorglich auf zur rechten Zeit!
Geſellſchafter 1826, 23. Juli, 116. Blatt.

[2]) Herloßſohn, Karl Georg Reginald, eigentlich Herloß, geb. 1. Sept. 1804 von jüdiſchen Eltern zu Prag, lebte als Schriftſteller in Leipzig, wo er 1830—48 die belletriſtiſche Zeitſchrift „Der Komet" herausgab und am 10. Dez. 1849 ſtarb. Außer dem Buch der Lieder (Leipzig 1848) verfaßte er eine Reihe von Romanen und Erzählungen, unter denen hervorzuheben ſind: „Die Venetianer" (Lpzg. 1829), „Der Ungar" (3 Bde., Lpzg. 1832), „Wallenſteins erſte Liebe" (3 Bde., Hannover 1844), „Zeit- und Lebensbilder" (6 Bde., Hannover 1839—43).

Leipzig nicht geſehen haben, freut mich ſehr. Mein Aeußeres hätte Ihnen vielleicht minder empfehlenswert geſchienen. Mich für meinen Teil ärgert es übrigens, Sie daſelbſt nicht geſehen zu haben; Gründe dafür brauche ich nicht anzuführen. Für Ihr Vielliebchen danke ich; ich denke es ſoll mir viellieber werden als das ächte..... Warum haben Sie nicht in einem Anhang die „Geheimniſſe der braunen Stube" aufgedeckt, die unſer Stiefvater[1]) zu enthüllen verſprochen aber nicht gehalten? Es hätte ſich manches darin finden laſſen. Nun zu Ihrem Antrag. Wäre er nur 3 Wochen früher gekommen, ſo kann es aber leider nicht mehr ſeyn. Vor 3 Wochen übernahm ich die Redaktion und Herausgabe eines Almanachs, nemlich des erneuerten Damentaſchenbuchs bey Cotta. Da ich überdiß mit dem Frauentaſchenbuch (Sie ſehen wie gut ich mit den Weibern ſtehe) einen Contrakt gemacht, überdiß die Urania, Orphea, Penelope fürs nächſte Jahr weniger galant als billig im Almanachs Cotillon ſitzen laſſen muß, ja nicht einmal außer der Tour mit ihnen tanzen kann, ſo ſehen Sie ſelbſt, beſter Herr Schwager Clauren,[2]) daß unter obwaltenden Umſtänden nichts zu machen iſt. Ueberdiß weiß ich nicht einmal ob ich nicht in den nächſten 2 Monaten mit „angemeſſener Arbeit" auf die Feſtung komme; der Miniſter der Auswärtigen Ang(e)l.(egenheiten) gab mir zu verſtehen, daß ich mein Leibweißzeug rüſten ſolle, weil mich Metternich wegen des zweiten Teils meiner Memoiren des Satan verklagen wolle. Romane ſchreiben gehört auf der Feſtung für Staatsverbrecher nicht unter die angemeſſenen Arbeiten. Wie ſchön wäre der Hochzeittitel, W. Hauff und H. Clauren geweſen, welch liebliche Kinder und Enkel hätten ſich erwarten laſſen! So geht es mir; wenn ich meine, mich in den nächſten 14 Tagen nicht erzürnen zu dürfen, bin ich der erſte, der mich morgen wegen Zukunft oder Vergangenheit aufbringt. Wäre ich nicht jung und müßte ich nicht über 4 Wochen heuraten, ich möchte oft lieber nicht mehr in der Welt ſeyn, wo immer das Beſſere

[1]) Clauren. Eine ſeiner Erzählungen heißt „Die graue Stube", die neben „Mimili" ſeinen Ruf begründete.

[2]) Da auch H. mit Hauff zuſammen eine Nachahmung Claurens ſchreiben wollte. S. S. 101.

hintennach hinkt, wenn man ſchon mit dem minder Guten verſagt iſt. Es ging mir immer ſo, nur nicht in der Liebe. Aber verehrter Herr, ſo ſchnell laſſe ich dennoch ihre freundſchaftliche Hand nicht los. Kann ich mit Ihnen keine Geſchäfte machen, ſo machen Sie ſolche mit mir. Ich habe (vom 1. Jenner an) die Redaktion des Morgenblattes; Es ſoll beſſer, ſchöner werden. Dazu ſind mir Leute Ihres Schlages willkommen. Schicken Sie mir, bitte! eine Novelle oder Erzählung und beſtimmen Sie mir dazu den Preis. Je früher, deſto beſſer. Daß die Cottaſche Buchhandl. unter die ſoliden gehört, wiſſen Sie ſo gut, als daß das Morgenblatt eines der angeſehenſten iſt. Saphir iſt ein gemeiner Menſch; Hr. Gerhard hat mir wahrſcheinlich angeſehen, daß Leute wie z. B. ich, ſich ſolchen Menſchen nicht gerne vorſtellen laſſen. Er bewieß hierin einen Tact, um welchen ich ihn liebe. Angenehm wäre es mir, wenn Ihre Novelle, die Sie mir ins Morgenblatt ſchicken, den Titel trüge,..... von Carl Herloßſohn, Verfaſſer von Emmy ꝛc. was meinen Sie? Nemlich im Blatt kann ich nicht wohl mit H. Clauren Verſtekens ſpielen, weil es nicht mein eigenes iſt, und doch möchte ich gar gerne etwas von Ihnen darinn leſen. Gott erhalte Sie vor einem Rückfall ins Nervenfieber, beſonders wenn ich im Herbſt nach Leipzig komme. In der Hoffnung in näherer und freundlicher Verbindung mit Ihnen zu bleiben, bin ich,

mit ausgezeichneter Hochachtung, ſehr verehrter Herr

Ihr ergebener

Dr. W. Hauff.

29.

Wilhelm Hauff an Adolf Chriſtian in Schönthal.

Stuttgart, 16. Februar 1827.

Mein lieber Bruder Cocles!

Ich hätte, wenn ich Deine große Anlage zum Eheſtand bedachte, mir nie träumen laſſen, daß mich der 13. ds. Mts. vor Dir zum Ehemann machte. Nimm mir nicht übel, daß ich Dir voraneile, und thue bald das gleiche. Ich habe bis jetzt viele Stände durchlaufen, war Lyceiſt, Seminariſt, Student, Burſchenſchäftler, Kandidat, Hof-

meiſter, Schriftſteller, Reiſender, Recenſent, Redakteur — aber kein Stand, ich verſichere Dich, hat mir ſo wohl gefallen, als der Eheſtand! Soll ich Dir von meinem Glück erzählen, wie wir leben, eſſen, ſchwatzen, ſorgen, ſchlafen, — wie wir uns freuen? Beſchreiben läßt es ſich nicht, darum komm bald und ſieh ſelbſt, denn die Teilnahme geliebter Freunde würzt noch das Glück, macht aus einem ſtillen ein lebhaftes, frohes.

Die Teilnahme der Compagnie an unſerer häuslichen Einrichtung hat ſich auf ſo herrliche Art an den Tag gegeben, daß ich nicht umhin kann, Dir, lieber Cocles, insbeſondere zu danken. Meine Frau vereinigt Ihre Bitte mit mir, Du mögeſt uns dieſe Geſinnungen auch immer erhalten und mögeſt uns recht bald nachfolgen, wohin wir bereits gelangt ſind.

Mit brüderlicher Liebe Dein W. Hauff.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Repetent Chriſtian, in Schönthal

frei. nächſt Neuſtadt a/d. Linde.

30.

An Referendar Moritz Pfaff in Erlangen.

(Stuttgart) 18. Februar 1827.

Mein Moritz!

Ich habe viele Bilder in dieſem Leben geſehen, gedacht, auch wohl erfunden und niedergeſchrieben, aber keines hat mir ſo gefallen wie ein „Stillleben", das ich Dir beſchreiben will. Denke Dir ein kleines (warmes) Stübchen: es iſt tief am Abend und die Kerze auf dem Tiſch beinahe abgebrannt. Eine Thür iſt geöffnet in ein Schlafzimmer (was an zwei Betten bemerklich), vielleicht um dort ein wenig warm zu halten. Auf dem Sofa hinter dem Tiſch und dem Stümpfchen Licht ſitzt ein Mann im Pelzſchlafrock; er ſchreibt. Neben ihm ſitzt eine junge Frau; ſie hat das Strickzeug in den Schoß ſinken laſſen. Sie heftet ihr Auge voll Liebe auf den Schreibenden, ſie ſcheint über ihn nachzudenken, und das Licht, das auf ihre angenehmen Züge fällt, zeigt, daß ihre Gedanken ein zufriedenes, glückliches Reſultat geben können. — Jetzt ſieht der Mann von

ſeiner Arbeit auf, er ſieht die Frau voll Wonne an, und — Du, wenn Du zufällig ſtatt des Mondes ins Stübchen ſchauteſt, würdeſt Deinen glücklichen Freund erkennen.

Mein Lieber! ich bin froh, daß ich um zweitauſend Jahre nach Polykrates geboren bin und keinem Aberglauben mehr anheimfalle, ſonſt müßte mich mitten im Glück der furchtbar mahnende Gedanke traurig machen „noch keinen ſah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben ſtreun.“ Ich bin ſo jung, ich habe viel Glück gehabt in der Welt. Oder iſt es nicht ein Glück, daß ich bei ſo ausgezeichneter Anlage zum Leichtſinn, zum Trunk, Spiel und Lüge, bei einer Anlage, die ſich ſo frühe Bahn brach, wo hundert andere zu Grunde gehen, ehe ſie noch das eigentliche Leben kennen lernten, in dieſem Kloſterpferch[1]) nicht zu Grunde ging, daß ich eine ſchwächliche, aber höhere Natur auf wunderbare Weiſe noch errettete? War ich nicht auf dem äußerſten Rand, durch Rede und That gemein zu ſein, und hat mir nicht ein edlerer Sinn hin und wieder die Wagſchale gehalten? Hab' ich nicht mit Leichtſinn ein Band geknüpft, das mich feſſelte, ohne zu überdenken, ob denn auch der Stand für mich paſſe, für welchen man mich erzog? Hätten nicht andere das leicht geknüpfte Band wieder zerriſſen, wie man eine Ferienſuite vergißt? Wer hat mich davor bewahrt? Wer hat mir dieſen Stern der Liebe erhalten, der über meinem Leben wie eine Sonne leuchtet? Ich fühle es, ich wurzelte vorher nicht auf dieſer Erde, die Liebe zu dieſem liebenswürdigen Weſen hat mich gelehrt, über mich ſelbſt zu denken, hat mir die Kraft gegeben, mir eine Bahn zu brechen, eine Kraft, die mir bis heute unerklärlich iſt. In welch anderem Lande Europas, wenn es nicht Lappland iſt, ſtehen dem jungen Mann ſo viele Hinderniſſe entgegen, öffentlich aufzutreten, als in dieſem lieben Schwaben? Hergebrachte Vorurteile und Erziehung machen uns furchtſam und ſchüchtern. Unſere Sprache, unſere Gewohnheiten, die Sitten unſerer Männer und Frauen ſind Schranken, die unüberwindlich ſcheinen. Ich darf ſagen, ich habe ſie wie ein Spielzeug zertrümmert, und mit dem erſten Schritt, den ich gethan, habe ich mir einen nicht unwürdigen Platz

[1]) Das Stift zu Tübingen.

und eine Stimme erworben, die gültig iſt, ſoweit man unſere Sprache ſpricht. Und, damit ich nicht wie ein Drache, aus Druckpapier gefertigt, einige Ruten hoch der Sonne zufahre, um ebenſo ſchnell zu ſinken, hat mir das Glück die Möglichkeit beſcheert, einen eigenen Herd zu bauen und das Flügelroß im häuslichen Stall einzuſtellen. Und wenn ich dies alles ſo bedenke, wodurch habe ich ſo Schönes verdient? Woher die Kraft des Willens, etwas im großen durchzuſetzen, bei der ſonſtigen Schwäche meiner Natur? Woher dieſes Glück, das mich zu Hauſe wie aus entfernten Ländern jede Woche, jeden Tag beſucht? — Es könnte noch einen Raum geben, der nicht ausgefüllt wäre; das Sprichwort ſagt: „Geteilte Freud' iſt doppelt Freude." Es könnten mir Freunde mangeln, die mit mir fühlen, mit mir ſich freuen, ich könnte mit meinem lieben Weibe allein, verlaſſen ſtehen; und auch hier, wie gütig hat es ein wundervolles Schickſal mit mir gemeint! Wie manche Freundſchaften bläſt der Wind des Zufalls zuſammen, um — um ſie ebenſo ſchnell zu verwehen, und mir mußte es glücken, Freunde zu gewinnen, deren Liebe meine Aſche überdauern wird! Du weißt, mein Moritz, welche Stelle Du unter dieſen einnimmſt, und Dir darf ich es ja nicht beſchreiben, welche hohe Freude mich erfüllte, als dieſer ſchöne Bund mir ein Vermächtniß ſeiner Liebe in meinen Hausſtand übergab! Siehe, dieſe guten Leute, die mir es im Namen aller gaben, ſind ſo gut, aber ſie ſind ſo nüchtern, als daß man bei ihnen weinen könnte, und weinen hätte ich mögen vor Freude, voll Wonne der Erinnerung und der Gegenwart . . . Nein, er hatte einen unſeligen Glauben, jener alte König von Samos! Nicht von mir werfen will ich die ſchönſten meiner Güter, um den Neid der Götter zu verſöhnen, ſondern an mich ziehen immer enger, um meines Glückes bewußter und würdiger zu ſein! Darum bitte ich den Himmel, er möge mir die teuerſten Güter, mein Weib und Eure Freundſchaft, erhalten. Und dieſe Bitte richte ich vor allen an Dich ſelbſt. Erhalte mir Deine brüderliche Liebe, ſchreibe oft an mich, gedenke meiner auch öfter. Nimm meine Hand darauf, daß dieſes neue Verhältniß meine Anhänglichkeit an Dich nur beſtärken kann; ſchlag' ein und liebe Deinen treuen Freund

Wilhelm Hauff.

31.

Wilhelm Hauff an Ludwig Tieck.

Stuttgart, den 30. März 1827.

Mein sehr verehrter Herr!

Sie erinnern sich vielleicht, wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes lesen, meiner noch als eines jungen Mannes, der Sie während seines Aufenthaltes in Dresden zuweilen besuchen durfte. Wie gerne ich immer kam, haben Sie vielleicht gesehen; war es mir doch, als ich von Dresden weggieng, als sei ich nur in Ihrem Hause gewesen. Ich mache die alte Erlaubniß geltend, Sie an diesem Abend wieder zu besuchen; o daß ich den kleinen heitern Zirkel wiedersehen, die Stimmen alle hören könnte, welchen ich so gerne lauschte! Doch eine Stimme möchte ich vor Allem vernehmen; es ist die Ihrige — über mich.

Sie haben mich beim Abschied wohlwollend aufgefordert, fleißig zu sein; ich habe es versucht und wieder versucht, aber ich fand, es fehlt mir der Mut. Als ich unbekannt mit der Welt in Schwaben lebte, war ich muthig, unverdrossen; als ich Länder und treffliche Männer gesehen hatte und an Erfahrungen reicher heimkehrte, begann der Muth, das Selbstvertrauen mir zu mangeln. Nun ist der Frühling wieder über unseren Bergen aufgegangen und ich fühle mich kräftiger, wenn nicht vertrauensvoller. Doch ehe ich mich an die Arbeit wage, will ich zuvor Sie fragen, ob Sie glauben, daß es räthlich sey zu beginnen?

Ich möchte nämlich die Kämpfe in Tyrol im Jahre 1809 in den Rahmen eines Romanes fassen. Ich liebe Gegend und Volk jener Berge und in neueren Zeiten scheint mir kein Bild so interessant, als dieser Streit zwischen reinem Patriotismus und dem Ehrgefühl einer stolzen Armee, zwischen redlichen, einfältigen Sitten und den Erfindungen und Künsten der Menschen.

Ich fühle nun in mir ein Bedürfniß nach Trost und Ermunterung zu diesem Werk, und lieber lasse ich das Bild in seinen ersten Umrissen, als daß ich es ohne Ihre Zustimmung beginne. Diese Bitte um ein paar Zeilen guten Rathes könnte sonderbar und lästig

erſcheinen, wenn es nicht von alten Zeiten her Sitte geweſen wäre, daß die Jünger ihre Meiſter um Rath fragten. Auf das Urteil öffentlicher Critik, wie ſie gewöhnlich heutzutage betrieben wird, darf ich um ſo weniger hören, da ſie mir zuweilen ohne Grund ſchmeichelte, mich zu verwunden ſuchte, ohne mir meine Blößen anzudeuten.

Sie wohnen zu hoch über dieſer Region, als daß die Stimmen zu Ihnen drängen; Sie vernehmen ſie wie ein ſonderbares undeutliches Murmeln; ob für eine einzelne bittende Stimme aus der Ferne Ihr Ohr geöffnet ſei, habe ich verſucht auch auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten.

Ich wünſche, Sie möchten verſichert ſein, daß mich zu dieſem Brief, welchen ich zu ſchreiben einige Tage zauderte, nur ein offenes redliches Herz und jene Bewunderung, jenes ehrfurchtsvolle Zutrauen bereden konnten, womit ich bin

Mein ſehr verehrter Herr!

Ihr ganz ergebener

Dr. Wilhelm Hauff.

32.

Wilhelm Hauff an Hofrat Winkler[1]) (Theodor Hell) zu Dresden.

Stuttgart, 17. April 27.

Verehrter Freund und Gönner!

Es war vorauszuſehen, daß es früher oder ſpäter einmal ſo kommen würde, wie es Ihnen am 12ten hujus in die Feder kam und ich wollte wetten die reizende Agnes ſtand gegenüber im Fenſter, weil ſie ſonſt wohl nicht an die ſchönen Augen meiner Frau (Agnes hat ſchönere) gedacht hätten. Aber das war nicht vorauszuſehen, daß ſie den Redakteur des Mölts nicht von ihrem ganz ergebenen Freunde

[1]) Winkler, Karl Gottfr. Theod., als Schriftſteller Theodor Hell genannt, geb. 9. Febr. 1775 zu Waldenburg in Sachſen, erſt ſächſ. Juſtizbeamter, ſeit 1841 mit dem Prädikat Hofrat Vizedirektor des Königl. Hoftheaters und der Hofkapelle zu Dresden, † 24. Sept. 1856, hat ſich als beliebter und gewandter Belletriſt, Überſetzer und Dichter in den weiteſten Kreiſen, aber beſonders als Herausgeber der Abendzeitung (1817—43) bekannt gemacht.

trennen werden. Ich wage zu behaupten, daß unter allen Redakteuren in Teutſchland keiner ein ſo ſchwieriges Amt habe als ich; nicht allein wegen der ungeheuren Menge mittelmäßiger und ſchlechter Stoffe, die täglich eingehen, ſondern wegen des Charakters des Eigentümers dieſes Blattes. Cotta hat es zu verſchiedenen Zeiten und namentlich in den letzten 4 Jahren allein mit ſeinem Sohn (einem Stallmeiſter und Kammerherrn) geführt. Arglos übernahm ich das Blatt. Nachdem ich es aber einmal einen Monat geführt hatte, gab er mir ſo oft zu verſtehen, was er, als Eigentümer, anders haben wolle, daß ich ihm endlich, wiewohl mit blutendem Herzen, da mein Hochzeittag ſchon beſtimmt war, die ganze Geſchichte heimſchlug und — abtrat. So hatte er es aber auch nicht haben wollen; er knüpfte die Verbindung wieder an, gab nach. Die größte Schwierigkeit machten mir die Rückſichten, die ich wegen ihm zu nehmen hatte; bald war ein Manuſkript ſchon früher bezahlt, bald hatte man eine alte Rechnung an einem andern abzuziehen; bald ſollte man auf die Regierungen Rückſichten nehmen, bald wieder nicht. So kam es, daß wir ausmachten, ehe ich die Sache von neuem übernahm: Alle Artikel, die polemiſcher Natur ſind, ſollen dem Literaturblatt[1]) übergeben werden. Bey L. Tieck hat nun Otto, (unter uns geſagt) eine ſehr namhafte Summe gut. Cotta will ſeinen Damen-Almanach wieder herausgeben, und hat, wie er mir ſagte, gerade zur ſelben Zeit, als Ihre Correſpondenz kam, Verbindung mit Tieck wieder angeknüpft. Hier kreuzte ſich nun das buchhändleriſche Intereſſe; mir, beſter Guido![2]), war die Hand gebunden, weil ich, um alle Colliſionen zu meiden, ſelbſt den Vorſchlag wegen der polemiſchen Artikel gemacht hatte, und C. verſprach den Artikel dem Lit. Blatt zu geben; der Redakteur des Lit. Blatt (Menzel) machte Schwierigkeit, weil es Correſpondenz ſei und er nicht wage, Ihr Manuſkript abzuändern, und ſo zog ſich die Sache hin, bis Ihr neuer Artikel kam, den ich nun natürlich ſogleich aufnahm. Gewiß, Sie thun mir ſehr wehe, wenn Sie mich vertieckt nennen und dieſen Vorfall

[1]) Das „Literatur-Blatt“ erſchien ſeit 1820 als Beilage zum „Morgenblatt.“

[2]) Schriftſtellername Winklers.

einen „blinden Gehorsam“ schelten. Ich verdiente diese Rüge wenn ich mich als Redakteur eines Blattes von solchen Rücksichten leiten ließe und Sie dürfen mir glauben, nur Sie, und Sie allein durften mir dieses sagen.

Ich bin ein junger, ein armer Mensch, der sich mit seiner Feder durch die Welt schlagen muß; aber diesen Stolz habe ich mir doch aufbewahrt, daß wenn auch alle übrige Freiheit verloren ist, diese Freiheit noch in meinem Innern fortlebt und meine Gedanken, wie meine Handlungen leitet. Ich gehöre allen, ich gehöre mir selbst, aber keiner Schule gehöre ich an, der Meister möchte sich nennen wie er wollte. Ich fühle keinen Herrn und Meister über mir, dem ich Gehorsam schuldig wäre, als die ewigen Gesetze des Guten und Schönen, denen ich, wenn auch auf unvollkommene Weise nachzustreben suche. Es mag sein, daß ich die Form nicht vor dem Einfluß der Zeit bewahren kann, doch soll mir der Geist ungegöthet, ungetiedt, ungeschlegelt und ungemeistert bleiben.

Aber auf der andern Seite kenne ich nichts schöneres als einen Freund; ich habe so wenige, um so gerner laß ich mich bedeuten, wenn ich gefehlt, lasse mich recht gerne — erhellen![1]) So nehmen Sie mich denn, wie ich bin, und erhalten Sie mir die freundlichen Gesinnungen, die mich immer so innig erfreuten. — Wollen Sie sich gegen T. aussprechen, so schiken Sie mir immer eine Critik zu, ich will sie gleich nach Empfang dem Litt. Blatt übergeben. Daß Sie in Berlin nach Würden aufgenommen wurden, hat mich für die Berliner gefreut, für Sie nicht gewundert. Wenn sich auch jene sogenannte große Stadt in viele kleinstädtische Partien teilt und das „—ianer“ mit den verschiedensten Compositionen überall hervortritt, so wissen doch eben jene Leute das wahre und schöne Verdienst zu schäzen und zu würdigen. — Wegen der Anecdoten ꝛc. können wir einen kleinen Tauschhandel einrichten; die Schönsten, die ich habe — sagen dem politischen und von socialen Verhältnissen geleiteten Geschmak meines alten Herrn „Eigenthümers“ nicht zu. — Beifolgend eine Correspondenz, weil ja doch Stuttgart so selten an die Reihe

---

[1]) Wortspiel mit des Adressaten Pseudonym.

kommt. — Meine Hochzeit und mein tyrolischer Roman haben mich so weit zurückgebracht, daß ich Ihnen bis jezt nichts Besseres schiken konnte. — Grüßen Sie Leute, die sich meiner erinnern, und empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Dame, welche meine Luise unbekannter Weise zu grüßen wagt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz ergebener

W. Hauff.

33.

An F. A. Brockhaus in Leipzig (Original im Besitz des im September 1895 verstorbenen Kammerherrn Baron H. von Donop.[1])

Stuttgart, den 17. April 1827.

Euer Wohlgeboren!

erhalten anbey a) eine Recension über W. Scotts Leben Napoleons; b) eine andere Recension über ein soeben hier erschienenes Werk. Was die letztere betrifft, so bitte ich um schnellen Abdruck, weil das Werk selbst[2]) eine Schande der teutschen Literatur ist! Göthe, Tieck, Schlegel sind darin auf eine Art gebrandmarkt, die den äußersten Unwillen überall erregt. Ich habe diese Recension dem Cottaschen Lit. Blatt, als meinem zunächst gelegenen geben wollen, aber können Sie sich denken? die Aufnahme wurde mir, der ich doch Redakteur des Morgenblattes bin, versagt — weil Cotta eben durch Dr. Hermes eine neue umfassendere critische Zeitschrift herausgeben will. Und dennoch kann und will ich nicht schweigen, wenn ein Goethe, ein Tieck mit solcher — Arroganz behandelt werden; bitte also, um

---

[1]) Dieser und der f. Brief zuerst veröff. in der Zts. f. d. deutschen Unterr., Jahrgang 1900, von Max Mendheim, dessen dortige Anmerkungen ich zum größten Teil beizubehalten mir erlaubte.

[2]) Gemeint ist die von Karl Heinrich Hermes, dem Herausgeber der „Britannia" in Stuttgart, verfaßte Schrift: „Über Shakespeares Hamlet und seine Beurteiler Goethe, A. W. Schlegel und Tieck" (Stuttgart 1827); Hauffs Rezension darüber wurde dann in Nr. 110 und 111 der „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 11. und 12. Mai abgedruckt, in Nr. 155 vom 6. Juli erschien von Dr. Hermes eine Entgegnung auf diese scharfe Rezension und gleichzeitig wieder auf diese eine Verteidigung von Hauff.

jedem anderen Unternehmen dieſes Herrn Hermes zuvorzukommen, dieſe Critik ſobald als möglich abdrucken zu laſſen.

Was W. Scott betrifft, ſo kann ich leider nur folgendes ſagen: beifolgende Critik darf bey Ihrem Ehrenwort nicht früher ausgegeben werden, bis ich Ihnen zurufe: jetzt! Frank[1]) hat, weil ihm durch Betrug ein Bogen ſeiner Ueberſetzung von Mezler dahier entwendet und in der Britannia abgedruckt wurde, einen Proceß mit dem Redacteur der Britannia angefangen, der ſich wegen Schadenerſatz von Treuttel et Würz[2]) vielleicht auf 10,000 fl. belaufen wird. Daß er gewinnt, iſt keine Frage, denn er hat ſeinen eigenen Druckbogen mit den Abänderungen von Hermes und Metzlers Hand bekommen und dem Criminal-Gericht vorgelegt. Ich lege Ihnen die Anzeige bei. Metzler hat ſeinen Beruf [Ruf] als ehrlicher Buchhändler ganz verloren.[3]) Um nun nicht in dieſelbe Falle zu gehen, übergebe ich Ihnen beifolgendes Mſct. über W. Scott unter der Bedingung, daß ſie ſolches gedruckt erſt dann ausgeben, wenn ich Ihnen die Vollmacht überſende. Solches geſchieht auf jeden Fall dann, wenn das Exemplar in London gerade eben erſcheint. Frankh hat durch einen Accord die Bedingung, daß er 14 Tage vor Erſcheinen in Kenntniß geſetzt wird und unmittelbar nach Einlaufen dieſes Schreibens, können Sie die Critik von Stapel gehen laſſen. Was im Geſellſchafter ſtand, iſt falſch. In der nächſten Woche bekommen Sie die Critik des italiäniſchen und egypt. Feldzuges (III. u. IV. Band).

Auf dieſe Art ſind Sie immer noch der erſte und einzige, der ſo ſchnell eine Critik geben kann. Aber wie geſagt, um mit Trenttel und Würz einen Criminal-Prozeß zu vermeiden, dürfen wir nur dieſen einzigen Weg gehen, und ich traue hierin auf Ihre bekannte Rechtlichkeit wie auf mich ſelbſt. Wollen Sie dieſen Weg nicht einſchlagen, ſo bitte ich mir das W. Scott-Manuſkript umgehend zurückzuſenden.

---

[1]) Frankh in Stuttgart war der Verleger des Werkes von Scott, „Leben Napoleon Bonapartes, Kaiſer der Franzoſen. Aus dem Engliſchen von J. von Theobald" (9 Bände, Stuttgart 1827).

[2]) Verlagsbuchhandlung in London, die Originalverleger des Scottiſchen Werkes.

[3]) Dies wird auch der Grund ſein, warum die allerletzten Sachen von Hauff wieder bei Frankh erſchienen.

Man weiß in Berlin und Dresden, daß ich allein die Aushängebogen habe; man hat mir hohe Anerbietungen gemacht, aber um Ihnen zu beweisen, daß ich niemals ein Versprechen unerfüllt lasse, habe ich dennoch mein Wort gegen Sie halten wollen. Dabey bemerke ich nur noch, daß, wenn in irgend einer Zeitschrift Teutschlands früher eine Critik über das ganze Werk oder die ersten 4 Teile kommt als in der Ihrigen, ich, vorausgesetzt, daß Sie meine Critik zwei Tage nach Empfang meines Erlaubniß-Briefes das erste Blatt ausgeben können, mein Honorar für diese ganze Critik verlieren will. Indem ich bitte die Hermes Critik recht bald zu berücksichtigen, bin ich mit ausgezeichneter

Hochachtung
Euer Wohlgeboren
ganz ergebener
Dr. W. Hauff.

34.

(Im Besitz der Varnhagenschen Autographensammlung in Berlin.)

An Ludwig Robert in Berlin.

Stuttgart, den 7. Juni 1827.

Wohlgeborener, sehr verehrter Herr!

Sie haben mich aufs Neue mit einem Schreiben erfreut, das um so ehrenvoller für mich ist, als es mir Gelegenheit giebt, über einige Punkte mit Ihnen mich zu unterreden, die für mich selbst von hohem Interesse sind. Ihre Bemerkungen über Form und Inhalt finde ich, wenn ich es sagen darf, um so richtiger, als sie dem größten Teil nach mit dem übereinstimmen, was ich Herrn von C(otta) über das Blatt schrieb, als er mich um Rath darüber fragte und darauf hindeutete, mir die Leitung anzuvertrauen. Ich schmeichelte mir auch, als ich die Sache so von Ferne sah, daß es mir, soweit es in meinen Kräften stünde, gelingen möchte, dieses schwierige Reformationsgeschäft zu vollbringen. Aber — ich hatte die Rechnung, wie man sagt, ohne den Wirt gemacht und dieser machte mir einen Strich durch die Rechnung. Nämlich ich stieß auf zweierlei große Hindernisse; — einmal sagte mir Herr v. C(otta) deutlich, daß sein

Blatt kein rein belletriſtiſches, ſondern ein allgemein bildendes und unterhaltendes ſeyn ſolle, und in dieſem Sinne müſſe es redigirt werden, daher konnte ich Naturhiſtorien, ſehr ſpecielle Länderkunde, Reiſen ꝛc. nicht entfernen, unbenommen bleibt es mir freilich (wenn kein anderes Motiv im Spiele iſt) allzu abſtrakte oder rein ſpeciell wiſſenſchaftliche Arbeiten abzuweiſen, dafür darf aber auch in dieſen Fächern, die Herr v. C. als ein Mann von ſehr vielſeitiger Bildung und ſo allgemeiner Tendenz, liebt, in keinem Monat eine Lücke eintreten. Die geſetzmäßigen Fächer des Blattes ſind — Allgemeine Aufſätze — Naturgeſchichte — Reiſen — Länder- und Völkerkunde — Biographie — Gedichte — Erzählungen — Correſpondenzen. An dieſe Vielſeitigkeit und Allgemeinheit des Inſtituts hat ſich Herr v. C. (der es ſeit 20 Jahren ſtreng beobachtet) ſo ſehr gewöhnt, daß er, wie ich glaube, nicht mehr davon abgehen wird.

Sehr enge hängt damit ein zweiter Punkt zuſammen: das Vielerley, das ſich in jedem Blatte findet; leider laſſen ſich ſo heterogene Theile nicht wie in einem Calleidoſcop täglich zu einem neuen ſchönen Ganzen zuſammen würfeln und Sie nennen dieſe Blätter nicht mit Unrecht „Probekarten“. Sie dürfen mir ſicher glauben, daß es für den Redakteur nichts Unangenehmeres giebt, als das kurze plötzliche Abbrechen, das, wenn es ſo kurz ſeyn ſoll, oft nach der Discretion des Setzers ſich richten muß. Wenn Sie die Blätter zu Anfang dieſes Jahres vergleichen, ſo werden Sie die einzelnen Teile länger finden. Mit dieſem Verſuch eines Ueberganges zu noch längeren Stücken habe ich mir übrigens wenig Dank verdient, ſey es, daß man Herrn v. C. darüber befragte, warum weniger bunte Abwechslung als früher ſtatt finde, oder daß er das frühere gewöhnt war und ſolches durch langjährige Erfahrung gut und probat gefunden haben mochte — er erſuchte mich, mehr Abwechslung in die einzelnen Blätter zu bringen, d. h. mehrerley zu geben. Auch wünſchte man jeden Monat oder doch von ſechs zu ſechs Wochen eine Erzählung zu finden; daß auch hier das Gegentheil mir angenehm geweſen wäre, können Sie ſich denken, da man von mir mehrere wünſcht, und es doch für einen Redakteur von einiger Discretion nicht angenehm iſt, ſich ſelbſt einen Monat lang zu leſen.

Herr v. C. ist Eigentümer des Blattes und hat es nicht unter meine freie Willkür gestellt, deswegen fürchte ich durch auffallende Einsprüche, besonders wenn sie sich auf das Formelle beziehen, eher Mißtrauen in meine Einsicht, als ein geneigtes Ohr zu finden, und, redlich gestanden, gegenüber Herrn v. Cotta, der soviel älter an Erfahrung in dieser Sache ist, möchte ich auch nicht für unbescheiden gelten. Tröstlich war es daher für mich, zu finden, daß Sie, Verehrter! in der Ansicht dieser Dinge, mit mir übereinzustimmen scheinen, und es brachte mich auf den Gedanken, ob Sie, ein vieljähriger Geschäftsfreund Herrn v. C.'s, nicht vielleicht hin und wieder Gelegenheit finden könnten, über eine einfacher gestaltete Form etwas zu sagen? Sodann bleibt auch unter dieser Gestalt immer noch ein starker Spielraum in dem Artikel „allgemeine Aufsätze" übrig, nur ist es zu bedauern, daß ich Ihnen hier eine Blöße des Morgenblattes oder vielmehr — Teutschlands aufdecken muß, (die Ihnen übrigens nicht fremd seyn kann.) Wo finden wir denn auch nur ein halb Duzend, die allgemein, gründlich und doch leicht und gefällig, scharf aber elegant ein Thema durchführten? Das leidige Romanschreiben hat die Besten auf Abwege geführt. Es wäre lächerlich, wenn ich Ihnen bey dieser Stelle ein Compliment machen wollte, aber seyen Sie einen Augenblick nicht Dr. Robert und sagen Sie mir, wer etwa ein anderes oder ähnliches Thema mit dieser Schärfe, Eleganz und Consequenz durchführen würde, wie Sie die Sache des guten Geschmacks in Hinsicht auf das Theater in Ihren Aphorismen[1]) und in Ihrem Aufsatz über die Hofbühne[2]) führten? Sie sind ein Mitarbeiter des Morgenblatts, aber das gerade ist der Fehler der früheren Redaktion, daß sie die regelmäßigen Mitarbeiter nach und nach sich verlieren ließ, daß man nun nach und nach von neuem sammeln und bauen muß!

---

[1]) Unter dem Titel „Aphorismen aus Paris" hat L. Robert eine Anzahl von Aufsätzen in verschiedenen Nummern der Jahrgänge 1826 und 1827 des Morgenblattes veröffentlicht.

[2]) Roberts Aufsatz „Über den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler" erschien in den Nummern 133 und 135—139 des Morgenblattes von 1827 vom 4.—11. Juni.

Was jene Stelle in Ihrem Aufſatz über das Hoftheater betrifft, die Sie geändert wünſchen,[1]) ſo konnte ich Ihrem Wunſche faiseur für Intriguant zu ſetzen nicht entſprechen, wagte auch ohne Ihr Wiſſen und Erlaubniß keine Aenderung, weil die Stelle im Mſct. heißt: „geht wenigſtens von dem ſubalternen Intriguanten, von jenem heimlichen faiseur aus, der ꝛc.“ Hier würde nun faiseur und wieder faiseur ſtehen, den „Intriguanten“ wagte ich aber nicht zu ſtreichen, weil ſonſt das ſubaltern, das mir ſchön und nothwendig dazu zu gehören ſchien, um der Sache mehr Gewicht zu geben, ebenfalls ausgefallen wäre.

Ich hoffe, daß Sie recht bald das Blatt wieder mit einigen Artikeln beehren werden. Die Handlung wird die beiden anderen Aufſätze zurückſenden, und das „verſpätet“ ſoll gegen Dr. B. nicht fehlen. — Möchte es Ihnen doch gefallen ſich, wenn Sie Gelegenheit und Luſt dazu finden, wieder mit mir zu unterhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Sehr geehrter Herr!

Ihr ganz ergebener Diener

Dr. W. Hauff.

35.

An Friedrich Franckh in Stuttgart.[2])

Stuttgart 7. Aug. 27.

Mein lieber Herr Franckh!

Sie werden Sich, bey Anblick dieſer hölzernen Bequemlichkeit und ledernen Ruheſtätte vielleicht unwillkührlich eines Geſpräches erinnern, worin ich Ihnen unter andern ſagte (es wird wohl ein Monat

[1]) Dieſe Stelle findet ſich in Nr. 136 des Morgenblattes vom 7. Juni 1827.

[2]) Aus der Böttigerſchen Autographenſammlung im Archiv des Germaniſchen Nationalmuſeums. Der Brief zeigt das eine Zeitlang getrübte Verhältnis zwiſchen den beiden Männern wieder hergeſtellt; wie erwähnt, kehrte Hauff von Metzler bald wieder zu Franckh zurück. Gleichwohl kann ſich der ſtets zu Neckereien aufgelegte Dichter hier nicht enthalten, ſeinen Verleger ein paarmal tüchtig aufzuziehen.

indeſſen vorüber ſeyn), daß Ihnen nichts mehr abgehe, als eine gewiſſe anſtändige und ſolide Ruhe, eine behagliche und von Haſt und Eile ungetrübte Beſchäftigung mit ihrem nüzlichen Beruf. Als Unterlage zu einem ſolchen ruhigen und beſchaulichen Leben müßte, denk' ich, ein Lehnſtuhl ganz unumgänglich nothwendig ſeyn, und wenn ich es bin der Ihnen einen ſolchen hinſtellt und ruft: „Siz' drauf!" ſo ſpiele ich nur den Arzt der Ihnen einige Gravität verordnet. Ich bin übrigens überzeugt daß Sie bey dieſem Ding aus Holz und Federn an nichts anderes als an mich denken werden, nemlich — der dumme Seſſel ſtellt an ſich wenig vor und repräſentirt gleichſam nur meine geringen Kräfte, aber er bekommt vielleicht nach meinem Todt einigen Werth wenn Sie ſagen, „den hab' ich vom Satan, darum iſt er auch ſchwarz".

Dieſer Seſſel wird nach und nach Ihr liebſtes Meuble werden (außer dem Spiegel und dem Joco-Fuß-Kiſſen)[1]) denn unter Allen nimmt er den meiſten Antheil an Ihrem Dichten und Trachten; iſt er doch gleichſam das Neſt, in welchem Sie Ihre Rieſenkinder, die Künſte u. Pläne ausbrüten. Aber eben dazu iſt ein ſolches Brutneſt beſſer als ein gewöhnlicher Stuhl, weil man ſchon a posteriori darauf geführt wird, eine Sache reiflicher, mit mehr Ruhe zu überlegen, von allen Seiten zu betrachten und zu erwägen.

So gehe denn ein, Stuhl! in das Fr. Frankh'ſche Comptoir und Planſtudierzimmer! Welche Gedanken, welche Unternehmungen, welche literariſche Revolutionen werden noch auf dir, o Hebammenſtuhl, geboren werden! Nimm ihn auf in deine Arme den neuen Murray-Treuttel![2]) Erwärme (durch die Fortſezung des Hirns) durch das Rückenmark ſeine Phantaſie zu nüzlichen und guten Gedanken und Geſchäften; — wenn er ſchwindelige Geſchäft' unternehmen, vielerley überſezen laſſen, nicht genug nachdenken und prüfen, ſondern gleich zutappen will, ſo preſſe deine hölzerne Arme um ihn, reiß ihn zurück und ruf ihm zu: „Sey mehr als G. C. E.

---

[1]) Auch hier ſpielt alſo Hauff auf die im biographiſchen Teil erwähnte Joko-Mode an.

[2]) Verleger Scotts. Vergl. auch Anm. 2 auf S. 157.

Meyer in Braunſchweig oder Gottl. Baſſe in Quedlinburg!“ Vor allem aber, Seſſel! verſichere Ihn meiner ausgezeichneten und immer dauernden Hochachtung und ſag' Ihm ich ſey

ſein ganz ergebener

Dr. W. Hauff.

36.

An Willibald Alexis.

(Stuttgart) 10. November 1827.

Wenn Sie nicht eingefroren ſind im Norden, müſſen Sie nun wohl zurück ſein. Ich ſchreibe Ihnen leider aus dem Bette, denn ich bin an einem Bruſtkrampf bedeutend darniedergelegen, doch bin ich auf dem Wege der Beſſerung. Aus dem Bette ſchreibt man nur das Nötigſte. Alſo: unſer Almanach[1]) iſt fertig . . . . . Wenn Sie meine Novelle[2]) leſen, ſo bitte ich, ſehen Sie die Meinungen, die ausgeſprochen werden, nicht als die meinigen, ſondern als Farben der Perſonen an; und danach, wenn Sie rezenſieren wollen, rezenſieren Sie . . . . Sie werden die Phantaſien und geſammelten Novellen erhalten. Die Vorrede in den Novellen iſt an Sie. Nun leben Sie wohl! Laſſen Sie Ihren treuen Freund bald von ſich hören, empfehlen Sie mich der Mittwochgeſellſchaft und tragen Sie treue Geſinnungen gegen Ihren Sie (verehrenden)

W. Hauff.

---

[1]) Das Taſchenbuch für Damen f. d. Jahr 1828.

[2]) Das Bild des Kaiſers.

Beilagen zu I und II.

Predigten.

1. Röm. XIV, 17, 18.

2. 21. Sonntag nach Trin. 1824 (d. h. etwa 7. Nov.). Schloßkirche in Stuttgart: Eph. VI, 10—20.

3. Math. 19, V. 29.

4. Ohne Text: „Es leben und sterben so viele Menschen in dem traurigen Wahn, sie können ihr Erdenleben recht bis auf die Neige genießen, in Sinnenlust und weltlichem Treiben sich tummeln, so lange sie immer wollen, die Seeligkeit jenseits müsse ihnen dennoch zu teil werden, wenn sie nur nebenher ein paar kurze Abendstunden dem Herrn gedient haben." (Schluß: — man kann nicht zween Herren dienen; ihr konntet nicht mir dienen und dem Mammon.)

5. Ostern 1824.

„Licht, das aus der Finsternis strahlet, Leben, das aus dem Grabe hervorgeht, Heiland der Welt, der den Tod überwindet, Licht, Leben, Erlöser — ziehe ein in unsere Herzen, denn sie sind dein Eigentum! Amen."

6. Sonntag nach dem Neujahr 1825: Ohne Text. „Die ihn aufnehmen, werden Kinder Gottes heißen."

7. In der wichtigen Absicht, seinen Jünger Petrus zum Lehramt zu erwählen, fragt ihn Jesus: ob er ihn wirklich lieb habe.

Doktordiplom vom 20. Oktober 1825.

Quod Divinum Numen Felix Faustumque Esse Jubeat
Clementissime Indulgente
Serenissimo Et Potentissimo Rege Ac Domino
Domino
Guilielmo
Rege Würtembergiae, Duce Supremo In Suevia, Tecciae Rel. Rel.
Veniam Largiente Ea, Qua Pollet, Potestate A Rege Tradita
Magnifico Universitatis Cancellario
Joan. Henr. Ferd. De Autenrieth[1])
Ord. Reg. Coron. Würtembergiae Equite
Medicinae Doctore et Pº Pº Oº [Professore Publico Ordinario]
Decanus
Et
Collegium Facultatis Philosophicae
In Universitate Tubingensi
Dominum
Guilielmum Hauff
Stuttgartiensem
Theologiae Candidatum
Post Oblata Specimina Philosophica
Philosophiae Doctorem Et Artium Liberalium
Magistrum
Creat
Hocque Diplomate Renunciat
Tubingae Die XX. Octobr. MDCCCXXV

Sigillum testatur
Carolus Philippus Conz
Philosophiae Professor
P. O. P. T. DECANUS.

Typis Eifertianis.

---

[1]) Vgl. S. 41.

Enzweihingen
Oberamts Vaihingen.

Auszug
aus dem
Gemeinderats-Protokoll
Seite 302/303.

Verhandelt den 10. Januar 1827
vor dem
Gemeinderat und Bürgerausschuß.

Herr Dr. Wilhelm Hauff aus Stuttgart machte das Ansuchen, ihn und sein Jgfr. Braut Louise Hauff aus Nördlingen Königreichs Baiern in das hiesige Bürgerrecht aufzunehmen und legte hiezu die erforderlichen Zeugnisse vor, wornach Er seit dem Janr. 1827 die Leitung des in Stuttgart erscheinenden Morgenblattes übernommen hat und hiefür ein jährliches Honorar von 1400 fl. bezieht und neben diesem ein freies in Pflegschaft stehendes Vermögen von 1172 fl. besitzt. — Seine Jgfr. Braut betreffend, so brachte dieselbe das von ihr verlangte Vermögens-Zeugnis zwar bis jetzt noch nicht bei, hingegen garantirte H. Pfarrer Geiger dahier, für 3000 fl. freies Vermögen, welches auch das in Bälde einzutreffende Atteſtat enthalten werde.

Da nun q. Dr. Hauff im Stande ist, durch besagten jährlichen Gehalt eine Familie gehörig zu ernähren, und Er neben diesem noch ein Vermögen von über Viertausend Gulden zusammenbringe, so wurde

beschlossen

Dem q. Dr. Hauff und seiner Jgfr. Braut Louise Hauff gegen Erlegung der gesetzlichen Gebühren das Bürgerrecht in hiesiger Gemeinde zu erteilen.

Vorstehende Verhandlung beurkunden

Schultheiß u. Gemeinderat
(folgen 7 Unterschriften)

Bürgerausschuß
(folgen 6 Unterschriften)

Für die Richtigkeit dieses Auszugs

Enzweihingen am 24. März 1902.

Schultheiß u. Ratsschreiber
Boßert.

Wegweiſer Nr. 83 der Abendzeitung vom 15. Okt. 1825.

Bei Friedr. Frankh in Stuttgart hat ſoeben die Preſſe verlaſſen und iſt in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben: „Der Mann im Mond, oder: Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme", von H. Clauren. 2 Teile. 3 Thlr. ſächſ.

Die unnachahmliche Manier des Verfaſſers iſt zu bekannt, zu beliebt, als daß ſie noch irgend einer Empfehlung bedürfte.

Seine reizenden, überraſchenden Situationen, ſeine wahre Charakterzeichnung, ſeine lebendige Sprache, die Herz, Gemüt und alle Sinne bezaubert — wer ſollte ſie nicht kennen; wir finden ihn ganz auch in dieſem Buche wieder, ja wir möchten, wenn es möglich wäre, behaupten, er habe hier ſich ſelbſt übertroffen.

Bemerker 10 zum Geſellſchafter Nr. 46, 1826.

Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabriziert?

Gerade wie vor zehn bis zwölf Jahren. Man ſchreibt nämlich (was im Gebiet der Wiſſenſchaft nicht wohl angeht) friſchweg ein Buch. Der Titel muß auffallend ſein; kann man keinen neuen erfinden, ſo wärmt man einen dergleichen alten auf; mit dem Inhalt mache man es ebenſo; wenn er barock iſt, kann man ihn für genialiſch ausgeben; je zuſammengewürfelter, um ſo romantiſcher iſt er; je konfuſer, um ſo tiefſinniger; je hanswurſtartiger, um ſo humoriſtiſcher. Die Form muß, durch den Inhalt bedingt, deſſen Spiegelbild ſein, d. h. nichts und alles, nämlich der Autor muß alle Form verachten und aller Formen ſich willkürlich bedienen: je ungehobelter, je großartiger. Nebenher zeigt man auch, daß man ſeine Studien als Klopffechter gemacht habe, greift pikanter Weiſe, mit Stecknadeln, die Herren der vaterländiſchen Literatur an; und fertig iſt das Meiſterwerk des nagelneuen Genies. Nun aber kommt erſt die Hauptſache! Nun iſt man Mitarbeiter mehrerer Zeitſchriften (je mehr, je beſſer) und da ſchickt man denn, nach allen Seiten, Ankündigungen, Kritiken, Recommandationen des eigenen Werks, und lobt und preiſet und erhebt es, ohne alle Verſchämtheit. Treten nun zwei ſolcher Schriftner in Compagnie und lobhudeln ſich gegenſeitig, ſo geht die Sache noch leichter von ſtatten, und in Zeit von 6 Wochen können zwei unbekannte Männlein zu einer, wenn auch nur gewiſſen Namhaftigkeit gelangen. Was in dieſer Art nun vor 10 oder 12 Jahren geſchehen iſt, darüber iſt man jetzt im Klaren und daher bedarf es nicht gerügt zu werden. Wie man es aber heute ſo fort treibt, davon ſei hier zu Nutz und Frommen ein Beiſpiel angeführt. Man leſe im Leipziger

„Liter. Konverſationsblatt" Nr. 292, 1825, wie dort der „Satan" gelobhudelt wird und zwar vom „Popanz", und wie dagegen der „Satan" im „Literaturblatt des Morgenblatts", Nr. 100, den Popanz lobhudelt. Wahrlich eine äſthetiſche Scene, die, lebte er noch, Hogarth benützt haben würde. Was wäre da noch hinzu zu fügen, wo die Tatſache ſich ſo klar ausſpricht, als erſtlich: ein ernſtgemeintes Schade! daß in zwei ſo ausgezeichneten Zeitſchriften, als die genannten, ſich dergleichen einſchleichen konnte; und zweitens, daß dem neuen Redakteur des „Cottaſchen Literatur-Blatts" eine gewiſſe Tugend geboten haben ſollte, das Popanzlob, ſanft errötend, dem Einſender zurück zu ſchicken. Bis man nicht dazu gezwungen wird, ſei fürs erſte nichts Näheres über dieſes kleine Faktum geſagt.

Bemerker Nr. 15 zum Geſellſchafter 1826, 26. April 1826, Nr. 66.

Stuttgart, den 3. April 1826.

Antwort auf die Frage: Wie wird jetzt ꝛc.

Wie man in jetziger Zeit die Kritik treibt, möchte beinah noch wunderbarer ſcheinen, als die Kunſt, ſich einen literariſchen Namen zu fabrizieren. Man erfindet irgend eine derbe Unwahrheit, je lächerlicher, deſto beſſer, ſchiebt ſie als Tatſache einem, dem man ſchaden möchte, unter und läßt ſie in öffentlichen Blättern drucken — natürlich ohne Unterſchrift des Namens.

In dieſe Kategorie gehört die Nachricht: „Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabriziert", von Stuttgart datiert, mit X—X unterzeichnet, in der Beilage Nr. 10 zum Blatte 46 des „Geſellſchafters". Der Unterzeichnete glaubt als Herausgeber der „Memoiren des Satan" einen Teil dieſer Epiſtel auf ſich ziehen zu müſſen, und gibt auf dieſem Wege den Leſern des „Geſellſchafters" die Nachricht, daß ſie einer Unwahrheit ihr Ohr geſchenkt haben. Die Rezenſion in Nummer 100 des Literatur-Blattes, auf welche ſich Herr X—X bezieht, iſt weder von mir verfaßt, noch eingeſandt worden. Ich überlaſſe es dieſem Blatte, wie auch dem Lit. Konverſations-Blatte, ſich über dieſe neue Erfindung näher auszuſprechen und erkläre hiermit, daß ich es, bevor mir „Herr X—X in Stuttgart" zu Geſicht kam, nie mit einem Popanz zu tun hatte. Iſt er übrigens ein Mann von Ehre, ſo wird er in dieſem Blatte ſeinen Namen nennen und nachweiſen, wie und wodurch er zu dieſer Unwahrheit veranlaßt worden ſei.

Dr. Wilhelm Hauff.

Bemerker zum Geſellſchafter Nr. 6, 1827.

(Mittwoch, den 7. März.)

H. Clauren und ſeine Doppelgänger.

— — — — — — — — — — — — —

„Aber iſt es denn wirklich ſo gar ſchlimm, wie uns der Mond-Profeſſor dozirt, mit Claurens Wallungen im Herzblute und Zittern der feinſten Nervenfibern beſchaffen?“ — ſo fragt ſich der Unbefangene? — „Der Mann im Mond“ war — niemand hielt es für mehr — eine Buchhändler-Spekulation. — „Mit nichten!“ ruft der Kontrovers-Prediger; „da Worte nicht halfen, ſo ſollte Clauren mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen werden, mit einer Parodie ſeiner Werke — mit Satire.“ Iſt aber Nachahmung Parodie? Iſt Nachahmung Satire? — Wo wäre in dem „Mann in dem Monde“ der Charakter der Parodie zu finden? — wo jene ſcherzhafte witzige Anwendung der Claurenſchen Ideenkette? — Wo iſt jener witzige Spott über Claurens Schwächen und über die tief zum Verderben führende Richtung der Claurenſchen Schriften, welche der Sittenprediger ihm ſpäter feierlich aufbürdet? — Jeder Unbefangene fand in jener After-Claurenſchen Erzählung nichts mehr und nichts weniger, als eine mitunter ſehr glückliche Nachbildung der Claurenſchen Manier, mit etwas ſteifen und überladenen Claurenſchen Redensarten. Wußte aber der Doppelgänger die Satire nicht tiefer aufzufaſſen, ſo konnte ſie niemand zum Lächeln bringen; denn wer möchte wohl lachen, wenn einem oft geiſtreich Stammelnden nachgeſtammelt wird? — Zum Abſchrecken war das allerliebſte Mondkälbchen gar nicht geeignet. Es konnte daher auf keine Weiſe für den Zweck vorgearbeitet haben, welchen der Kontrovers-Prediger ex post proklamierte. Paßte aber der Vorderſatz nicht zu dem Nachſatz, ſo kann auch wohl nicht auf Glauben angenommen werden, daß der „Mann im Monde“ geſchrieben ſei, um Clauren durch die Gewalt der Satire in ſeiner Blöße darzuſtellen. Was bleibt dann übrig für die „Kontrovers-Predigt“? — Die Anſicht: es iſt eine Parteiſchrift — eine Apologie des Mondmannes und ſeiner biblio-poliſchen[1]) Exiſtenz. Daß muß jeden parteiloſen Leſer aufmerkſam machen, ſich nicht hinreißen zu laſſen von der in Wahrheit geiſtreichen Beredſamkeit des Kontrovers-Predigers. Es bleibt doch immer ein harter Stand für Clauren. Die Gründe jenes Predigers in der Wüſte ſind ſo folgerecht, ſo ſchlagend, ſo wahr und Zeugen eines zwar ſehr aufgeregten, aber doch gültigen Gefühls und eines verſtändig, wenn auch nicht immer fein gebildeten Geſchmacks; ſo daß man ſich unwillkürlich fortgeriſſen ſieht, iſt man nur erſt über die erſten Vorderſätze hinweg. Aber hier liegt es; — hier finden ſich Übertreibungen, die den Partei-Mann bezeichnen, hier finden ſich Lücken, die das Urteil verlocken, hier wird es erkannt, daß Claurens Todesurteil sub- et obreptitio erſchlichen iſt.

[1]) buchhändleriſchen, d. h. vom Buchhändler abhängigen.

Literaturblatt 1827, Nr. 100 (14. Dezbr.).

Taſchenbuch für Damen.

Auf das Jahr 1828. Mit 10 engliſchen Kupfern. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottaſche Buchhandlung. XXVI. und 454 S. 3 Tlr. 4 N.-Gr.

— — Und das bringt uns nun auf die dieſen Bildern beigefügten Erklärungen, wodurch ſie einen entſchiedenen Vorzug vor allen jenen kleinen Songs und poetiſchen Ergießungen erhalten, womit der engliſche Leſer ſich bei Betrachtung der Bilder abſpeiſen laſſen muß. Auch ohne daß er ſich genannt hat, wird man in ihm ſogleich den ungenannten Ordner des ganzen Taſchenbuchs, W. Hauff, erkennen. Nur einem ſo ſchönen Talente konnte die Zuſammenſtellung des zweiten Bildes, welches das verſchämte Mädchen, beim Juwelier ſich den Brautring ſuchend, ſo ergreifend uns vorführt, mit der durch Putz verblendeten Braut im dritten Bilde ſo gelingen, daß die Erklärung nun ſelbſt ſchon ein kleiner, wehmütig genug redender Roman geworden iſt. Und um von W. Hauff ſogleich das Beſte anzuſehen, er beſchenkt auch dies Taſchenbuch ſelbſt mit einer Novelle, das Bild des Kaiſers überſchrieben, die wir unbedenklich zu dem Geiſtreichſten und Gelungenſten zählen, was in dieſer Herbſtflora ſo vieler Taſchenbücher und vornehmbenamter Almanache im Felde der Erzählung aufgeſproßt und abgeblüht iſt. Ein märkiſcher Junker kommt auf eine ſchwäbiſche Ritterburg und wird von einem echten ſchwäbiſchen Mädchen, der neckend-beſonnenen Anna, in die er ſterblich verliebt iſt, endlich zum Brautführer gemacht zu einer Ehe, wo eine Kopie von Napoleons Bild, wie er den Simplon hinauf reitet, nach David, zum Talisman wird, der allen Mißklang in Wohllaut auflöſet. Doch die Geſchichte iſt es nicht, die hier berückſichtigt werden ſoll, wiewohl der fein ſpottende Satyr, der dem trefflichen Hauff über und unter dem Monde ſo treu zur Seite ſtand, ſchon in dieſer Zuſammenführung des Ungleichartigſten und dem Siege des Schwaben über den Märker überall ſchalkhaft genug hervorguckt, ſondern die geiſtreiche Abwägung des Für und Wider in den hier ſo anmutig eingewebten Konverſationen, das leichte Spiel der Rede und Gegenrede, die tiefen Blicke ins Menſchenherz und in Weltverhältniſſe, die ſich hier kundgeben, das iſt es, was uns in dieſer, alles Wunderhaften glücklich entkleideten, einfach-leichten Darſtellung ſo anzieht und uns das Urteil erlaubt, daß in dieſer Novelle die ganze Kraft ſeiner Eigentümlichkeit hervortritt, und daß Hauff auch in dieſer ſo ſchwierigen Form ganz Vorzügliches geleiſtet haben würde, wenn ihm nicht — mit tiefer Trauer ſchreiben wir's nieder — die neidiſche Parze ſo ſchnell den Faden durchſchnitten hätte. — — — — —

Böttiger.

Schluß des Artikels „Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff" (Morgenblatt, Dez. 1827).

Was an Hauff als Schriftsteller vorzüglich und gleich bei seinen ersten Versuchen auffiel, war die Darstellungsgabe, jener Instinkt des Stils, der schon in dem anspruchslosen Erstlingswerke des Jünglings, dem Mährchenalmanach auf 1826, überraschte, jene Leichtigkeit und Natürlichkeit, der selbst materielle Stilfehler ihren Reiz nicht rauben konnten. Dieses unmittelbare Geschenk der Natur bestimmte ihn auch zu seiner Laufbahn, nachdem der Beifall, mit dem seine ersten Versuche aufgenommen wurden, dem über sich selbst Erstaunten zur Selbsterkenntnis verholfen hatte; aber die eigentümliche Farbe seines Geistes war die Sicherheit in der Auffassung und die Lebendigkeit, oder, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, Besonnenheit der Phantasie. Von Kindheit auf gewöhnt, viel, ja vielerlei zu lesen, hatte er beim Eintritt in das jugendliche Alter schon einen sehr beträchtlichen Teil der deutschen Literatur sich zu eigen gemacht. Wenn das in ihm schlummernde Talent ihn zum Verschlingen der Bücher trieb, so bewahrte es ihn auch vor den gewöhnlichen Folgen dieses Hangs; die dadurch gewonnenen materiellen Kenntnisse legten den Grund zu jener Sicherheit, die wir an ihm bewunderten, sie nährten, aber zügelten zugleich seine Phantasie und mochten viel dazu beitragen, daß, als er in das Alter jugendlicher Begeisterung trat, sein Herz warm schlug für alles Gute und Schöne, aber sein Geist schon so viel Besonnenheit erlangt hatte, daß er unfähig war, sich in einseitiger Bewunderung eines Genius, oder eines Zeitalters zu berauschen; daher auch in seinen Jugendgedichten, deren manche fast noch in die Kindheit fallen, durchgängig ein lebendiger Hauch von Poesie weht, aber keine Spur von Überschwenglichkeit zu finden ist. Unverkennbar ist dieses Talent zu rascher, sicherer Auffassung, diese Müheloſigkeit im Mann im Mond, einem Produkt, das in seinen Folgen auch verschiedenen andern Männern Gelegenheit gegeben hat, sich bekannt zu machen. Der einzige Zwang, den man in diesem leichten Werke bemerkt, ist die Mühe, die sich der Verfasser oft geben muß, nicht geistreicher zu sein, als sein Vorbild.

Hatte er mit Glück einer Verirrung des Zeitgeistes gespottet, so lernten er und Deutschland noch fester an sein Talent glauben, als er dem Zeitgeist huldigte. Lichtenstein, in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt, hat bei vielen Mängeln so große Schönheiten im einzelnen, in der Charakterzeichnung, in den Naturschilderungen weht trotz aller Schwächen die Ahnung eines so bedeutenden Talents, daß sich dieses Werk sogleich vor vielen ähnlichen Variationen eines historischen Themas auszeichnete. — Ist die Form, in die er die freien Gebilde seiner Phantasie goß, auch nicht ganz neu, so stößt man doch in den Mitteilungen aus den Memoiren des Satans auf so liebenswürdige, originelle Züge, daß er diesem Werke größtenteils seinen Ruf zu danken hatte; und er verdiente ihn, denn mitten unter den Spuren

von Unreifheit begegnen wir hier einer ſchönen, ſeltenen Eigenſchaft, die mit der bisher angeführten das Bild ſeines Geiſtes vervollſtändigte; es iſt dies der Takt für das Schickliche und die Mäßigung in den Ergüſſen des Humors. Witz iſt in Deutſchland bekanntlich eine nicht ſehr häufige, koſtbare Ware, daß aber in keiner Sprache der Witz ein größeres und zugleich erhabeneres Feld hat als in der Sprache Jean Pauls und Lichtenbergs, könnte nur der leugnen, der den höhern Witz mit dem gewöhnlichen, dem Konverſations- und Zeitungswitz verwechſelt; in letzterem iſt unſere Sprache höchſt unglücklich, und ein witzelnder Franzoſe iſt noch lange ein homme d'esprit, wenn der Deutſche längſt plump und gemein geworden iſt. Die Anlage zum echten Witz iſt das Kennzeichen, vielleicht das Erfordernis des wahren Dichters — und zwiſchen einem wahren und einem großen Dichter iſt noch ein großer Unterſchied — und das Bewußtſein, dieſen Funken in ſeinem Buſen zu nähren, konnte Hauff leicht über die Vorwürfe tröſten, deren Quinteſſenz der Ausſpruch iſt: „Er ſei für einen deutſchen Teufel nicht gründlich genug.“ Daß er es nie verſucht hat, ſeine Produkte mit der Jeniſcherſprache[1]) deutſcher Philoſophie aufzuputzen, iſt ein Beweis von ſeinem geſunden Verſtande, den wir nicht unerwähnt laſſen durften, weil es ſich durchaus nicht von ſelbſt verſteht, daß er ihn beſeſſen. — Mit fortſchreitendem Alter und wachſender Fertigkeit gewannen ſeine Lebensanſichten an Ernſt und Tiefe, ſeine Erfindung an Reichtum, ſeine Charaktere an Wahrheit, ſeine Situationen an Mannigfaltigkeit, und wenn er ſchon in den Memoiren des Satan bewieſen hatte, daß er ſich am liebſten auf minder gebahnter Straße bewege, ſo zeigte er in mehreren ſeiner kleineren Dichtungen auf eine recht erfreuliche Weiſe, daß er ſich über Konvenienz zu erheben und ſeine Gemälde in originelle Rahmen zu faſſen wiſſe; wir meinen damit beſonders die Phantaſieen im Bremer Ratskeller, eine kühne aber geniale Dichtung, und die Erzählung: das Bild des Kaiſers, einen Verſuch, die hiſtoriſche Novelle in einem ganz andern Sinne als bisher aufzufaſſen, der gewiß gelungen zu nennen iſt. In ſeiner letzten Arbeit, der mit Liebe verfaßten Kupfererklärung zum Taſchenbuch für Damen auf 1828, deſſen Herausgabe er beſorgte, hinterläßt er ein liebliches Denkmal ſeines ſchönen Geiſtes. Das Schickſal, neidiſch auf ſo viel Glück, ließ ein Herz ſtille ſtehen, das warm für Liebe und Freundſchaft ſchlug, und einen Genius verſtummen, der dem gebildeten Deutſchen noch manches ſchöne Bild in Ernſt und Laune verſprach. Er ſtarb, geachtet von allen, geliebt von den vielen, die ſeinen liebenswürdigen Charakter kannten, in der Blüte ſeines Alters, ſeines Ruhmes und ſeines Glücks; ſein Ruhm mochte noch wachſen, ſein inneres Glück gewiß nicht. Wenige Stunden, bevor das Fieber ſeine Sinne in wilden Taumel riß, belebte die Freude zum letztenmal ſeine Züge bei der Kunde von der Seeſchlacht bei Navarin; das Ereignis, das heute hundert Dichter zu politiſch-

[1]) = Rotwälſch.

poetiſchen Ergüſſen begeiſtert, konnte er nicht mehr beſingen, er konnte ſich nur darüber freuen; er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnſinn, und es war rührend zu hören, wie er, ſich für den Schlachtboten nach jenſeits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller ſagen!“ Und er iſt hingegangen zu ihm, und ihr ſeid vereint, ihr Glücklichen! Ihr ſchwelgtet, den friſchen Lorbeer auf der Stirne, im reinen Nektar der Poeſie, ihr tratet frühe ab vom Kampfe mit Neid und Autorität, bis jetzt noch war er eine Übung eurer jugendlichen Kräfte, aber die Feinde nehmen zu und die Kräfte nehmen ab; euch iſt das Achſelzucken erſpart, das den Lebendigtoten wird und ſie beleidigt; ihr durftet nicht ſehen, wie die ungeduldige Mitwelt ein Blatt ums andere aus dem alten Kranze pflückt; ihr ruhet ſo beſſer, als wenn ihr auf Lorbeeren ruhtet. Lebt wohl! ihr waret uns eine ſchöne Hoffnung, und ihr ſeid es noch, denn im Baume, der ſo friſche, geſunde Blüten treibt, muß der Saft noch kräftig auf und niederſteigen, und endlich wird doch ein Jahrgang eine — wenn auch nur eine goldne Frucht reifen. A. B(öttiger).[1])

Im Namen der Freunde
gedichtet und an Wilhelm Hauffs Grabe geſprochen
von G. Schwab.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleier wirfſt du über viel Geſtalten,
Die reich an Leben und von Jugend rot
Vor dieſem Auge, das du ſchloſſeſt, wallten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es ſchnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unſern Blicken her,
Nur, der es ſchuf, der ſchauet es nicht mehr.

Aus Luſt und Laune mußt' er bald heraus,
Und kurze Friſt ward ihm zum Ernſt gegeben;
Die Liebe führt ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerſchmetterte das Leben,
Da ward vertraut er mit des Grabes Graus,
Und neue Bilder ſah er um ſich ſchweben;
Den Blick verſenkt' er in den ſchwarzen Schlund;
Laßt mich zum Freunde! ſprach ſein kranker Mund.

---

[1]) C. A. Böttiger, Archäologe in Dresden, Mitarbeiter der Abendzeitung.

Und Weib und Kind, und Ruhm — beſcheret kaum —
Schon ſchwand's vor ihm, und immer ward er ſtummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und ſo, im Schlummer, in den engen Raum,
In den er ſinkt zu ſeiner Freunde Kummer;
Uns bleibt von ſeines Hauptes Jugendglanz
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entflohnen Geiſt
In hoffnungsloſer Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns iſt, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenſchrift in unſre Bruſt geſchrieben;
Die Kraft, die ſchöpferiſch den Schöpfer preiſt,
Die denkt und dichtet, ſie kann nicht verſtieben;
Sie ſchwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie ſchaffet droben in dem Reich des Lichts.

Memorabilien.

I. Schule. Die Schuljahre in Tübingen. Erwachen eines liederlichen Geiſtes in der Schule. Heimliches Rauchen im 13. Jahr. Conz, Rieke und ich ſuitiſieren nach Rottenburg. Freundſchaftliche Verhältniſſe mit Schmid, Schwarzmann und Rheinwald. Aufführung des Siegfried von Lindenberg und Marionettentheater. Sprichwörter, Kartenſpiel u. ſ. w. Der Neffe als Onkel. Rheinwald als Valcour. ä! ä! ä! Landexamen in Stuttgart. Reden am Reformationsfeſt.

II. Kloſter Blaubeuren. Meine Einlieferung ins Kloſter, unter Begleitung der 2 Schwarzmann und Rheinwalds. Die erſten traurigen Tage in Blaubeuren. 1. Commovation [sic!] in der Neujahrsnacht 1817—1818. Kern als Bräutigam. Die erſte Vakanz. Suite nach Reutlingen, wo ich mir Wolf holte.

Reiſen nach Ulm im zweiten Semeſter. Schifferſtechen. Erſte Herbſtvakanz. Wollte nach Hechingen reiten und kehrte wieder um.

Liederlicher Winter. Gerhauſen, Ulm im Chriſttag. Erſtürmung des Mäuerleins. Unterſuchung. Mauch in Nöten. Spielen und Rauchen auf Leipzig.[1]) Die zweite Neujahrsnacht. Schopper ſteigt hinaus. Folgen daraus. Fürchterlicher Kommers vor der Vakanz. Ephorus wütet. Oſtervakanz 1819.

---

[1]) Name einer Stube.

Suite nach Böblingen. Riecks Vakanzbesuche. Suite nach Hechingen. Besteigung des Hohenzollern. Rottenburg. Meinhards Grab. Emilie Kloz.

Mein letzter soliderer Winter in Blaubeuren. Händel mit Strodtbek. Heimliches Rauchen auf dem Turm. Faber wird nach B. citiert??? Christferien in Ulm. — E. — Dritte Neujahrsnacht sehr fidel. Schwends Krankheit. Krankenstube. Ostervakanz 1820. Zeller und ich in Schorndorf. Hauff[1]) reist ab. Riecke in Tübingen. Langweiliger Sommer. Erwartungen. Besuch Hermanns. Mit mir in Ulm. Hoffnungen!!? Den 1. [Juni]: 17 dürfen nach Ehingen. Morgens schlechte Predigt. Schimpft Ephorus über die neuen Moden. Nachmittags 1—6 in Schelklingen. Lustiger ordentlicher Commerz. Ankunft der Ehinger.

Den 2.—8. Schlechte Zeiten. Vakanzgedanken. Muß bei Ephorus schanzen wie ein Vieh und anderes liegen lassen. In den Abendrekreationen lustige Spaziergänge mit Kraus, Zeller ꝛc. Ungewisses Hoffen wegen N. N. Traurige Gedanken. Eingeschränktheit.

Den 9. Commerell und ich gingen Schwend entgegen. Er kommt nicht. Schnelles Heimjagen, weil es schon geschlagen hat.

Den 11. Rauchen. Lustiger Abend in Weilheim. Freudiger Brief von Hause. Frohe Aussichten wegen meiner Promotion.

Den 12. [Juni]. Zörnlein!?

Den 15.[Juni?] Abgang des Fuchs (Julie Seefried) nach Stuttgart in das Mädcheninstitut — gestern Nacht hatten wir ihr noch ein Lied gesungen. Bier und Tabak mit Commerell, Schwend. Haspel auf der Krankenstube. Bekanntschaft mit Stadtschreiber Kraus.

Erlösung vom Jammerthal. Reden. Abschied. Ausritt nach Feldstetten. Ball in Kirchheim. Examen. Roßwag. Bekanntschaft mit Nane. (Schöne Zeit!) Rückreise. Ankunft im Kloster.

III. Tübingen. Winter 1820. Eintritt ins Kloster. Sehnsüchtige Gedanken an die schönen Tage in R. Bekanntschaft mit Frisch, Christian, Göriz, Röder. Spaziergänge mit diesen. Arge Graßheit.[2]) Diese treten in die Burschenschaft. Kränzchen bei Göriz und Riecke. Suite nach Roseck. Händel mit den Corps. Unruhige Zeit. Versammlungen. Konzerte u. s. w. Briefwechsel mit Ne. Kämpfe. Neckartirannei. Smollis mit Pfaff. Fastnacht. Erligheim!

Ostervakanz. Lustige Tage bei Haugs. Roßwag. Annäherung an Ne. Abschied!? Eilig heim!! Der unglückliche Brief an Ne. Rückkehr nach Tübingen.

Sommer 1821. Bekanntschaft mit Theurer. Wohnen in der Stadt. Das Gärtchen. Spiele mit Geßler auf Theurers Stube. Abendspazier-

---

[1]) Der Vetter Wilhelms, Repetent.

[2]) Schwäbisch für Kraßheit, krasse Manieren.

gänge ins Waldhörnle. Krankheit. Waterlooseſt. Suite nach Hechingen. Suiten nach Niedernau. Spatz paukt ſich mit Fäberle. Theurer paukt ſich mit Odenwald.

Malchen in Tübingen, Marie in Stuttgart. Riecke und ich reden Cocles ſeine Liebe aus. Beſuche auf Pfäffles Stube. Köhler, Adolf R., Seybothen. Suite nach Reutlingen. Kabale und Liebe. Göriz Ausritt nach Niedernau. Reiſe mit Cocles nach Stuttgart. Geſpräche und Verirrungen unterwegs. Löwenfraß. Liebesleiden. Brief der Pfarrerin von Erligheim. Branderkommerz. Friſch will ertrinken. Aufwichs mit Bock.

Winterſemeſter 1821—22. Herbſtvakanz. Reiſe mit Theurer, Riecke 1 und 2, Reyſcher über Gmünd nach Ellwangen. Suiten in Ellwangen. Schrezheim.[1]) Reiſe von Aalen nach Ulm mit den übrigen und Pfäfflein. Riecke als Schulmeiſter von Aalen. Verfrorene Fahrt von Heidenheim nach Ulm. Tanz und Tanzmuſik in Pfuhl. Fahrt ins Steinhäule. Rückkehr nach Stuttgart. — — — — Nach Tübingen. Fideles Jungburſchenſemeſter. Cocles hat ſeine Liebe aufgeſteckt. Konſtituierung ordentlicher Kränzchen mit Theurer, Riecke, Cocles, Friſch, Röder, Pfaff, Reyſcher, Seybothen, Köhler, Schott (Sigel). Bekanntſchaft mit Plieninger. Muſikkranz. Suite nach Hechingen. Muſeumsball. Eintritt in die Fidolia. Kommerze der Fidolia. Chriſtoakanz. Neujahrsnacht. Riecke läßt ſein Herz in Stuttgart. Serenaden mit Plieninger. Verdrießlichkeiten mit der Compagnie, die ſich durch meinen Eintritt in die Fidolia beleidigt fühlt. Gedichte in den Kränzchen. Auszug der Fidolia auf einen Berg mit biergefüllten Ranzen. Auflöſung der Fidolia und Folge davon. Ihr Begräbnis. Ausſöhnung mit dem Kränzchen. Tarokabend zu Hauſe. Sallwürk, Spatz, Göller und Fäberlein konſiliiert. Im ganzen war das Semeſter luſtig und fidel und doch dabei fleißig. Ausſchuß löſt ſich auf.

Allgemeine Bemerkungen über dieſes Semeſter. Gegen die Corps im ganzen ſehr ruhig, weil ſich dieſe zurückziehen. In der Allgemeinheit zeigt ſich wenig Intereſſe, deswegen iſt auch der Ausſchuß nicht gar friſch, ob er gleich Händel mit dem Senat hat und ſich endlich auflöſen muß (Verſchißgeſchichten). In der Burſchenſchaft zeigt ſich kein großer Eifer. Daher Streitigkeiten der Feuerreiter, Gemäßigten und Fidolen. Die Fidolia bringt einen fideleren Geiſt in die Kneipe, der aber ausartet. Am Ende größeres Intereſſe darin.

Sommerſemeſter 1822. Vakanzbeſuch bei Hauff.[2]) Predigten und Kinderlehre daſelbſt. Erſte Kinderlehre hier. Am Ende des vorigen Semeſters fidele Suite nach Rottenburg, um Bumper[3]) zu begleiten. Lerne Wagner kennen. Bierſpiele in der Vakanz. Spatz im Loch. Beſuche bei ihm. Suite mit ihm nach Luſtnau. Empfang der Stuttgarter. Regeres luſtiges Leben im

[1]) Bei Höchſtadt a. Egau, unweit Dillingen in Bayern.

[2]) Pfarrer in Bondorf.

[3]) Der nachmalige Oberamtsarzt Hauff in Kirchheim u. Teck.

Anfang des Semesters. Die Allgemeinheit löst sich auf. Die Burschenbehörde wird abgeschafft. Meldung in die Burschenschaft. Doktor verkeilt in Fanny. Bierspiel und Champagner am 12. Mai 1822. Nane stirbt im Mai. Riecke[1]) geht nach Wien. Vorher noch Suff bei Seybothen. Röder paukt sich. Suite nach Hechingen. Waterloofest. Gedicht darauf. Großes Bierspiel mit Wagner und Binder. Aufnahme in die Burschenschaft den 3. Juli. Cameralis schrecklich verkeilt in Stabele. Nachtmusiken mit Pfäffle. Die Kränzlein hören auf. Streit in den Versammlungen. Th. Körners Totenfeier. Mein Austritt September.

September und Oktober Reise in die Rheingegenden über Karlsruhe, Mannheim, Worms, Mainz, Coblenz, Neuwied, Rüdesheim, Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt, die Bergstraße, Heidelberg, Heilbronn ꝛc. mit Pfaff, Poths, Schlaich und Faber.

Wintersemester 1822—23. Ein rüstiges, schönes Semester. Werde Ehrenmitglied der Burschenschaft. Okt. 22 Kränzchen ꝛc. Paukereien mit Dille. Rieckes Stich.[2]) Seine Krankheit auf Cocles Stube. Berühmter Museumsball. Suite auf das Schloß. Schlittenfahrt. Freiburger Suite. Ständchen. Senis illuminiertes Herz. Illumination in Stuttgart. Klüpfel.

Osterferien. Das Blutregiment. Doktors Perfall!!![3]) Sommer 1823. Freiburger Geschichten. Allgemeine Statuten angenommen. Waterloofest und Ball. Ständchen. Weberlein! Cameralis als Tröster und Bräutigam. (Wer hätte das gedacht!)

Wintersemester 1823—24. Reise nach Nördlingen in den Ferien. Ulm bei Max. Fahrt auf der Donau mit Supf, Wolf und Poths. Donauwörth. Nördlingen. Luise. Rimlinger Kirchweihe. Casino. Ball. Abschied. Öffentlicher und geheimer Briefwechsel durch Fräulein Wucherer. Stiftungsfest. Neujahrnachtsball. Mariens Hochzeit. Cocles Abzug. Mimische Darstellungen auf Max Zimmer.

Osterferien 1824. Bierspiele. Reise mit Reibel, Röder, Kosak, den beiden Mannhardts, Froriep nach Aalen. Der Assessor in Göppingen. Nördlingen. Ankunft; die ersten zwei Tage. Wallerstein. Entdeckung der Mutter. Glückliche Stunden! Die Raben. Karthäuserthal. Rückkehr nach Tübingen. Letztes Semester. Cocles als Philister. Waterloofest. Mannhardts Ofen und Kaffee.

---

[1]) Gustav R.

[2]) Heinrich Riecke wurde bei einer Ehrenmensur ins Bein gestochen.

[3]) Durchfall im Examen?

III. Aus dem Nachlaß.

Gedichte und Stammbuchblätter.

Die früheſten Gedichte Hauffs ſind enthalten in einem Konzeptbuch von Wilhelm Hauff (1822), und in einem „Liederbuch von Wilhelm Hauff 1822. 1823“, andere in einem braunen Abſchriftenbuch von Carl Göriz.

Den 26. Dec. 22.

Hoffe!

Stimme von dem braunen Hügel,
Die Du oft ins ſtille Thal
Wiedertönſt die lauten Worte,
Lieben trauten Wiederhall,
Stimme, die Du meine Lieder,
Die Accorde meiner Zitter
Wiedertönſt, erſchalle,
Gieb nicht neckend meine Frage wieder,
Gieb mir Antwort, Stimm' im ſtillen Thale.[1])

Stiller Strom im grauen Bette,
Eile nicht ſo ſchnell davon,
Daß mein Ohr einmal verſtände
Deiner Wellen leiſen Ton;
Deine ſchönen Silberquellen

[1]) Man wird oſſianſche Reminiſzenſen in dieſer Strophe nicht verkennen.

Sollen traulich mir erzählen,
Rauſche lauter, rauſche,
Sprich zu meinem Ohr aus Deinen Wellen,
Daß ich Deine Sagen mir erlauſche.

Die ihr an dem alten Thurme
Oft im Mondesſchimmer webt
Und in nächtlich-ſtiller Stunde
Durch den blaſſen Hain entſchwebt,
Nebelſchatten alter Helden,
Ach, daß ſie mir [doch] erzählten,
Steht mir Red', ich frage,
Wollt ihr nichts aus euren Tagen melden,
O wie gerne lauſcht' ich eurer Sage.

Von den alten öden Zinnen
Schauen düſter ſie herab,
Ach! ſie blicken von den Thürmen
Schweigend in ein ödes Grab;
Alles Edle iſt verklungen,
Alles hat die Zeit verſchlungen,
Dem Geſchlecht hienieden,
Das ſo tief in ſeinem Fluch geſunken,
Haben keine Antwort ſie beſchieden!

Auch des Stromes ſtille Wellen
Haben ſchönre Zeit geſehen,
Als noch edlere Geſchlechter
Bauten auf der Berge Höhen,
Stolz verachtet er die Frage,
Übertönet meine Klage,
Seine blauen Wogen
Denken ſchweigend jener ſchönen Tage,
Schweigend ſind durchs Thal ſie hingezogen.

Und ſo ſteh ich denn alleine
In der ſtillen Mondesnacht,
Weine um die trüben Zeiten,
Ob kein neu Geſchlecht erwacht?
Ach, daß ſich mein Volk ermannte,
Daß es ſprengte ſeine Bande!
Ob ich wohl noch hoffe?
Lautlos fließt der Strom vom grauen Strande
Nur das leiſe Echo ruft mir: Hoffe!

Spaniſches Volkslied.

1) Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die ſchönen Prachtgebäude
In den breiten Straßen ſtehen;
Aus den Fenſtern reiche Leute
Schön geputzte Frauen ſehen,
:| Dahin ſehnt mein Herz ſich nicht. |:

2) Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuſer ſtehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus den Fenſtern ſehen,
Ihre Blumen zu begießen:
:| Dahin ſehnt mein Herz ſich ſehr. |:

3) In Sevilla, in Sevilla!
Weiß ich wo ein reines Stübchen,
Stille Kammern, helle Küchen,
In dem Hauſe wohnt mein Liebchen,
An dem Pförtchen glänzt ein Hammer,
:| Klopf ich, macht die Jungfrau auf. |:

Dieſes Gedicht findet ſich zwiſchen anderen, unzweifelhaft von Hauff herrührenden im Nachlaß. Da ich es aber auch in einer handſchriftlichen Liederſammlung von 1840 finde und nicht erklären kann, wie es dahineingekommen iſt, wenn es ein ungedrucktes Gedicht Hauffs wäre, ſo muß ich die Verfaſſerſchaft Hauffs allerdings im Zweifel laſſen.

Den 31. Dec. 1822.

Sylveſternacht.

Von den argen Alten
hat der würdige Prälat
freylich oft gar vielen Schmerz.
Doch mit vielen andern Sachen
weiß er ſchadlos ſich zu machen,
das Verbot iſt ihm nur Scherz.

Der Sylveſterabend wurde in den Kloſterſeminarien, ſowohl in Blaubeuren, als in Tübingen immer feuchtfröhlich begangen. Auf die Einſchränkungen, die der Jugendluſt von oben her auferlegt wurden, ſcheinen ſich die vorſtehenden Verſe zu beziehen.

Parabel.

Einſt winkte Zeus aus ſeinen Wolkenhöhen,
Und goldgelockt trat Hymen vor ihn hin,
Geh, nimm die Herrſchaft über alle Ehen,
Mach', daß die Liebenden ſich nimmer flieh'n.
Der Gott enteilt zum Bruder mit dem Bogen,
Erzählt, was ihm der Herr gebothen hat,
Ach, oft haſt du mich Armen ſchon betrogen,
Ich bitte nur dich,[1]) ſchaff' mir dißmal Rath.

Und Amor ſprach: Ich will die Ketten binden,
Die ewig feßeln, was ſich einmal fand;
Selbſt gieng er hin, das feſte Band zu winden,
Von Roſen wand der kleine Gott das Band.
Ach, legteſt du nur damals ab die Binden,
Am Roſenband blieb mancher Dorn zurück,
Drum konnt' ich nie Ein trautes Pärchen finden,
Dem einmal nicht ein Dorn getrübt das Glück.

---

[1]) Mſkr.: Doch.

Sehnſucht.

(Lied aus der Ferne.)[1])

1824.

Ihr Töne meiner Saiten,
  Ihr tönt ſo ſanft, ſo mild,
Mit Träumen ferner Freuden
  Habt ihr mein Herz erfüllt.
Des Liebchens Kuß, des Liebchens Blick,
  Führt mir der ſanfte Ton zurück,
  Der eurem Hauch entquillt!
O lispelt leiſe, leiſe!
  Dann träum' ich ſchönre Zeiten
    Und meiner Liebe Bild.

Wenn auf der Berge Höhen
  Der Strahl des Morgens fällt,
Möcht' ich mit Windeswehen
  Zu meiner Jugend-Welt,
Möcht' eilen mit des Morgens Strahl
Zum blauen Berg, zum fernen Thal,
  Das ſie umfangen hält.
Vergebens, ach vergebens!
Mir blüht kein Wiederſehen
    In meiner Jugendwelt.

Feuerreuter-Lied (jetzt Trinklied).

1824.

Wer ſeines Leibes Alter zählet
  Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Kreuzer fehlet,
  Sich um die Pfennig' luſtig macht,

[1]) Wohl zu Anfang des Jahres 1824, nach dem erſten Aufenthalt in Nördlingen und vor dem Wiederſehen mit Luiſe an Oſtern 1824, gedichtet.

Der findet in uns ſeine Leute,
Der ſei uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
In ſeine ſanften Arme ſchließt.

Chor:

So haben immer wir gedacht,
So haben's immer wir gemacht;
Drum auf! empor! das Glas empor!
Und ſtoßt mit an, ihr Feuerbrüder!
Denn Liebe, Frohſinn, Wein und Lieder
Umſchlingen unſern Feuer-Chor.

Wenn von dem Tanze ſanft gewieget,
Von Flötentönen ſüßberauſcht,
Fein Liebchen ſich im Arme ſchmieget
Und Blick um Liebesblick ſich tauſcht,
Da haben wir im Flug genoſſen
Und ſchnell den Augenblick erhaſcht,
Und Herz an Herzen feſt geſchloſſen
Der Lippen Liebes-Gruß genaſcht.

Chor:

So haben immer ꝛc. ꝛc.

Den Wein kannſt du mit Gold bezahlen,
Doch iſt ſein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in ſeine Strahlen,
In ſeine Geiſter-Gluth dich taucht;
Uns, die wir ſeine Hymnen ſingen,
Uns leuchtet ſeine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unſer Geiſt zum Geiſt empor.

Chor:

So haben immer wir ꝛc. ꝛc.

Drum, die ihr frohe Freundes-Worte
Zum würdigen Geſang erhebt,
Euch grüß ich, wogende Accorde,
Daß ihr zu uns hernieder ſchwebt!
Sie tauchen auf — ſie ſchweben nieder,
Im Vollton rauſchet der Geſang,
Wie lieblich hallt in unſre Lieder
Der vollen Gläſer Feier-Klang.

Chor:

So haben immer wir ꝛc. ꝛc.

So haben's immer wir gehalten,
Wir tapfre Feuerreuterei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu;
Denn wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn in altem Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

An Sophie[1])

an ihrem Hochzeitstag.

1826.

War eine Wittwe lobeſam
die hatte ein Paar Mädchen,
Zu ihr ein Paar Studenten kam,
die Würdigſten im Städtchen.
Sie waren voll Gelehrſamkeit,
die beiden Herrn Studenten,
Und brachtens endlich mit der Zeit
Sogar zum Repetenten.

[1]) Hauffs Schweſter.

Der ält'ſte ſah die ält'ſte gern;
er zog wohl aus bis Bremen,
doch kam er wieder aus der Fern,
das holde Kind zu nehmen.
Der Kleinſte ſah's und dachte: ſo?
Er freit? ich kanns nicht minder;
die kleinere iſt nicht von Stroh,
Sind beyde liebe Kinder.

Da ſprach er zu dem ältern Herrn
Und ſagte ohne Schämen:
Du ſahſt viel Mädchen in der Fern
In Preußen und in Bremen,
Und doch haſt du dein Herz bewahrt,
Und kamſt zu ihr gelaufen:
Geſtehe, ſind ſie guter Art —
Die Mädchen der Frau Hauffen?

Da ſprach der Herre hochgelahrt:
Ich rath' Dir, nimm die Kleine,
Sie iſt zwar etwas andrer Art
Und ſpitz'ger als die meine,
Sie iſt gar zart und fein; wenn ſchon
Zuweilen etwas ſpröde,
Haſt du den erſten Kuß davon,
So iſt ſie nicht mehr blöde.

Das Freien iſt fürwahr kein Scherz,
Es machet viel Beſchwerden;
Doch faßt der Kleine ſich ein Herz,
Sagt: willſt Du meine werden?
Sie ſagt nicht ja, ſie ſagt nicht nein,
Iſt ſtill und ſtumm geweſen,
Doch in der Augen klarem Schein
Hat er ſein Glück geleſen.

Der Kleinſte führt die Kleinſte heim,
Sie haben ſich gefunden,
Und aus der Freundſchaft zartem Keim
zwei Früchte ſchön entſtunden.
Drum endet auch der Hochzeit-Reim,
den ich für euch gewunden:
Es fehlte nur der Liebe Leim,
So waren ſie gebunden.

Die kleinen Geigerlein[1])

dem

jungen Ehepaar.

(1826.)

Die Tante wird Frau Helferin,
Der Onkel wird ihr Mann,
Wir wiſſen's ganz gewiß, ſie hat
das Hochzeitkleidchen an.

Jetzt darf ſie nicht mehr von ihm fort,
Bleibt nicht viel Wochen fern;
Das freut uns recht, wir gönnen's ihr,
Sie hat ihn ja ſo gern.

Sie bleibt bei ihm in ſeinem Haus,
Sie hat ihn alle Tag;
Sie macht ihm Morgens den Kaffee
Und kocht ihm, was er mag.

---

[1]) Die Kinder von Lina Geiger, geb. Klaiber, Frau des Pfarrers M. Gottlob Friedrich Geiger (in Erligheim, 1813—1823), Tochter des Pfarrers Johann Chriſtian Klaiber zu Roßwag, geb. zu Wankheim bei Tübingen, 24. April 1791. Vrgl. auch die Briefe Nr. 10 und 12 und S. 27. Das junge Ehepaar iſt Linas Bruder Wilhelm und Hauffs Schweſter Sophie.

Sie backt ihm Kuchen groß und süß
Und viele Zwiebeln drinn,
Wie kriegts der Onkel doch so gut
Bei seiner Helferin.

So leben sie und freuen sich
Noch viele Dutzend Jahr',
Und Onkel hat die Tante gern,
Wie's bei der Hochzeit war,

Und sind wir Mädchen einmal groß,
Dann sind sie alte Leut!
Dann kocht sie ihm noch alle Tag'
Und liebt ihn noch, wie heut.

Fassung des Gedichts „Zur Feier des 18. Junius 1823" in den „Kriegs- und Volksliedern":

Str. 2: Feindes Adler saht ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner schallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von des Sieges goldnem Tag.

Str. 3: Selig preis' ich eure Lose
In der Erde kühlem Schoße,
Denn ihr saht der Freiheit Licht,
Saht sie steigen
Ueber Leichen —
Wie die Sonn' durch Wetter bricht.
Hier in eurem Siegesthale
Denken wir bei'm Todesmahle

u. s. w.

Zuſatz zu dem Gedicht Lehre aus Erfahrung (Morgenblatt 1827, Nr. 128):

Sey einer gewappnet noch ſo gut,
Wie Siegfried mit des Lindwurms Blut:
Du kannſt ihn klüglich überwinden,
Wirſt Du ſeine ſchwache Seite finden.

Die Auflöſung der Rätſel lautet:

Römer.
Roma — Amor.
Helena.

Die des Logogryphs: Treue — Reue.

Die der Charade: Preſſefreiheit.

Die andern Gedichte, meiſt in der Burſchenſchaft vorgetragen, zähle ich nur auf, indem ich die Anfänge und einzelne Proben beifüge:

Auf Grüneiſens Geburtstag (zum 17. Januar) [1820].

„Dich benedeit mein Lied, du freudenvolle Sonne —"
Wortſpiel mit grün und Eiſen.

Am Jahrestag der Verfaſſungs-Feier, den 24. Novemder 1821.

„Zu hoher Feſtes-Freude
Zog einſt der Knaben Schaar —"

Der Kompagnie bei ihrem erſten Kränzchen im Winter 1821, von W. Hff. vulgo Bemper ꝛc. ꝛc.

„Auch mir einmal, ihr Muſen, ſattelt
Das hohe Flügelroß —"

Körners Todes-Feier, 26. Auguſt 1822.

„Verſtummt biſt du, der gold'nen Saiten Spiel,
Von einem edlen Sänger einſt geſchlagen,
Du roſteſt, treues Schwert, das in den Feind
So oft ein tapfrer Jünglings-Arm getragen."

Burſchenſchaftslied.

„Als einſt vom blut'gen Waffentanze
Heimzogen in dem Siegerkranze,
Der deutſchen Krieger tapfre Reih'n,
Da ſchwuren ſie's mit treuen Händen,
Ob Oſt, ob Weſt und Nord ſie trennten,
Ein freies deutſches Volk zu ſein.

So zogen zu den alten Muſen,
Begeiſterung im treuen Buſen,
Die Burſchen aus dem Kampf zurück;
Doch was ſie ſich ſo heiß erſehnten,
Was ſie ſo ſchön zu finden wähnten,
Sie fanden nicht der Eintracht Glück.

Noch trennte eines Volkes Brüder
Der alten Zwietracht blut'ge Hyder,
Die alle Freundſchaftsbande reißt;
Parteiſucht, Stolz und ſchnöde Rache,
Zerſtörten noch die gute Sache
Und hielten fern den beſſern Geiſt.

Da regten ſich in beſſern Herzen
Der Sehnſucht tiefgefühlte Schmerzen,[1])
Die Wehmuth um des Volkes Noth, —
Und plötzlich lodern auf die Flammen
Und leuchtend ſchlagen ſie zuſammen,
Zu einer Flamme Morgenroth.

Es fallen jene rohen Horden,
Es reißen jene alten Orden,
Es ſinkt die alte Barbarey;
Und alle Burſche deutſcher Lande
Umziehn der Bruderliebe Bande,
Ein Bündniß eint ſie frei und treu.

Doch was das Volk ſo ſchön entzündet,
Die heil'ge Flamme iſt entwendet
Von königlicher Frevelhand;
Geſchworne Eide ſind gebrochen,
Und noch iſt Deutſchland ungerochen,
Noch trauert ſtill mein Vaterland?

[1]) Anklang an Max v. Schenkendorfs „Es klingt ein heller Klang" 1814.

Schläger-Lied, geſungen für Tüb. Burſchen.

Pauklied.

Abſchieds-Lied auf den 6. März 1823. [Kronprinz Karl geboren!]

„Zum letztenmal willkommen in dem Bunde —“

Zur Feier des 18. Juni 1823.

„Reiß ab den Trauerflor, der Dich verhüllte,
Schwing Dich herab, und brich den dumpfen Schmerz,
— — — — — — — — — —
Für Dich, o Freiheit, iſt der Hain geſchmückt,
Zu Deinem Kranz die Blumen dort gepflückt —“
— — — — — — — — — —
Der Eid, der uns ſo treu verbündet,
Das Haus, das wir ſo feſt begründet,
Noch ſtehen ſie in alter Kraft.

Den abgehenden Brüdern im Herbſt 1823.

„Vom Himmel iſt der Geiſt entſproſſen,
Der unſer Herz zum Höchſten hebt —“

Hoffnung. (Nach der Weiſe „Wir hatten gebauet“.)

„Ein Ruf iſt erklungen
Durch Berg und durch Thal;
Heraus, ihr deutſchen Jungen
Zum grünen Waffenſaal!
Erwacht ſind die Geiſter
Aus ſchmählichem Tod,
Als uns der alte Meiſter
Den deutſchen Gruß entbot.
— — — — — —
Uns ſoll nicht vergehen
Der Funken der Nacht,
Bis einſt der Freiheit Wehen
Zur Flamm' ihn angefacht.
Dann ſchweben uns wieder
Die Geiſter voran,
Und Deine Burg bricht nieder,
Du alter Meiſter Jahn!“

Freiheit-Hoffnung.

„Freiheit, wo weilſt Du, Du zauderſt ſo lange,
Vaterland ſehnet nach Dir ſich ſo bange! —“

Bundeslied 1824.

„Geiſt des Bundes, ſchwebe nieder, —“
— — — — — — — —
Noch ſteht herrlich dein Gebäude,
Herrlich, wie am erſten Tag.“
— — — — — — — —

Die Mainzer Kommiſſion 1824.

„Wir ſind ein Völklein froh und frei, —“

Gedicht auf gegebene Endworte.

Varianten.

Zu dem Gedicht „Entſchuldigung“ gehörte urſprünglich der Schluß:

So ſprach der alte Muſelman,
Und zum Schiffe eilet der Dragoman,
Berichtet die Mähre dem Capitan. —
Doch dieſer ſchämte ſich noch mehr
Ob des Türken guter und wahrer Lehr.

Wahrſcheinlich, um die Pointe nicht abzuſchwächen, iſt dieſer Schluß in der endgültigen Faſſung weggelaſſen.

Zu „Reiters Morgengeſang“.

Reiters Morgen-Lied.
(Schon in der Sammlung 1824, unter Nr. 65.)
(Alte Soldatenweiſe.)

3) Ach wie bald
Welket Schönheit und Geſtalt!
Prangſt du gleich mit deinen Wangen,
Die ꝛc.

4) Und was iſt
Aller Mannsbild Freud und Lüſt'?
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühen früh am Morgen,
Bis der Tag vorüber iſt.

5) Und ſo will ich ꝛc.

Vergl. Wagners Archiv I, 514.

Zu Jeſuitenbeichte, Morgenblatt, 7. Auguſt 1827. Nr. 188.

Die Jeſuiten und die Miniſter, die Gegenſtände der Erbitterung ſo mancher Franzoſen, ſind dem Nationalcharakter gemäß, auch die Gegenſtände ihres Witzes. Der tägliche Pfeilhagel der Zeitungen, wo auch manches ſtumpfe Geſchoß mit unterlief, mußte zwar diejenigen, die er traf, am Ende unempfindlicher machen, blieb aber immer unangenehm, und ſie haben ſich, wenigſtens auf eine Zeitlang, dadurch etwas Ruhe geſchafft, daß ſie die Satyre aus den Tagesblättern verbannten, die ſich nun in die Flugſchriften geflüchtet hat, wodurch wenigſtens den niederen Volksklaſſen der tägliche Lachſtoff entzogen oder doch verteuert wurde. Wir teilen eine Probe der franzöſiſchen politiſchen Satyre in der Übertragung mit.

Folgt der Text des Gedichts.

Als Gegenſtück vergl. man folgendes Gedicht aus der Pariſer Zeitſchrift „Corſaire“:

Ein Jeſuit nahm, als er die letzte Sonnenfinſterniß beobachtete, andächtig ſeine Mütze ab und betete:

Sey mir gegrüßt, o Finſterniß,
Denn nichts iſt für uns heil'ger!
Doch du verliereſt ganz gewiß,
Kommt deine Macht nicht eil'ger;
Trotz unſrer tiefſten Klugheit ſind
Nicht alle dumm zu ſchaffen,
D'rum förd're, Finſterniß, geſchwind
Nun deines Ordens Waffen!

Zu „Grabgeſang“.

Am Grabe des zu früh verblichenen Freundes, Herrn Joh. Matthäus Leitner, Elementarlehrer. — Geſungen von den Mitgliedern des Geſangvereins in Nördlingen am 10. November 1826.

Der Verſtorbene war ohne Zweifel ein Bekannter von Hauffs Braut, und ihr zuliebe hat er vermutlich den Grabgeſang verfaßt.

Zu „Die Freundinnen an der Freundin Hochzeitstage“:

An Jeanette Wiedemann an ihrem Hochzeitstage von ihren Freundinnen.

Motto zu Othello:

Wie? wann? und wo? Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte dich ans Weil und frage nicht Warum?
Goethe.

Zu Jud Süß:

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen ſtürmiſch ſich erneun. (Schiller.)

Zum „Bild des Kaiſers":

Ne crains cependant, ombre encore inquiète,
Que je vienne outrager ta majesté muette!
Non — la lyre aux tombeaux n'a jamais insulté.
A. de Lamartine.

Stammbuchblätter.

1.

1815.

In das Stammbuch von Chriſtian Heinrich Riecke.

Menſch, ſei ein Menſch, daß, wenn man Deinen Leib begräbt,
Dein Werk und Dein Gedächtnis lebt!

2.

Freund, die Tage werden gewogen, nicht gezählt!

3.

1824.

Nicht an marmornen Trophäen
mag die ſpäte Nachwelt ſehen
was wir Burſche hier gethan,
doch — zum Denkſtein unſern Siegen
bauten wir aus leeren Krügen
hohe Pyramiden an![1]) S.....

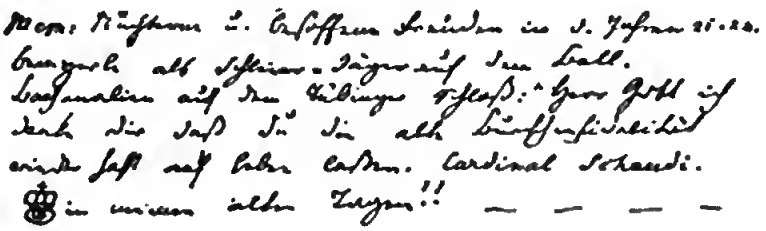
[1]) In etwas veränderter Form als Str. 4 des Gedichts „Das Burſchentum" in den Ausgaben.

Zum Andenken an einen luſtigen Cameraden

Tübingen im Sept: 1824

W. Hauff theol: stud. aus Stuttgart

Bemperle



4.

Glaubt es, ihr Freunde,
Wonnen ſind Feinde,
Leiden erheben und ſtählen zum Gott:
Wer ſich verloren, hat alles gewonnen,
Nächte bedürfen kein Feuer der Sonnen.

5.

Der Feuerreuter Röder.

's jagt einer im Schritt über die Brück',
„Aus dem Weg! aus dem Weg! zurück!"
Was giebts, Herr von Röder? brennts wo?
„In Glems, in Glems![1]) Feuerjo!"

6.

Zur Erinnerung
an die Neckar-Brücke.

Dort draußen auf der Brücke,
Da liegt ein ſchönes Haus,
Da fliegen Liebes-Blicke,
Sie fliegen ein und aus.

---

[1]) Dorf bei Metzingen, O.-A. Urach.

Dort draußen auf der Brücke,
Saßen wir wohl tauſendmal,
Da ſtreiften unſre Blicke
Hinab in's ſchöne Thal.

Wir ſah'n des Neckars Wogen
Im Abendroth erglühn,
Sah'n, wie die Heerden zogen
Im jungen Wieſengrün.

Da zogen Herrn und Damen
An unſrem Blick vorbei;
Sie wurden, wie ſie kamen,
Gemuſtert nach der Reih.

Doch alle, welche kamen,
waren nicht ſo intereſſant,
Als drei bildſchöne Damen
Nicht weit vom Neckarſtrand.

Nach ihrem Fenſter drüben
Ging wohl ſo mancher Blick,
Oft kam von den drei Lieben
Ein holder Blick zurück.

Doch Einen! ach! nur Einen,
Beglückt ein hold Geſicht;
Drei Sonnen thaten ſcheinen,
Uns leuchtet keine nicht.

Sommer und Winter $18\frac{22}{23}$.

7.

Wenn du, l. Louiſe, an den Herbſt 1823 dich erinnerſt, ſo denke dabey auch an meine ſteife Ankunft und an die chineſiſchen Complimente, an die Gänge in den Garten, an die Roſe in Reimlingen, an die unglückliche Liebe zu Barbara Oettelt, an die Guitarreſtunden und die aufmerkſame Schülerinn, vor allem aber

an den weiß u: blauen Ball den 12. Oct. u. an den H: Rentamtmann — vor allem aber an deinen treuen Vetter aus Tübingen.

Was wir im Scherz ſo oft geſungen,
Sey mir ein ernſtes Abſchiedswort,
Denn, ſind die Töne bald verklungen, —
Es lebt der Geiſt der Töne fort:

„Wenn mir in weiter, weiter Ferne
„Dein liebevolles Bild erſcheint,
„Dann wünſch ich ſtill, dann möcht ich gerne,
„Daß uns die Liebe wieder eint."

Nördlingen, 13. Oct. 1823. Wilhelm H.

8.

Aus Chriſtian's Stammbuch.

Wilhelm Hauff
Tübingen, Merz 1824.

Und wenn dich auch manch ſchlechter Witz betrübte,
Du weißt ja doch, daß ich dich liebte!

(Dieſe Zeilen gehören urſprünglich als Zuſatz zu dem in die Werke aufgenommenen Vierzeiler:

Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird dir einſt die Nachricht zugeſandt,
Daß zu den Vätern ich verſammelt wäre,
So trink und ſprich: „Ich hab' ihn auch gekannt!"
Mach' hier ein Kreuz — und gib mir eine Zähre.)

9.

Aus Röders Stammbuch.

Non, si male nunc, et olim sic erit.[1])

Dieſer alte Spruch iſt hauptſächlich im Katzenjammer zu leſen und war mir ſchon in manchen Fällen probat. Ich empfehle ihn wie mich in dero fernere Gewogenheit. Adieu Baron!

Tübingen 31. Auguſt 1824 — Dein Wilh. Hauff, penſ. Aſſeſſor Bemperlein.

[1]) Wenn's jetzt auch ſchlimm iſt, ſo beweiſt das nicht, daß es inskünftig ebenfalls ſo ſei.

10.

Dank für den Glückwunſch der Compagnie
bei Louiſens Ankunft in Tübingen
im Sommer 1824 (den 21. Juli).

Für euren Glückwunſch herzlichen Dank,
Er traf mich gerade bei Spiel und Geſang.
Die vidimirte Abſchrift hab' ich vorgeleſen,
Es iſt eine rechte Freude geweſen —
Mir
und ihr, alles reimt ſich hier

T. Wilhelm Hauff
Louiſe Hauff.

11.

Aus dem Stammbuch
des Adolph Rieke.

Miß B———l war gar beſtürmt von allen Ecken,
Da rieth man ihr, ihr Herz mit Polſtern zu verdecken;
Das Polſter wird genäht: Doch wer hätt' das gedacht?
Sie hat die Schutz Baſtei von hinten angebracht.

Tübingen 1824
September

Zum Andenken an Deinen Freund
W. Hauff aus Stuttgart, penſ. Aſſeſſor.

12.

Das Herz bekümmert ſich gewöhnlich wenig um die Reſultate des Verſtandes; denn die ſchwerſten Leiden und Entbehrungen ſind die des Herzens.

Schriebs zum Andenken
an die Seufzer Jahre
in Tübingen

Wilh. Hauff
der Seelen Hirtſchaft
Anbildling.

13.

Anzeige einer Gelderhebung auf der Reiſe.

(1826.)

Meinem lieben Onkel Grüneiſen gebe ich nebſt meinem herzlichen Gruße die traurige Nachricht, daß ich am 8. Sept. dieſes Jahres — 300 f. bei Sillem Bennecke in Hamburg erhoben habe.

Mit der Bitte um ſtille Theilnahme

Wilhelm Hauff.

14.

Gedenkblatt von der Zuſammenkunft Tübinger Burſchenſchafter mit Wilhelm Hauff im Herbſt 1827.

Die Perle des Genuſſes iſt ſeine Erinnerung

Jean Paul.

Göppingen, d. 30. Sept. 1827.

Ihrem Bemperlein.

Walz, vulgo Dctr. Warſt[1])
Friedrich Camerer[2])
Guſtav Grieſinger
Ferd. Dörner
Carl Sick
Moegling
L. Brecht
Egerbrük I
Reidhardt
Dr. Walz II. Salzkopf
Wächter, vulgo Wachtel[3])
Kreuſer, vulgo Haid
Mauch.
Günzer. Halm
Bockshammer
H. Find
Zahn, vulgo Zink
E. Klüpfel
M. Pfaff
Rödinger
Hirſchhorn, vulgo Camerer
† † †
Handzeichen des kleinen Egerbrük.

[1]) Nachher Direktor von Hohenheim.

[2]) Sohn des Profeſſors am Stuttgarter Gymnaſium Joh. Wilhelm C.

[3]) Johann Karl, ſpäter Direktor des Medizinalkollegiums, Sohn des Kanzlers Karl Georg.

Die Seniade.

(1822.)

Das humoriſtiſche Studentenepos „Die Seniade" ſtellt ſich als eine unverkennbare Nachahmung von Zachariäs bekanntem ſcherzhaften Heldengedicht „Der Renommiſt" (1744) im ganzen und in vielen Einzelheiten dar. Da die Wiedergabe des Ganzen ſowohl wegen des noch häufig unbeholfenen Ausdrucks als wegen der zahlreichen örtlichen und zeitlichen Anſpielungen ermüdend wirken könnte, ſo begnügen wir uns damit, den Gang der Handlung in einem verbindenden Texte kurz zuſammenzufaſſen und Hauff ſelbſt nur in einzelnen Proben ſprechen zu laſſen.

Das Korps der Schwaben liegt ſchon ſeit Jahren mit der Burſchenſchaft Germania (die „Gelben" genannt) in Fehde. **Weis**, der Senior der Schwaben, ein Bäckersſohn und ein ungeſchlachter Haudegen, hat den Burſchenſchafter Faber in einer ſchweren Menſur abgeführt, und (Friedrich) **Hauff**, gen. Seni (Abkürzung aus Senior), der Erſte der Germanen (ſ. den biographiſchen Teil S. 39) wird von Armin, dem Schutzgeiſt der Burſchenſchaft, aufgefordert, die Niederlage zu rächen. Den Sueven ſteht Comment,[1]) der Genius der Korps, bei. Dieſe beiden Allegorieen machen die mythologiſche Maſchinerie des Epos aus und entſprechen dem allegoriſchen Beiwerk bei Zachariä, wo Pandur, der Schutzgeiſt der Renommiſten, und die Göttin Galanterie, welche den Stutzern hold iſt, ſich gegenüberſtehen. — Seni läßt alſo Weis durch einen ſeiner Getreuen, Pharſolié, fordern, aber Comment lähmt ſeinem Schützling den Arm, ſo daß er nicht auf die Menſur zu treten braucht. Endlich läßt Weis ſich herbei, die Sache zum Austrag zu bringen, aber nun bleibt die Menſur unentſchieden, da Comment dem ſchon halb unterlegenen Weis rät, die Suspendierung zu beantragen. Jetzt will Armin Seni helfen, wenn er ihm verſpricht, von der ſeine Kraft lähmenden Minne

[1]) Der Dichter betont zuweilen ſchwäbiſch Cómment.

zu laſſen. Da Seni aber dieſe Bedingung nicht zu erfüllen vermag, ſo bleibt die nach drei Monaten aufs neue ſteigende Menſur wieder unentſchieden. Mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf künftige Siege Senis und die glänzende Zukunft der Burſchenſchaft in Worten, die der Dichter Armin in den Mund legt, ſchließt das Gedicht.

Der Seniade erſter Geſang.[1]

1. Ihr, die im frohen Tanz um den Parnaſſus ſchwebet,
Im ew'gen Jungfernkranz,[2] in ew'ger Jugend lebet,
Helft der Begeiſtrung nach, die mir im Buſen brennt,
Segnet den Helden mir, den mein Geſang euch nennt.

2. O Seni, tapferſter und klügſter aller Helden,
Die unſerer Neckarſtadt zu keinen Zeiten fehlten,
O Seni, wackerer Burſch, Dich grüßet mein Geſang;
O nimm es gnädig auf, wenn etwas mir gelang.

3. Zwar muß ich Kühnſter Euch tief um Verzeihung bitten,
Daß ich das Roß beſtieg, das Beſſere geritten,
Auf das begeiſtert einſt ſich Zachariä ſchwang,
Als unvergleichlich er den Renommiſten ſang.

4. Doch wie, wenn Bier und Wein die Sinn' uns übermeiſtert,
So hat auch jener Held zum Liede mich begeiſtert,
So trag' mich Hippogryph zu dem Olympos auf,
So töne denn mein Lied dem Zweig vom Stamme Hauff!

5. Dort, wo im ſtillen Thal, umkränzt von grünen Höhen,
In majeſtät'ſchem Lauf des Neckars Wellen gehen,
Da liegt am Ufer hin Tubingas Muſen-Stadt,
Die, wie das alte Rom, der Berge ſieben hat.

6. Seit einem Jahre ſchon lag hier zum Schlagen fertig
Seni, der wackre Held, ſtets ſeines Feinds gewärtig;
Oft rief mit bittrem Hohn den Gegner er heraus,
Jedoch — der Gegner blieb wohl weißlich[3] ſtets zu Haus.

Nachdem die Vorgeſchichte (Weis contra Faber) berichtet iſt, wird erzählt, wie Armin nächtlicherweile zu dem ſchlaflos ſich wälzenden Seni

---

[1] 82 vierzeilige Strophen, ausnahmsweiſe ſind 6zeilige mit der Reimſtellung aa bb cc eingeſtreut.

[2] 1821 war der Freiſchütz zum erſten Male gegeben worden.

[3] Zugleich wohl Anſpielung auf deſſen Namen, Weis.

tritt, ihn wegen jener Niederlage zu trösten, und ihm aufträgt, seinerseits den Senior der Schwaben zu einer Revanche-Mensur herauszufordern. Die Magd muß mit einem die Forderung enthaltenden Billet nach der Huberischen Kneipe gehen, wo die Sueven Tag und Nacht ihre Gelage halten. Weis nimmt die Herausforderung notgedrungen an.

50. Wie wenn im grauen Kranz veralteter Matronen,
Die keinen Menschen je mit ihrer Zunge schonen,
Ein Weib mit scheelem Blick ein halbes Wort gesagt
Und gleich in voller Hast der ganze Zirkel fragt:
So staunet jetzt das Volk, ein jeder scheint zu fragen,
Was in dem Zettel wohl für wicht'ge Worte lagen?

Würdevoll verläßt Weis die Genossen.

56. Wie wenn in krit'scher Zeit Finanz- und Staatsminister,
In ihrem Inneren erbärmliche Philister,
Im Äußeren jedoch wie forsche Leute gehn,
Daß keiner es erschaut, wie die Finanzen stehn:

57. So schreitet dieser Held, zerknirscht in seinem Herzen,
Von Mohren hart gequält und von der Juden Schmerzen, [1])
Von außen doch ganz forsch nach seiner Kneipe [2]) hin,
Sein Blick prahlt noch wie sonst: „Seht hier, daß ich es bin."

Heimgekehrt, fleht er zum Gott Comment um Beistand:

63. — — — sein heißes Flehn
Stieg in die Lüfte auf und flog mit Windes Wehen
Weit über Berge hin zum Genius aller Corps
Und traf beim Genius ein sehr geneigtes Ohr.

64. Dorten, wo Heidelberg sein stolzes Haupt erhebet,
Wo Neckars blaue Fluth dahin am Ufer schwebet,
Da, wo dem schwarz und roth so mancher Sieg gelingt,
So manche Jungferschaft des stolzen Corpsbursch sinkt:

65. Da saß der Genius der Corps, Comment geheißen,
Ein mächt'ger Herrscher einst am Neckar, an der Pleißen,
Am Rhein und an der Elb', an der Spree und an dem Main;
Doch nunmehr ist, Gottlob, sein Herrscherreich sehr klein.

---

[1]) Mohren kehrt mehrmals wieder und bedeutet offenbar Ängste. Also hier „von Angst und Schulden gequält".

[2]) hier = Wohnung.

66. Sachſo-boruſſia, Rhenanen und Frankonen,
Helvetier, Haſſia, Bavaren und Curonen,
Die forſche Suevia, des Schwarzwalds wilde Jagd
Und Ulma, die wohl bald den Ulmer Kühhirt macht.

Comments ſchönſte Zeit iſt dahin, da Armin (ſeit 1815) ihm ſo viele Muſenſöhne abſpenſtig macht.[1]) Aber:

73. — — „Es ſey — noch ſteh ich feſt, noch manches Corps iſt mein,
Der alte Comment wird noch manches Siegs ſich freun!!“

74. Er ſprachs und rafft ſich auf, er ſetzt den Stürmer tiefer,
Fährt mit der Hand durchs Haar und wichſt den Schnurrbart ſchiefer;
Er zieht den Gottfried an, er ſchnallt ſich um den Sporn,
Und ſummt in ſeinen Bart „Der Burſch von Schrot und Korn“.

— — — — — — — — — — — —

76. Wie wenn Mercurius mit ausgeſpanntem Flügel,
Von Zeus geſandt, ſich ſchwingt weit über Thal und Hügel,
So ſchießt Comment dahin, weit durch der Wolken Thor,
Und iſt in ſchnellem Flug beim Schwaben-Senior.

Er iſt bereit, ſeinem lieben Sohn beizuſtehn und macht ihn dadurch, daß er ihm mittels dreimaliger Berührung den Arm ein wenig lähmt, fürs erſte kampfunfähig.

Der Seniade zweiter Geſang.[2])

1. Dort an dem Neckar hin liegt in geringer Weite
Der Wörth, ein Wieſenplan zu Aug- und Magenweide
Für Menſchen und fürs Vieh, die dorten ſich ergehn;
Im Sommer, Lenz und Herbſt iſt Alles dort zu ſehn.

2. Dort geht der Profeſſor, dort geht der Sohn der Muſen,
Dort ſpröde Fräulein, wie die Magd mit vollem Buſen,
Die Kuh, die voll Gefühl das ſtille Thal durchbrüllt,
Der Beſen, dem ein „Ach!“ das liebe Herzchen füllt.[3])

---

[1]) Ein deutlicher Hinweis auf Zachariäs Gedicht liegt hier in den Worten: „Biſt du dahin, o Zeit, die einſt mein Raufbold zierte,
Wo man auf offnem Markt die forſchen Schläger führte u. ſ. w.“

[2]) 64 Strophen.

[3]) Vergl. dazu die Beſchreibung des Leipziger Roſentals in Zachariäs „Renommiſt“:

Da, wo vor Ranſtädts Thor der krummen Pleiße Wellen
Mit ſtillem ſanften Lauf an grüne Küſten ſchwellen,

Hier ergehen sich Seni und sein Freund Otto Schott (Steinemer oder Steinheimer genannt):

7. Ein schwarzer deutscher Rock umschlingt die edeln Glieder,
Die dunkle Hose fällt tief auf die Füße nieder,
Der schöne Hals ist frei, und bloß die freie Brust;
So schreitest Du einher, Du meiner Augen Lust.

8. Auf Deiner Stirne thront der Witz und tiefes Sinnen,
Es spielen Freundlichkeit und Muth in Deinen Mienen,
Es zeigt auf tiefen Ernst die schöne Nase hin,
Doch am gewölbten Mund sitzt Scherz und spött'scher Sinn.

9. Nicht schön ist unser Held, doch lieblich ist sein Wesen,
Und schalkhaft ist sein Blick, gefährlich jedem Besen,
Und kühner schaut gewiß kein Herrscher einer Welt;
So steht, so geht, so lebt, so blicket unser Held.

Das Ergebnis der Unterredung ist, daß Seni beschließt, Weis, der ihn nun schon seit 6 Monden warten läßt, durch den vermöge seiner bärenhaft-imposanten Erscheinung Respekt einflößenden Pharsolié mahnen zu lassen. Dann begeben sie sich in die Haagei,[1]) den Sitz der Burschenschafter. Pharsolié aber sucht den Schwabensenior auf, und dieser sagt auch sein Erscheinen im Waldhorn[2]) für den nächsten Morgen zu.

Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit,
In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet,
Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?
Hier sieht auf ihrer Flut die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön
Von dem beschilften Rand auf Gohlis freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik und Tanz und Kuchen teilen.
Hier türmet sich das Grün der Eichen in die Höh',
Dort wird der Buchen Laub zur schattigen Allee,
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen
Des dunkeln Lindengangs Schattierungen zu brechen.
Ein lachender Prospekt steigt nach dem andern auf,
Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen Lauf,
Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
Sehn all ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.

[1]) Wohl etwas anderes als die Haagsche Brauerei, wo Hauffs Mutter und Schwestern wohnten.

[2]) Mensurlokal an der Straße nach Hechingen.

39. Dort, wo die Neckar-Gaß' und neue Straß' ſich ſcheiden,
Dort ſteht ehrwürdig grau ein Dom aus alten Zeiten,
Gradüber ſteht ein Haus, von außen nett und neu,
Von innen alt und ſchwarz, man nennt es die Haagey.

Dort trifft Pharſolié die Genoſſen; unter ihnen allen aber findet er nicht den, den er ſucht, Seni. Erſt beim Fortgehen ſieht er durch die offene Thür ihn in der Küche bei Karoline, der filia hospitalis, ſtehen, der er kochen hilft:

48. So ſaß einſt Herkules im Kreiſe hübſcher Mädchen,
Spann mit der Heldenhand am Rocken dicke Fädchen;
So hat mein Seni auch ſich Weiberdienſt erwählt,
Wenn er am ſtillen Heerd braune Kartoffel ſchält.

Pharſolié macht ihm von der Bereitſchaft ſeines Gegners Mitteilung, wodurch Seni hoch erfreut wird, und trifft auch gleich die nötigen Vorbereitungen zur Menſur. Armin befiehlt einem dienſtbaren Genius, den Comment im Olymp feſtzuhalten, damit er Senis Gegner nicht beiſtehen könne, aber jener läßt ihn zu früh aus den Augen, ſo daß er auf der am nächſten Morgen ſtattfindenden Menſur beim dritten Gang eingreift und bewirkt, daß dieſe unentſchieden bleibt, obwohl Weis einen Stich in den Arm bekommt. In heller Wut verlaſſen Seni und Pharſolié, mit ſtiller Befriedigung Weis den Kampfplatz.

Der Seniade dritter Geſang.[1])

1. Schon dreimal hatt' indeß am blauen Horizont
Seit jener Paukerei erneuert ſich der Mond;
Noch immer ſchob der Schwab' zu Senis größtem Leide
Ob ſeinem lahmen Arm die Paukerei ins Weite;

Seni läßt ſeine Wut auf allen möglichen anderen Menſuren aus. Armin wirft Comment ſeine Praktiken vor, Comment ſchlägt ihm Verſöhnung vor, da er es nicht beſſer mache, aber Armin läßt ſich von dem „Lügengeiſt" nicht ködern; ſie meſſen ſich in den Wolken mit den Waffen, aber bald gibt Comment den Kampf auf. Armin ſagt nun Seni ſeine Hilfe bei der nächſten Menſur mit Weis zu, falls er der Minne entſagen wolle; aber Seni wird trotz guter Vorſätze doch wieder rückfällig, und Armin ſchwört, er ſolle, „auch wenn er ſich zwölfmal auslege, doch nicht Sieger bleiben." Er läßt durch ſeine dienenden Geiſter die Menſur zum nächſten Morgen zu Bühl im Ritterſaal vorbereiten.

---

[1]) 33 Strophen.

31. — — Sie fliegen ſchnell hinab, bald kehren ſie zurück,
Und einer beugt das Knie, ſpricht mit geſenktem Blick:

32. „Was du befohlen, Herr, es iſt genau geſchehen,
Beim erſten Morgenſtrahl ſoll alles vor ſich gehen,
Die Zeugen ſind beſtellt, geſchliffen iſt der Stahl,
Der Platz iſt ausgeſteckt zu Bühl im Ritterſaal.“

33. Armin vernimmts und ſchweigt; er winkt, die andern Geiſter
Gehn ehrerbietig weg nach ihres Herrn Gebot.
Er bleibt allein zurück, es ſteht der edle Meiſter
Und ſchaut in trübem Ernſt ins dunkle Abendroth.

Der Seniade vierter Geſang.[1])

1. Im ſchönen Neckarthal, ohnweit Tübingens Zinnen,
Von Rothenburg nicht fern, gerade mitten innen,
Steht Bühl, ein altes Schloß, vom Alterthum ergraut,
Man weiß nicht ganz gewiß, von wem es ward erbaut.

2. Einſt haußten Ritter dort im milden Neckarthale,
Oft haben ſie gezecht im hohen Ritterſaale;
Nicht mehr ein Freudenſaal zu frohen Feſtgelagen
Iſt dieſer alte Saal in ihrer Enkel Tagen,
Dort tönt nicht mehr, wie ſonſt, der frohe Feſt-Pocal,
Dort tönet nur der Klang vom blanken Schläger-Stahl.

— — — — — — — — — — — —

4. Dort zog auch Seni hin, beim erſten Morgenſtrahle
Kam wohl gerüſtet er zum alten Ritterſaale;
Die Freunde um ihn her, zog er dort fröhlich ein,
Er will der Letzte nicht beim Kampfes-Platze ſein.

Mit ihm kommen Steinemer und viele andere Helden,

5. — — und auf die Warte ward ſogleich ein Fuchs geſchickt,
Der nach Pedell und Schnurr' weit in die Gegend blickt.

Endlich ſind die Paukanten fertig, die Klingen werden gebunden, zwölfmal raſſeln die Schwerter aneinander, und zwölfmal trennt man die Helden wieder. Der Kampf bleibt unentſchieden, da Armin nicht zu Senis Gunſten eingreifen will. Aber nach der Menſur

---

[1]) 17 vierzeilige Strophen und 9 achtzeilige Liedſtrophen am Schluſſe.

16. Da ſchwebt zu ihm Armin herab vom ſeel'gen Lande
und majeſtätiſch ſteht er da im Lichtgewande;
ein ſchwarzes Feierkleid um ſeine Glieder fällt,
auch nicht die Binde, roth und ſchwarz und golden, fehlt;

17. Vom Haupt herab fiel ihm der goldnen Locken Fülle,
die ſchlanken Glieder deckt nur kaum die ſchöne Hülle,
ſein blaues Auge ſtrahlt, wie blauer Himmels-Plan,
ſo ſteht er und ſo hebt er dieſe Worte an:

Zum letztenmal ſteig ich vom Himmel nieder,
Ich kehre nimmer, lebe wohl mein Held!
Dir ſchenk ich meine ganze Liebe wieder,
Bei Gott, ſie hat dir niemals ganz gefehlt;
ſei würdig deiner Ahnen,
durchlauf des Lebens Bahnen
mit feſtem Muth, mit freiem treuem Sinn,
einſt leit ich dich zu meinem Himmel hin!

Zum letztenmal ſteig ich vom Himmel nieder,
ich kehr' zurück zu meinem Sternen-Zelt;
doch was ich dir jetzt ſage, ſag es wieder,
laß laut es hallen durch die öde Welt!
drum höre meine Worte
es ſind gewicht'ge Worte,
bewahre ſie in freiem treuem Sinn,
die dir geſagt dein Genius Armin:

Kennſt du den Dom, ſo feſt, ſo ſtark gegründet,
daß er vom Sturm der Zeiten nimmer ſank,
um den ſich eine Felſenmauer windet,
die nie durchbrochen arger Feinde Drang?
Vier hohe Säulen ragen,
den Tempel feſt zu tragen,
kennſt du die Säulen, die ſo feſt beſtehn,
kennſt du den Tempel, den du oft geſehn?

Die erſte Säule, die ſo ſtark beſchützet,
ſie iſts, auf der die Erd ſich aufgebaut,
ſie iſts, auf die von je die Welt ſich ſtützet,
wohl dem, der dieſer Säule ſtets vertraut!
Es lebt ein Gott der Freien!
Ein Vater lebt der Treuen;
auch euer Heiligthum beſchützt ein Gott,
ein Vater trägt euch feſt in Noth und Tod.

Die zweite Säule hell und klar zu ſchauen,
  ſie blinkt ſo hell, ſo ſchön, ſo fleckenrein,
feſt kann auf ſie der freie Mann vertrauen;
  die zweite Säule muß die Ehre ſein,
    die Ehre iſt's, o Brüder!
    ſeid ehrenhaft und bieder!
nur mit der Ehre kann der Tempel ſtehn,
fällt dieſe Säule, muß er untergehn.

Die dritte, nimmer wird ſie untergehen,
  iſt ſie gegründet in des Mannes Bruſt,
nach ihr mußt du, o Heldenjugend, ſehen,
  ſie iſt des deutſchen Jünglings höchſte Luſt;
    ſie ſprenget alle Bande,
    ſie einet alle Lande;
o Freiheit, Freiheit, ſüßer Himmels Klang,
du biſt's, du biſt's, dir tönet mein Geſang.

Und ſoll ich an die vierte auch noch mahnen,
  um die ihr ſtrebet nach dem Heldenruhm?
O heil'ger Boden tapfrer, deutſcher Ahnen,
  biſt du die vierte in dem Heiligthum?
    O deutſches Land in Ketten,
    dich werden ſie erretten,
daß hoch du ſtehſt in alter Herrlichkeit
ein freies Land, wie in der Väter Zeit.

Dieß iſt das Heiligthum, ſo feſt gegründet,
  die Säulen dies, auf die es aufgebaut;
ein Panner auf der Zinne euch verkündet,
  worauf der feſte Heldentempel traut.
    Das ſchwarzgoldrothe Zeichen
    das nimmer wird erbleichen;
ſolang des Tempels hohe Säulen ſtehn,
wirſt du Panier frei durch die Lüfte wehn.

Denn nicht ein Meteor, das, ſchnell entzündet,
  am ſchwarzen Himmel wieder untergeht,
nein, dieſes Roth hat ſchöneres verkündet,
  nicht Eitles, was die eitle Zeit verweht.
    Die ſchwarze Nacht muß ſinken,
    ein Morgenroth erblinken,
ſchon bricht ſein goldner Strahl hervor mit Kraft —
das iſt dein Zeichen, deutſche Burſchenſchaft!

Reden.

Drei Reden

in den Kränzchen der „Compagnie“ gehalten.

(1822.)

I. Rechtfertigung wegen des Eintritts in die Fidolia: 23. Januar 1822.

— — — — — — — — — — — — —

Eine ſchöne Frucht unſerer geſelligen Verbindung iſt, daß die Mitglieder, die an Muſik Freude haben, ſich entſchloſſen, einen Abend in der Woche ſich mit Muſik zu vergnügen. Zu dieſen Unterhaltungen wurde ich eingeladen. Schon früher bekannt mit den Mitgliedern dieſes Kranzes, wurde ich es hier immer mehr, ich lernte hier den traulichen, frohen Geiſt des Vereins kennen und trug um ſo weniger Bedenken, mich ganz daran anzuſchließen, da ich an ihrer Spitze einige eurer erſten Glieder der Burſchenſchaft, die auch ich mir zur Richtſchnur meines Burſchenlebens gemacht habe, ſtehen ſah. Betrachtet ihr meinen individuellen Charakter, der ſo gerne ſich anſchließt, wo er Frohſinn, Heiterkeit und Herzlichkeit findet, betrachtet ihr endlich das Bedürfnis der Zeit, das auch ich fühlte, daß auf irgend eine Art mehr Herzlichkeit herbeigeführt werden müßte, betrachtet ihr endlich, was auch ich ernſtlich erwog, daß das Anſchließen an jene Verbindung mich euch, meine liebſten Freunde, nicht entzieht, ſo wenig euch euer Beitritt zur Burſchenſchaft mir entzogen hat, ſo glaube ich, werdet ihr, wenn ihr das alles ernſtlich bedenkt, mir Eure Verwunderung darüber, daß ich zur Fidolia trat, nicht mehr ſo ſtark zu zeigen brauchen. — — — — — — — — — —

23. Jan. 22. Hauff.

II. Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang.

Beginn des Sommerſemeſters 1822 (Riecke).

Meine Freunde!

— — — — — — — — — — — — —

Ja! auch unter uns gab es Irrungen, unſelige Mißverſtändniſſe, die die treuſten Herzen trennen können. Doch, unſer Schuldbuch ſei zernichtet, ausgeſöhnt die ganze Welt. —

Und ſo biethe ich auch Euch die Hand in dieſer geweihten Stunde; hinter uns liegt die Qual des Mißtrauens, vor uns liege Vertrauen, und Treue feſt wie der Druck unſerer Rechten. Einigkeit und Vertrauen möge uns verbinden zum Kampf für alles Gute, zum Kampf gegen alles Böſe. Viel kann das Vaterland verlangen von uns, die wir uns hier nicht für Schulweisheit, ſondern für das Leben bilden; und viel kann und wird zu dieſer Bildung auch unſer kleiner Bund beitragen.

Um ſo lebendiger erwache daher in uns der Entſchluß, nicht zurückzubleiben in einem Kampfe, in welchem es den ewigen Beſitz der ſchönſten und edelſten Güter gilt, in welchem das Leben nicht verloren, ſondern gewonnen wird. — Ernſt, wie das Leben, iſt die Wiſſenſchaft und viele Anſtrengung und Prüfung muß der Jüngling beſtehen, der ſich ihr weihen will. Aber wer ſich einmal der Hohen bemächtigt hat und in ihr Heiligthum eingedrungen iſt, den erfüllt ſie mit der ſüßen Luſt, die mit keiner Sinnen-Luſt gemeſſen werden kann; mit einer ſolchen, die die Alten dem zuſchreiben, der, eingeweiht in die Myſterien, den höchſten Grad derſelben erlangt hat. Er iſt in eine neue Welt verſetzt, ein wunderbares Licht iſt ihm aufgegangen, das ihm nicht mehr verſchwindet, ſondern ihn durch das Leben begleitet und die Nacht erleuchtet, in der die große Menge gedankenlos umher irrt. —

Möge eine Zeit, deren gute oder ſchlechte Anwendung den entſchiedenſten Einfluß auf unſer ganzes Leben hat, in welchem es immer offenbarer werden muß, welche von uns zu den Eingeweihten oder Profanen gehören werden, mit Ernſt gewürdigt, unter rühmlichem Streben zurückgelegt und mit lohnendem Gefühl beendigt werden. Möge Freundſchaft und Bruderliebe uns immer feſter verknüpfen und veredeln; und möget ihr, wenn ihr am Abend eurer Tage auf eure Laufbahn zurückblicket, freudig euch unſeres Bundes erinnern; möget ihr euch dann auch dieſer geheiligten Stunde freuen und in Liebe des Freundes gedenken, der dieſes zu euch ſprach. —

III.

Freundſchaft und Liebe.[1])

Ja! wer, o Freundſchaft, niemals dich gekannt und wem den Buſen Liebe nie durchbebte — verdient er Menſch zu ſein, der Gottheit Abbild?

(Im Kränzchen d. 21. Mai 1822.)

Weſſen Herz, meine Freunde, ſchlägt nicht freudiger und voller, wenn er mit ehrfurchtsvollem Blick die Tage des Alterthums durchlaufend, ſo vielen herrlichen Beiſpielen der hingebenden Freundſchaft begegnet, wenn er von Caſtor und Pollux, den Symbolen innigſter Bruderliebe, wenn er von Pylades und andern Heroen der Freundſchaft hört? Und wenn er dann Jahrtauſende tiefer herabblickt, ergreift ihn mit Staunen, wenn er in derſelben Menſchheit jenes höhere Gefühl nur lauwarm, in Vergleichung mit dem, was man in den Tagen der Vorzeit Freundſchaft nannte, fließen ſieht. Von der Richtigkeit dieſer Bemerkung habe ich mich mehr und mehr überzeugt und ich denke, es möchte nicht unintereſſant ſein in unſerm Circel, der ja eben jenem Gefühl, von dem ich ſpreche, geheiligt iſt, einiges zu bemerken, was uns dieſe Erſcheinung erklären könnte. Wir legen uns alſo die Frage vor: Warum ſteht die Freundſchaft in den ſpäteren Tagen nicht mehr auf dem hohen Stand-Punkt, auf dem ſie in den Tagen der Vorzeit ſtand?

Ihr werdet mir kurz gefaßt antworten, „wie könnte auch in unſerem geſunkenen Geſchlechte, ohne Kraft und Willen, ein Gefühl ſich in ſeinem ganzen Umfang äußern, das ſeiner Natur nach nur kräftigen, mit feſtem freien Willen verbundenen Geiſtern ſich kund thut und die matte Schlaffheit flieht." Ich gebe die Verſunkenheit unſeres Geſchlechtes zu, ich gebe zu, daß es faſt ſcheinen möchte, als ſei es abgeſtorben für jedes ſchöne edlere Gefühl, aber daß dies auf die Freundſchaft anzuwenden ſei, daß die Mattheit unſeres Geſchlechtes ganz die Schuld tragen ſolle, wenn davon die Rede iſt, daß ſich dieſes Gefühl anders bei uns geſtaltet habe — kann ich nicht zugeben. Nein, ich glaube, es kann ein tieferer Grund angegeben werden; und dies iſt die Lehre des Chriſtenthums. Das Chriſtenthum iſt es, das der Liebe eine edlere, reinere Geſtalt gab, das Chriſtenthum iſt es, das dem Weib die Rechte wieder gab, die ihm durch verjährte Gewohnheit genommen waren. Und dies iſt es gerade, was die Freundſchaft anders geſtalten mußte. Laßt mich meine Behauptung in Folgendem weiter ausführen. Wir treffen

---

[1]) Das Thema war zu jener Zeit beliebter als heutzutage. Vgl. „Über die Stellung und Bedeutung der Freundſchaft im Alterthum und in der Neuzeit". Einladungsſchrift ꝛc. von Prof. Dr. (Chriſtian) Märklin. Heilbronn 1842.

bei den edelſten, gebildetſten Nationen des Alterthums, unter denen wir gewiß Griechen und Römer unter die erſten zählen dürfen, die Frau in einem Zuſtand an, der himmelweit von dem verſchieden iſt, deſſen die Schönen unſerer Zeiten genießen. Rauh und kalt war ihre Jugend, einſam im wohlverſchloſſenen Frauengemach dämmerten ſie ihre Jugend dahin, bis die verſchleierte Jungfrau dem Gatten übergeben ward, der ſie ſelten kannte. Aber auch da ſiegte die Gottheit in des Weibes Bruſt. Schöne Beiſpiele zärtlicher, aber meiſt unerwiderter Liebe zum Gatten ſehen wir in Penelope, in Porcia und andern.

Anders war der Charakter des Mannes, dies lag ſchon in ſeiner Erziehung; für den Staat gebildet und erzogen, blickte er tief herab auf die, der nicht den entfernteſten Antheil an dem Staat zu nehmen vergönnt war.

Er war ganz das Bild des Mannes, den uns Schiller dargeſtellt:

Streng und ſtolz, ſich ſelbſt genügend,
Kennt des Mannes kalte Bruſt,
Herzlich an ein Herz ſich ſchmiegend,
Nicht der Liebe Götter Luſt,
Kennet nicht den Tauſch der Seele —

und mit dieſer Geſinnung führte er die Genoſſin ſeines Ehebettes als ein nothwendiges Hausmöbel in die Halle ſeiner Väter. — Aber wie Natur überhaupt ſich nie verläugnen kann, auch wenn ſie durch Gewohnheit und Sitte unterdrückt wird, ſo iſt's beſonders auch mit der geiſtigen Natur des Menſchen; er fühlte einen Trieb in ſich, ſich mitzutheilen, an einen andern ſich anzuknüpfen; der Mann ſuchte ſehnend, aber nicht bei der Claſſe, die tief unter ihm ſtand — bei dem Weibe, ſondern bei dem, den er neben ſich erkannte. Und ſo mußte jene Freundſchaft inniger, heiliger, werden, weil das dunkle Gefühl der Liebe, die er nicht geben konnte, mit in die Freundſchaft überging. Und nun wird es uns klar ſein, wie hoch dieſes Gefühl geſteigert werden konnte, es muß uns aber auch eben daraus klar werden, wie durch das Chriſtenthum eine andere Geſtaltung der Dinge herbeigeführt werden mußte.

Wie es überhaupt auf die moraliſche Welt den entſcheidendſten Einfluß bei ſeinen Bekennern zeigte, ſo zeigte es einen um ſo auffallendern in den Verhältniſſen des Gatten zur Gattin, je größer der Contraſt gegen eben dieſes Verhältniß in früherer Zeit war. Mann und Weib, ſtanden jetzt auf einer Stufe; auf der Stufe der heiligen beſeeligenden Liebe zu einem Gott, zu Einem Vater, auf der Stufe der reinen Liebe zum Nebenmenſchen. Ich ſchweige davon, welch herrliche Folgen für die Sittlichkeit dies haben mußte und hatte, ich erinnere blos, welch ſchöne Gebote die Religion dem Gatten und der Gattin vorſchreibt. Mann und Weib waren ſich jetzt Freunde geworden. Ein reineres Gefühl beſeelte den Jüngling und die Jungfrau,

denen nicht mehr verboten war, ſich zu ſehen, ſich zu ſprechen, — ſich zu lieben. Sie ſtanden ſich näher, weil das Chriſtenthum jene drückenden Verhältniſſe aufhob und die Jungfrau ſich mehr bildete, der Jüngling alſo ſie achten konnte. Nothwendig mußte aber daraus hervorgehen, daß die Freundſchaft einen andern Charakter annahm (und ich behaupte, daß ſie nicht dadurch verlor). Es verlor ſich wohl aus ihr jene ſchwärmeriſche Innigkeit, die nahe an Liebe grenzte und die ſo natürlich war, da man Liebe in unſerm Sinne nicht bieten konnte. Es mußte daher in Vergleich mit dem Alterthum auffallen, daß dieſe Freundſchaft eine andere ſei als jene. Doch immer wird man ſich dieſe Antwort gegeben haben und man wird die Freundſchaft unſerer Tage nicht bemitleidet haben in Vergleichung mit jener.

Einer der geiſtreichſten Schriftſteller unſerer Zeit ſagt, indem er die Jugend und das Alter vergleicht, — „in jener Zeit wohnt die Freundſchaft noch in heitern offenen griechiſchen Tempeln, nicht wie ſpäter in einer engen gothiſchen Kapelle". Sehr wahr iſt dieſe Vergleichung und ſie läßt ſich auf den Unterſchied der Freundſchaft im Alterthum und bei uns ſehr gut anwenden. Ja damals in der Jugendzeit der Menſchheit wohnte Freundſchaft in einem heitern griechiſchen Tempel, aber ich möchte hinzuſetzen, war ſie auch in jenem jugendlichen Tempel, in jenem milden Klima erwärmender, ſo iſt doch die Freundſchaft ſpäterer Tage geheiligter; denn wie im gothiſchen Tempel unſerer ſpäterer Tage heiligere Religion verehrt wird, ſo opfert auch die Freundſchaft im Allerheiligſten dieſes Tempels, auf dem Altar des Herzens heiliger — ſich ſelbſt bewußter.

Doch nichts deſtoweniger laßt uns jene heiligen Vorbilder hingebender Freundſchaft, die durch Jahrestauſende hindurch zu uns herabſchauen und uns die Hand reichen, nicht umſonſt uns erhalten ſein. Sie werden uns ermuthigen, wenn wir ſtraucheln, ihr Beiſpiel wird auch uns feſter bilden. Wie wahr und ſchön ſpricht ſich hierüber ein Mann unſerer Tage aus: „Wenn mein Geiſt hinweggeriſſen iſt von dem gemeinen Pfade des Lebens, und ihm die Gegenwart leer erſcheint, ſo rette ich mich, wie von einem öden Strande hinweg, auf die heiligen Berge des Alterthums; von hier aus ſehe ich froher und gläubiger in die Welt und, dem Himmel näher, entfaltet mein Geiſt in der Gemeinſchaft der großen Menſchen ſeine Schwingen mit größerer Kraft." — Ja! wenn es uns je begegnen ſollte, an der Menſchheit zu zweifeln, oder wenn die Wolluſt alle Thronen der Tugend einnehmen ſollte, — dann wollen wir immer in jene Morgenwelt zu dem heiligen Grab jener Helden pilgern, die für Freundſchaft und Tugend ſo hohes errungen, und in ihr den tröſtenden Glauben beleben, daß ein guter Geiſt über jedes irdiſche Verhältniß obſiegen könne. O! ihr großen und erhabenen Menſchen, ſo war doch die Wirkung eures ſchönen Lebens nicht auf die kurze Spanne beſchränkt, auf der ihr handeltet, oder auf den kleinen Raum der Zeit, den ihr bis zum Grabe durchlieft. — Ihr ſtehet noch jetzt da in eurer

Herrlichkeit und entflammt in empfänglichen Seelen eine höhere Liebe zur Freundschaft und Tugend und empfangt dafür das reine Todtenopfer freudiger Thränen, die das entzückte und erhobene Gemüth eurer Größe weint. Mit unbeschreiblicher Lust schauen wir in euer Thun und Wesen hinein und richten uns an eurer Erhabenheit mit frischem Muthe auf. Gewiß sehet ihr mit freudigem Lächeln zu, wenn in der Stunde der Begeisterung ein Freund dem Freunde die Rechte beut, sich gegenseitig zu stärken für alles Schöne und Gute. Ja! Euch muß der Barde in eurem Olympos gefunden haben, der uns so tieffühlend die Worte zurief:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein! —
— — — — — — — Hauff.

Über die Macht des Gesanges.

Rede, gehalten am Neujahrs-Feste 1826 im Stuttgarter Liederkranz.

Meine Herren!

Ich begrüße Sie hier im Namen des Gesanges, am ersten Abend eines neuen Jahres. Ich sage Ihnen Dank für Ihr vereintes Streben, das Reich der Töne auszubreiten; ich fordere Sie auf, alle Kräfte daran zu setzen, um auch in diesem Zeit-Abschnitte Ihrem Ziele immer näher zu kommen. Nicht ohne Grund zählt dieser Verein diesen Tag unter seine höchsten Feste; denn heute gilt es, sein eigenes Wollen und Wirken fest ins Auge zu fassen, mit Ernst zu prüfen, was man gethan, und dann mit freudigerem Mute Vorsätze für die Zukunft zu fassen. Ich habe hin und her gesonnen, welches Wort zu diesem Zwecke wohl das wirksamste wäre, und fand, daß es die Bedeutung des Festes wenigstens nicht entweihen werde, wenn ich einige Worte über die Wirkung des Gesanges zu Ihnen spreche.

Wer je darüber nachgedacht hat, wie das, was wir durch die Sinne empfangen, auf die Seele wirke, dem kann es nicht entgangen sein, welch mächtigen Effekt die Töne ausüben. Beinahe noch früher, als sich das Kind an das Licht gewöhnt und mit Neugierde in die Welt schaut, lauscht es auf die Töne, die ihm sein junges Ohr zuführt; es wird aufmerksam, es staunt, und wie oft hat man gesehen, daß Musik seine Schmerzen, seine Thränen beschwichtigte. Diese Empfänglichkeit für Melodie jeder Art wächst mit ihm auf; das zarte Ohr gewöhnt sich an die Höhen und Tiefen

regelmäßiger Töne, ſein Hang zur Nachahmung kommt ihm zur Hilfe, der kindiſche Mund bildet die Töne nach, die das Ohr auffaßte, und der erſte Geſang tönt von ſeinen Lippen. Zwar übt auf dieſen erſten Stufen der Kindheit die Muſik der Inſtrumente eine größere, augenblicklichere Macht auf die Seele aus, aber der Geſang, ſchleicht er ſich auch ſanfter ein, übt vielleicht ſchon darum eine dauernde Gewalt, weil es dem Kinde näher liegt, ſeine Wendungen nachzubilden, vielleicht auch, weil es die Worte verſteht, die ihm zu Grunde liegen.

Bedeutende Trennung macht bald der Unterſchied der Geſchlechter; das Mädchen bleibt dem Geſang treuer, während der Knabe es liebt, ſeine Spiele mit dem Klang der Trompeten, mit den rauſchenden Tönen der Trommel zu beleben.

Iſt ſchon auf dieſen Stufen die Wirkung der Muſik, namentlich des Geſanges bewunderungswürdig, ſo müſſen wir ſtaunen über ſeine Macht, wenn wir einige Stufen höher gehen. Ein erhabener Geiſt, der im letzten Jahre in ſeine ewige Heimat zurückging,[1]) ſagt von dieſem Alter: „Die Jugendzeit iſt unſeres Lebens Feſttag, wo alle Gaſſen voll Geſang und Putz ſind und um die Häuſer goldene Tapeten hängen.“

Hier iſt es, wo der Geſang ſeine vollen Ströme in das Herz der Menſchen gießt, an dieſem Feſttag des Lebens ſingt ſich jeder ſein Lied, ſei es, daß es ſich zur brauſenden Hymne geſtalte, ſei es, daß es eine weiche Melodie voll ſüßer Töne werde, ſei es, daß es verbunden mit vielen verwandten Stimmen zu einem großen Chorus ſich vereinige, ſei es, daß zurückgezogen vom Gewühl der Straße zwei Stimmen ſich zuſammenfinden, und in reichen Tönen den Geſang ihres Lebens ſingen, den Doppelgeſang der Liebe. Hier iſt es, wo die geheimnisvolle Magie des Geſanges am mächtigſten wirkt; ſie verbindet ſich mit allen Freuden der Phantaſie, ſteigt hinab in die Tiefe der menſchlichen Bruſt und lockt eine Welt von ſchlummernden Gedanken an das Licht. Sie ſtählt die Kräfte des Geiſtes, ſie leiht der Andacht, der Liebe, der Freude, der Trauer, ſie leiht jeder Art der Begeiſterung ihre Schwingen, ſie hebt die Seele mit ſich empor über jedes irdiſche Verhältnis.

Später, wenn die Zauber der Phantaſie allmählich erlöſchen, wenn die Farben verbleichen, welche jenen Feſttag unſeres Lebens erhellten, ſcheint auch das Ohr allmählich ſich zu verhärten, es ſcheint, die Pforte habe ſich verſchloſſen, durch die jene Töne in unſere Bruſt hinabgleiteten, durch die unſere Seele hinaufflog ins heitere Reich des Geſanges.

Doch dem iſt nicht ſo. Nein! Die Macht des Geſanges wirkt jetzt heiliger, reiner, ich möchte ſagen würdiger. Oder ſollte nicht der Dienſt der reinſte ſein, der entkleidet von allem Aeußern nur dem Geiſte gilt,

---

[1]) Jean Paul, † 14. November 1825.

ſollte nicht der der würdigſte Prieſter des Geſanges ſein, der erhaben über das, womit Phantaſie und Kunſt ſeine Gottheit umkleiden, nur ihr, ihr allein opfert; ſollte nicht der am heiligſten ſingen, der die Geheimniſſe der Töne durchdringt, hinwegthut, was nur die Sinne reizt und lockt, der das Herz dem inneren Leben öffnet, daß die ewige Macht des Geſanges ausſtrömt? Und dies iſt der Geſang der Männer.

Wo Männer walten und wirken, da iſt Ernſt und Kraft. Wo ſie Reineres und Lauteres wollen, da kann ſich das Unreine nicht unter ihnen halten, weil ſie ihm ernſt und prüfend in das Auge ſchauen. Wo ſie Hohes und Vollendetes wollen, da muß es gelingen, wenn ſie mit Kraft und Eintracht zuſammenſtehen, wenn der Einzelne, das Ziel im Auge, ſich ſelbſt aufgiebt, in einem großen Ganzen ſich verliert, weil ſeine vereinzelte Kraft das Ganze nicht erſchaffen kann; wie Herrliches und Großes muß erſtehen, auch im Reiche des Geſanges, wenn viele ſeiner Diener zuſammentreten, um ihre Töne in einem Accorde auszuſtrömen! Wie rein iſt ein ſolcher Geſang, weil die Sänger jeden irdiſchen Schmuck der Phantaſie verſchmähen und nur dem Geiſte dienen; wie wahrhaft freudig iſt ein ſolcher Sang, weil die Sänger ihrer innern Harmonie ſich bewußt ſind; wie ergreifend iſt ein ſolcher Chor, weil er der Einklang vieler Männerherzen iſt.

Wohl bietet das Leben umher vielleicht größere, ergreifendere Wirkungen des Geſanges, aber ſie gehören nicht dem Reiche des Geſanges allein an. Wer lauſcht nicht gern einer ſüßen Frauenſtimme, wenn ſie in den Schöpfungen großer Meiſter auf- und niederſchwebt, aber knüpft ſich nicht an dieſen Genuß ſo leicht die Vorſtellung der Sängerin ſelbſt, verknüpft ſich nicht damit die Erinnerung an ſchöne Lippen? Reihen ſich nicht tauſend ähnliche Bilder ſo leicht an dieſe Töne, iſt es nicht die Phantaſie, welche ſo leicht mit dieſen Melodien ſich verknüpft?[1])

Welcher Freund des Geſanges liebt nicht den Genuß einer ſchönen Oper? Kann er aber dieſen Genuß einen reinen, nur von dem Geſang ausgehenden, nennen? Das flammende Licht der Kerzen, der Zauber lieblicher Scenen, die ergreifende Macht der Kunſt, vereinigt ſich nicht alles, um die Sinne gefangen zu nehmen? Wohl ſchwebt über allem der Geiſt des Geſanges, aber die Feſſeln, die ihm die Phantaſie umlegte, ſcheinen ihn zur Erde zu ziehen. Ja! Tritt nicht derſelbe Fall ein bei jenen erhabenen Chorgeſängen der Kirche? Die Seele öffnet ſich dieſen frommen Tönen, ſie wird ernſt und rüſtet ſich, zu beten. Mit immer dröhnenderem Gange ſchreitet der Geſang durch die Hallen, er ſcheint voranzuſchreiten in ein heiliges, unbekanntes Land, ein Zug von Pilgern ſchließt ſich an, ihm nachzufolgen, es ſind die Seelen derer, die er auf Augenblicke über alles Irdiſche mit ſich hinaufriß. Aber

---

[1]) Vrgl. die Äußerungen Bohlnaus im 8. Kapitel der Sängerin (verfaßt ebenfalls 1826).

er allein? Sind nicht auch hier wieder ſo viele Dinge, die ſich mit ihm miſchen, um jene heilige Inbrunſt zu erweden? Die Heiligkeit des Ortes, ſo vieles andere, was alle Sinne überraſcht, dient auch hier dem Geſang zum Hebel. — Entkleidet von dieſen Außendingen, ich möchte ſagen, am reinſten — wirkt der Geſang in einem Kreiſe wie dieſer. Uns führt die reine Sangesfreude zuſammen; das Leben uns damit zu ſchmücken, ihn in ſeiner Reinheit und Lauterkeit weithin zu verbreiten, iſt unſer Zweck; wir fragen nicht nach der Farbe und Meinung unſeres Nachbars; die wundervolle Macht der Harmonie hat uns an ſeine Seite gezogen; wir trafen ihn vielleicht ſonſt nie im Leben, und doch ſtimmt unſere Seele in einen Accord mit der ſeinigen, ſein Gefühl, ſeine Empfindung iſt die unſrige, ſeine Freude iſt unſere Freude.

Das wirkſt du, heilige Macht des Geſanges, du froher freundlicher Begleiter auf dem Wege des Lebens; ſo zeigſt du dich bei dem Knaben, ſo bei dem Jünglinge, ſo wirkſt du auf den Mann. Mögen deine lauteren Accorde nie verklingen in unſerer Bruſt, möge deine verbindende Harmonie dieſen Kreis auf ewig binden. Möge es uns nie an Meiſtern fehlen, die deine Geheimniſſe uns aufſchließen, nie an Sängern, die uns die Worte leihen, um den Geiſt deiner Töne auszuſprechen; möge dieſer ſchöne Verein wachſen; möge ſein Alter, wie das der Eiche, nur an den immer weiteren Ringen ſichtbar werden, die er von Jahr zu Jahr um ſeine Mitte anſetzt.

Die folgenden beiden Reden ſind ſcherzhafte Zukunftsphantaſieen und abgeſehen davon, daß ſie für Hauffs Veranlagung recht bezeichnend ſind, inſofern merkwürdig, als der Frühverſtorbene hier die Fortſetzung ſeines kurzen Lebens gleichſam vorausnimmt. Die erſte iſt an die kurz nach Hauffs Abgang von der Univerſität in Waldenbuch zwiſchen Stuttgart und Tübingen mit ihm zuſammengekommenen Freunde, die Mitglieder der Kompagnie, gerichtet; Hauff ſchildert darin, in Form fingierter Briefe, wie er ſeinen auf die Univerſität abgehenden Sohn Wilhelm (er iſt in Wirklichkeit damals noch zwei Jahre von ſeiner Verheiratung entfernt geweſen) dem alten Freund Adolf Chriſtian, der mittlerweile Profeſſor geworden iſt (in Wirklichkeit war dieſer zu jener Zeit Repetent in Schönthal), mit einem Begleitbrief zuſchickt, damit er bei dieſem die Ferien verbringe. Wie der junge Wilhelm den Freund des Vaters in allen ſeinen alten Gewohnheiten wiederfindet, unter denen das Kurieren von Halsſchmerzen durch Hausmittel die hervorſtechendſte iſt; wie dann Chriſtian dem Vater über die Ankunft ſeines Sohnes und über die alten Freunde berichtet.

Die zweite dieſer Phantaſieen iſt eine Taufrede, gehalten bei der Taufe des erſten Kindes der Schweſter Sophie, die ſich, wie erwähnt, 1826 mit dem Diakon Ernſt Wilhelm Klaiber verheiratete. Die Feſtlichkeit fand

am 13. Januar 1827, also in Hauffs letztem Lebensjahr, grade einen Monat vor seiner eigenen Verheiratung statt. Er fingiert, daß sein Neffe zu der Zeit, da er die Rede angeblich hält (75 Jahre später, am 13. Januar 1902), dem Beispiele seiner mütterlichen Vorfahren folgend, eine bedeutende Stellung im Justizdienst sich errungen habe, und gibt rückblickend eine Übersicht über seinen Lebenslauf. Da die bei Hauff uns schon vertraute Selbstironie nicht fehlt, und es seinen Reiz hat, zu vernehmen, wie Hauff sich die Entwicklung der Technik und Politik grade im jetzigen Zeitpunkt dachte, so wird trotz der tollen Phantastik, in der sich die Rede mit Jean Pauls Säkularphantasieen vom Anfang des Jahrhunderts berührt, die Mitteilung auch dieses capriccio willkommen sein.

Phantasie für den September 1850.

Ein Blick in die Zukunft im Stand vom Jahr 1850
von Pömperle.

Vorgelesen bei dem am 11. Februar 1825 in der Post zu Waldenbuch gefeierten Compagniefeste.

Adolf Riecke erhielt das Mskr. zur Aufbewahrung. Die Zusammenkunft fand aus Anlaß des Abgangs von Heinrich Riecke von Stuttgart nach Ellwangen statt. Die Stuttgarter trafen sich mit den Tübingern in Waldenbuch. Hauff kam jedenfalls mit Riecke von Stuttgart her.

Pastor H.(auff) an den Professor C. (Christian) in St.(uttgart).

Wenn ich an die Tage unserer Jugend zurückdenke, wenn ich alle jene fröhlichen, schönen Stunden, die ich in Tübingen verlebte, an meinem Auge vorübergleiten lasse, so ist es auch dein Bild, mein Freund, das lebendig mit traulichem Bruder-Gruß vor meine Seele tritt.

25 Jahre! Ein langer Abschnitt in dem Leben eines Sterblichen, sie waren doch zu kurz, den Spiegel der Erinnerung mit ihrem Hauche zu trüben. Der Herr hat mir viel gegeben, er hat mir manches auch genommen, doch ich klage nicht. Habe ich doch mein besseres Selbst aus so manchen Stürmen gerettet, die Ueberzeugung gerettet, gehandelt zu haben, wie ich handeln mußte. Doch du kennst meine Lage, wie meine Gesinnungen, darum stille davon!

Ich sende dir hier meinen Sohn; er wird Tübingen besuchen und nach deiner und deiner lieben H. Erlaubniß diese Ferien bei Euch zubringen. Wie gerne hätte ich ihn begleitet! Ich hätte dich wieder gesehen, du alter

treuer Freund, Dr. Rieck[1]) und meinen guten Moritz hätte ich in Stuttgart getroffen, Rieck[2]) und Gustav Pf.[3]) sind nicht weit und Frisch hätte die 5 Stündchen wohl auch seinem alten Freunde zu lieb gemacht, und so hätten wir ja einen guten Theil unserer Compagnie beisammen gehabt.

Aber Wilhelms Ausstattung auf die Universität kostete viel, die vier Jahre seines dortigen Aufenthalts werden auch viel wegnehmen, und du weißt, wie wenig glänzend meine Verhältnisse sind. So muß ich den lang gehegten Wunsch wieder unterdrücken; transeat cum ceteris! Unser Leben ist ja so reich an Entbehrungen. Ich will dafür Louisen ein neues Kleid und den Kleinen warme Winterschuhe kaufen; sie haben es nöthig und sollen mir nicht darben, wenn auch ihr Vater des Anblicks seiner Freunde darüber entbehren muß.

Ueber Wilhelm schreibe ich dir nichts, du magst ihn selbst prüfen. Man will große Ähnlichkeit mit mir in ihm finden, du kannst selbst darüber entscheiden. Wahr ist es, sein lustiger leichter Sinn, der hie und da an den Grenzen von Leichtsinn streift, nöthigt mir oft ein Lächeln ab. Ich war einst auch so; — Ich war es und du, mein Freund würdest wohl schwerlich in mir den wieder erkennen, der dir durch so manchen schlechten Spaß ein Lächeln abzunöthigen suchte. Die Zeiten ändern sich und wir mit den Zeiten.

Schon lange hat mich kein Brief mehr von dir und meinen andern Lieben erfreut; von wirklichen Besuchen will ich gar nicht reden. Seit der Taufe meiner jüngsten Tochter habe ich keinen mehr gesehen; damals war Moriz auf einige Stunden hier und auch seinen Besuch verdanke ich nur dem Zufall. — — — — Wenn du wüßtest, wie wohl mir sein Besuch gethan, du würdest gewiß einmal den Schulstaub von den Füßen schütteln, um mit deinem ganzen Haus mich zu besuchen. Schicke mir wenigstens eine oder die andere deiner Töchter; Amalie und Sophie lassen sie freundlich grüßen. — — — — —

Beikommendes Säcklein mit Kartoffeln schickt meine Frau deiner H. zum Gruß. Du weißt, die Weiber haben immer solche liebenswürdige Ceremonien unter einander; daher entschuldige ich mich nicht über diesen Küchengruß.

Grüße mir meine Freunde u. s. w.

Der junge H. an einen seiner Freunde.

Seit einigen Tagen bin ich hier und ich kam sehr zu geschickter Zeit an. Die Vermählung des Kronprinzen[4]) verursachte große Festivitäten, an

---

[1]) Gustav R. [2]) Heinrich R. [3]) Pfaff.

[4]) Der Kronprinz Karl war geboren den 6. März 1823 und vermählte sich schon 4 Jahre früher, als Hauff hier annimmt, nämlich 1846 mit Großfürstin Olga.

denen ich natürlich auch gleich Antheil nahm. Theater und Bälle haben mir die Zeit vertrieben und auch zu Hauß habe ich keine lange Weile.

Doch davon nachher!

Von Ludwigsburg aus nahm ich meinen Ranzen auf den Rücken und marſchierte weiter. Den Hl. Prof. Chriſtian fand ich bald auf und war ſehr neugierig auf ihn und ſeine werthe Familie, in welcher ich die 4 Wochen zubringen ſoll. — — — — — — — — — — — —

Lebe wohl!

Prof. Chriſt. an Pfrr. Hf.

Herzlichen Dank für deinen Sohn, wie auch für deinen Brief, der mir nach ſo langer Zeit wieder Nachricht von dir gibt. Dein Sohn muß uns viel erzählen und macht mir, meiner Frau und den Mädchen vielen Spaß. Ich finde, daß er dir ſehr gleicht; auch Pfaff und Röder fanden dies im erſten Augenblick, nur meint der Röder, er habe keine krumme Naſe, wie der Herr Vater, und ſehe auch nicht ſo naſenweis aus.

Von unſern Freunden kann ich dir wenig Neues ſchreiben. Der ältere Rieche ſoll immer dicker werden. Guſtav Pfaff lebt ſehr auf großem Fuß; Knauß wird ſeine Pachtung erneuern, obgleich ſie ihm wenig Vortheil zu bringen ſcheint; von Göritz iſt ſeit 3 Jahren kein Brief gekommen, der Letzte war aus Philadelphia in luſtigem Ton; er ſchimpft auf die alte Welt und lobt den Wein der neuen. Friſch iſt wohl und will ſich auf ein Decanat examiniren laſſen; daß ſeine älteſte Tochter geheirathet hat, weißt du. Dr. Rieche hat eine gute Praxis und hält ſich 2 Pferde; er iſt noch der alte und lacht, ſo oft man ihn begegnet. Röder hat ſich mit ſeinen Gläubigern arangirt und lebt jetzt ſolider. Moritz wächst von Tag zu Tag, raucht jeden Nachmittag bei mir ſeine Pfeife und macht Abends ſein Spielchen. „Das hat ſich!“ Von den beiden Reyſchern weiß ich nichts; Oehringen iſt auch etwas weit. Der Dicke[1]) ſoll viele Prozeſſe haben, die meiſten für ſeine eigene Perſon. Daß Max ſich bei ſeiner Geſandſchaft wohl befindet, weißt du; er hat immer noch nicht geantwortet. Von den beiden Stockacher Freunden wiſſen wir nichts, als daß Tone[2]) der Flaſche ſehr zuſprechen ſoll; Weizel aber hat einen Ruf nach Freiburg als Profeſſor bekommen.

[1]) Moritz Pfaff.

[2]) Anton Stabel und Gedeon Weizel waren zwei Studienfreunde Hauffs und gehörten zu dem im Lauf der Zeit etwas erweiterten, aber das Dutzend kaum überſchreitenden Kreis der Compagnie. Sie waren aus dem damals noch württembergiſchen (jetzt badiſchen) Städtchen Stockach und hatten zuſammen das Gymnaſium zu Donaueſchingen beſucht. Stabel, geb. 1806, iſt mehrfach badiſcher Juſtizminiſter geweſen (1849—57, 1860—66, 1867—68). Er ſtarb zu Karlsruhe im Jahr 1880. Eine Schweſter von ihm heiratete den oben erwähnten Karl Knaus.

Auch ich habe in den letzten Jahren wenige der alten Freunde gesehen, aber von denen, die ich gesehen habe, kann ich sagen, sie haben sich nicht geändert.

25 Jahre werden es auf den 11. Februar, daß wir uns das letzte Mal alle beisammen sahen. Es war ein schöner Tag, der auch in deiner Erinnerung noch glänzen wird.

Lebe wohl, alter Bruder, und wenn du der alten Zeiten gedenkst, so gedenke auch meiner!

Röder und Pfaff sitzen wirklich neben mir bei einem Glase Wein und hell klingen unsere Gläser auf das Wohl der alten Compagnie.

Rede

gehalten den 13. Januar 1902 als am fünfzigjährigen Amts-Jubiläum des Herrn General-Justiz-Direktor Wilhelm Klaiber.

(13. Januar 1827.)

Verehrte Versammlung!

Es ist ein frohes und wichtiges Ereigniß, das uns heute hier versammelt. Wenn es zu den Ausnahmen des Lebens gehört, daß ein Mann von ungeschwächter Lebenskraft, mit heiterem, ich möchte sogar sagen, kindlichem Sinn, sein eigenes Amtsjubiläum begehen, den Tag feiern kann, in welchem er vor fünfzig Jahren in die Dienste des Staates eintrat, so ist es wohl noch ein seltenerer Fall, daß einen solchen Glücklichen eine so große Schaar von Söhnen und Töchtern, von rüstigen Enkeln umringt, daß Urenkel mit theilnehmendem Bewußtsein diese Feier begehen.

Durch eine günstige Fügung des Geschickes bekommt aber dieser Tag noch eine höhere Bedeutung. Der 13. Januar nämlich ist der Tag, an welchem unser Jubelgreis vor 75 Jahren getauft wurde. 1827—1902, welche Reihe von Jahren, welche Begebenheiten, die dazwischen liegen! Das Leben der Menschen ist zwar kurz; aber durch die Erzählung der nächst vorangegangenen Perioden, die der Knabe so frisch und lebendig noch erhält, wie wenn er sie selbst erlebt hätte, durch seine eigene Erfahrung im Jünglings- und Mannesalter, welche Summe von selbst erlebter Geschichte liegt durch sie im Gedächtniß eines Mannes von 75 aufbewahrt!

So erinnert sich z. B. unser Jubel-Greis noch recht wohl aus seiner Jugend der mündlichen Erzählungen seines Vaters und seiner Oncles, die von Napoleon, dem Großen, von seinen Kriegen in Deutschland und Rußland, von den sogenannten Freiheitskriegen, ja von der ersten französischen Revolution wie von Begebenheiten sprachen, die sie selbst erlebt hatten.

Doch folgen wir ſeinem Leben, ſo wird uns dies noch auffallender einleuchten.

Unſer Jubelgreis iſt geboren am Chriſttag des Jahres 1826. Sein Vater war damals Diaconus oder, wie man jetzt ſagt, zweiter Prediger in Vaihingen an der Enz; ſeine Mutter war Sophie Hauff. Von väterlicher Seite ſtammt er aus einer Familie würdiger Kirchendiener, von mütterlicher Seite aus einer Familie, die ſich mehr mit Juris-Prudenz und Staatsangelegenheiten abgab.

Sein Urgroßvater ſoll einmal eine Rolle in den Ständen unter der Regierung des Herzog Carl geſpielt haben; ſein Großvater, den er aber nicht mehr kannte, wurde ſogar einmal wegen einer Revolution, die dem damaligen Churfürſtenthum Würtenberg bevorſtand, als Staatsgefangener auf die Feſtung Asberg gebracht, von welcher man heutzutage nur noch die Ruine ſieht.

Seine Oncles väterlicher Seite waren berühmte Philologen, von welchen wir noch einige ſchätzbare Verdeutſchungen Römiſcher und Griechiſcher Claſſiker beſitzen.

Einer ſeiner Oncles mütterlicher Seite war Arzt, der andere trieb Schriftſtellerei, wie denn auch unſer Jubelgreis einige Bücher dieſes Oncle beſitzt, welche von dem bizarren Geſchmack der damaligen Zeit und dem ſchlechten Zuſtand der Literatur genugſam Kunde geben. Es war demnach eine eigentliche Gelehrten-Familie, welcher der Herr General-Juſtizdirektor angehörte und kein Wunder iſt es daher, daß er von früher Jugend an für den Gelehrten-Stand beſtimmt wurde. Er beſuchte von den Jahren 1834 bis 41 lateiniſche Schulen und bezog in ſeinem 14. Jahr das obere Gymnaſium in Stuttgart, an welchem ſein Oncle Gottfried Klaiber als Profeſſor lehrte.

In dieſe Periode ſeiner Kindheit fiel die zweite franzöſiſche Revolution und der ſpätere ruſſiſche Krieg wegen der Occupation Polens. Auch von dem denkwürdigen Griechiſchen Krieg erinnert er ſich noch in ſeinem ſechsten Jahre gehört zu haben und den türkiſchen Geſandten, der nach der Anerkennung des aſiatiſchen Kaiſerthums nach Stuttgart kam, hat er oft geſehen.

Merkwürdiger mußten aber die Zeitereigniſſe auf ihn nach ſeinem vierzehnten Jahre wirken. Man weiß, welchen Einfluß die zweite franzöſiſche Revolution auf Deutſchland ausübte und kein Wunder iſt es, wenn die Heldenthaten der würtembergiſchen Armee, unter der Führung ihres alten Königs Wilhelm des I., ihn ſchon damals zu einem Enthuſiasmus ſteigerten, der nachher von großen Folgen auf ſein Leben war.

Er ließ ſich Anno 45 auf der Univerſität Stuttgart immatrikuliren und zwar zuerſt als Philoſoph. Der Wunſch ſeiner Mutter ſoll zwar geweſen ſein, er möchte Theologie ſtudieren, wie denn von jeher die Mütter ihre Söhne auf der Kanzel ſehen, aber der Rath ſeines Vaters und ſeines Oncles, der

Blick auf die ungeheure Anzahl Theologen, ließ ihn noch eine zeitlang unentschieden.

Aber Anno 47 brach der denkwürdige Krieg gegen den Kaiser von Nordamerika los. Der Usurpator Gräter, [s. S. 71 u. S. 122] sein Vater soll ein Würtenberger gewesen sein, hatte sich nicht sobald des Thrones bemächtigt, als er auch schon Europas Flotten und seinen Handel beunruhigte, durch Proclamationen den Fürsten des alten Welttheiles Hohn sprach und drohte, Europa von Amerika abhängig zu machen. Die Kriege hatten längst schon aufgehört, nur für das ein oder andere Land von Interesse zu sein; der asiatische Krieg war die Vorbereitung auf Kriege eines Welttheils gegen den andern und der Dresdner Congreß entschied für Krieg gegen Amerika. Wer die unverhältnißmäßige Ueberzahl der gebildeten Stände in Würtemberg bedenkt, wer sich erinnert, daß sich oft um eine Stelle fünfzig Competenten meldeten, wird es unserm Freund nicht übelnehmen, wenn er mit 160 andern Jünglingen die Musen verließ und unter das sogenannte süddeutsche Frei-Corps trat.

Seine Eltern waren anfangs sehr dagegen, aber sie gaben endlich den dringenden Bitten des Sohnes nach. Er schiffte sich mit der Preußischen, Russischen und Süddeutschen Armee in Hamburg ein. In einer großen Ebene Englands war die Musterung dieser ungeheuren Streitkräfte, die sich mit der Französischen, Spanischen und Englischen Armee auf 800000 Combattanten belief. Da er große Fertigkeit in der Mathematik besaß, so wurde er als Unterlieutenant auf eine Fregatte comandirt, welche zu der Flotte gehörte, die unter dem Wasser gegen die Amerikaner agiren sollte. Er wohnte dem Treffen bei Boston bei und hatte das Glück, eine amerikanische Dampf-Fregatte durch die wohlangebrachten Schüsse seiner Dampfkanonen unter dem Wasser in den Grund zu bohren. Er war auch unter den Freiwilligen, die sich auf 3 Kähnen unter dem Wasser in den Hafen von Boston wagten und dort das Admiral-Schiff des Usurpators verbrannten, der sich nur mit Mühe flüchten konnte. Er bekam dort das Verdienst-Kreuz der Wasser-Ratte, welches ihm der englische Admiral selbst umhing.

Nach der Erstürmung von Boston ließ er sich zu der Luft-Gondeln-Compagnie versetzen, welche damals, da die Kunst, in der Luft zu fechten, noch in der Wiege lag, für die gefährlichste, aber auch ruhmvollste galt. In der Höhe von Philadelphia wurde seine Gondel, in welcher sich der Prinz Carl Friedrich befand, durch einen größeren feindlichen Ballon angegriffen. Obgleich die Mannschaft ihre Schuldigkeit that, wurde doch das Dampfwerk durchschossen, die Gondel ging in Stücke und die Mannschaft mußte sich unter dem Kugelregen der Amerikaner durch ihre Fallschirme retten. Der Prinz aber hatte wenig Uebung in diesem Dienst und gerieth in Gefahr, aus der Luft herabzustürzen. Unser Freund, entschlossen den Prinzen zu retten oder mit ihm zu sterben, wollte nicht daran denken, daß ein Fallschirm eigentlich nur

einen Mann trägt, er griff den Fallenden und das Glück begünstigte ihn. Sie kamen glücklich und unversehrt herab, aber, kann man es Unglück oder Glück nennen? gerade auf ein Dach in Philadelphia. Die Residenz war noch vom Feinde besetzt und ihre Gefangenschaft unvermeidlich; sie wollten sich daher übergeben und stiegen durch den Schornstein in das Haus. Als sie jedoch dem Hauseigenthümer, einem alten Mann, ihr Schicksal erzählten, antwortete dieser, daß er früher ein Würtemberger gewesen und nicht gesonnen sei, sie auszuliefern. Dieser edelmüthige Mann schaffte sie heimlich ins Lager der Europäer und unser Jubelgreis blieb von da an während des ganzen Feldzugs als Adjutant bei dem Prinzen.

Als die Armee zurückgekehrt war, und Wilhelm Klaiber mit den Ehrenzeichen des Würtembergischen Krieger-Ordens und der Englischen Wasserratte geschmückt, entlassen wurde, bezog er die Universität München. An Juristen war durch den Krieg einiger Mangel eingetreten, darum legte er sich mit Eifer auf's Jus, ließ sich zwei Jahre nachher examiniren und wurde durch die Gunst seines Gönners, des Prinzen, Anno 1852, am heutigen Tage als Ober-Justiz-Tribunal-Secretariats-Vicenumerariats-Amtsverweser angestellt.

Bald brachte er es durch Eifer und Kenntnisse zum Vice-Secretair und Anno 57 zum Assessor. In diesem Jahre heirathete er Fräulein Catharina Louise Zimmermann, Tochter seines Generals, und hatte das Vergnügen, von seinem Oncle, dem Prälaten und Oberkirchenrath Klaiber getraut zu werden, mit welcher Frau Louise er bis dato im ungetrübten und freudigen Ehestand lebt.

Anno 68 wurde er Rath, Anno 75 Justizdirektor, Anno 91 aber General-Justiz-Direktor und Geheimerath, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. In seiner langen und glücklichen Ehe wurde er mit sechs Söhnen und zwei Töchtern, dreißig Enkeln und acht Urenkeln gesegnet.

Nachdem ich meiner Pflicht Genüge gethan, von dem Leben unseres geliebten Jubel-Greises dieser zahlreichen Versammlung seiner Freunde und Bekannten Nachricht zu geben, bleibt mir nur noch ein Wunsch übrig.

Es steht nach menschlichen Einsichten nicht zu erwarten, daß wir sein Jubelfest noch einmal erleben werden, darum wünsche ich nur, daß wir seinen Tauftag, der heute ist, noch recht oft und fröhlich mit ihm begehen möchten. Er lebe!

Briefe eines Mädchens.

(1823.)

Aus den „Briefen eines auf der Universität in Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in St(uttgart)", einer leichthingeworfenen Skizze, welche die Eindrücke einer zur Ausbildung nach Tübingen gekommenen Landpomeranze mit leiser Satire schildert, gebe ich nur zwei Stellen, weil diese das studentische Leben damaliger Zeit illustrieren und in gewisser Weise als autobiographische Äußerungen angesehen werden können. Vollständig sind die „Briefe" schon in der Beilage zur Allg. Zeitung 1895, Nr. 227 (v. 17. August) von Dr. Gustav Wilhelm unter dem Titel „Ein Anfang Hauffs in der Novelle", teilweise schon früher von Julius Klaiber (Literarische Beil. des Staats-Anz. für Württemberg 1877, Nr. 25 u. 26 und noch einmal in dem kurzen Lebensbild W. H., Stuttgart, Th. Knapp, 1881) veröffentlicht worden. Der erste Brief ist vom 5. Mai, der zweite vom 8. und der dritte vom 20. Juni (1823) datiert. Der Verlauf der Erzählung ist der, daß die Schreiberin, eine Pfarrerstochter, ihrer Freundin Emilie berichtet, wie sie aus dem heimischen Oberamtsstädtchen — von wo sie der Herr Substitut noch zu Pferd bis Eßlingen begleitete, zum Abschied ihr Jacobs Frauenzimmerspiegel schenkend — in Tübingen ankommt, bei einer Frau Prälatin in Pension gegeben wird und bei einem von der Burschenschaft veranstalteten Konzert einen norddeutschen Studenten, namens Krebs, kennen lernt, der sehr bald den Herrn Substitut (=Predigtgehilfe) aus ihrer Erinnerung verdrängt. Der Mädchenstil ist durchgängig gut getroffen. Am bezeichnendsten für Hauffs späteres Schaffen ist das Motiv, daß er das schwäbische Mädchen mit einem Norddeutschen in Verbindung bringt. Insofern könnte man die Skizze geradezu eine Vorstudie zum „Bild des Kaisers" nennen. Bemerkenswert ist auch die Selbstironie, die in der zweiten der mitgeteilten Proben sich wieder geltend macht.

Aus dem 2. Briefe.

„Also vorletzten Sonntag war Concert, und es ist ein prächtiger Saal mit Säulen, der den Studenten in der Burschenschaft gehört —. Es war unmenschlich voll. Es waren gewiß 200 Studenten da und viele Professors-

leute und Andere. — — Wir, die ſangen, ſaßen ganz vornen alle in weißen Kleidern auf rothen Bänken, und die jungen Herren ſtanden um uns herum und gukten uns mit Brillen und Ferngläſern ins Geſicht."

Aus dem 3. Briefe.

„Liebe Emmi! Noch ganz betäubt von geſtern ergreife ich die Feder, um Dir zu ſagen, was Du leider nicht ſelbſt geſehen haſt. Ach dieß waren göttliche Tage und der Ball war wunderſchön! Doch daß ich in der Ordnung bleibe, ſo will ich Dir auch etwas von dem Studentenfeſt erzählen. Man heißt es das Waterloofeſt und es ſoll einmal eine ſchreckliche Schlacht da geliefert worden ſeyn. (!) Deßwegen iſt auch das Feſt und der Ball. Am 18ten nach Tiſch gieng ich zu Schmids, die auf dem Markt wohnen, wo ſie auch hinkommen ſollten. Es war ein langer Zug, denke bey 400 Studenten. Alle hatten grüne Zweige auf ihren Kappen. Voraus giengen die Trompeter, die man um viel Geld hatte kommen laſſen. Dann kam ein ganz großer Student ganz ſchwarz angezogen und hatte eine ſchöne Schärpe an, und zwei ebenſo giengen neben ihm. Dann giengen ſie auf den Markt und machten einen großen Kreis. Dann ſangen einige ein Lied und der große brachte dann unſerem Land ein Vivat. Dann zogen ſie weiters. Ja, daß ichs nicht vergeſſe, es waren auch ſechs, die trugen bloße Schwerter, mit denen ſie allemal Händel haben. — — Wir giengen jetzt auf einem kürzeren Weg auf den Wörth, wo eine große Allee von Bäumen iſt. Dort war ein großer Kreis und Tiſche für die Studenten und auch für andere Leute und ein großer Altar von Raſen, wo auch Schwerter daran hiengen —. Endlich hörten wir die Muſik, und die Studenten marſchirten in den Kreis; dann ſangen ſie, dann hielt einer eine lange Rede, von der ich nichts behalten habe als die ſonderbaren Ausdrücke keuſche Maid und deutſche Jungfrauen; es war auch vom Vaterland die Rede, wenn ich nicht irre. — — — Dann ſezten ſich die Studenten an die Tiſche und commerſirten, wie man es heißt. Es waren auch viele ſchöne Lieder gedruckt worden, die man austheilte. Die Trompeter muſicirten auch dabey. Dann führten ſie eine Schlacht auf, nicht alle, ſondern einige machten allen Löcher in die Kappen und fochten mit einander. Es ſind doch ſonderbare Gebräuche bey den Studenten."

Es wird dann erzählt, wie beim Ball am 19. Juni Krebs ihretwegen ein Duell bekommt und ſich auf dem Heimweg gleich den ſüßen Lohn für ſeine ritterliche Hingabe nimmt, wie ſie dann eine Nachtmuſik von den Trompetern bekommt, die den Troubadour und „Der Krieger muß zum blutigen Streit" blaſen. — — Man ſieht, Tübinger Studentenleben, wie es ſich in dem Kopfe eines naiven Beſchauers malte. Von autobiographiſchen Bezügen erwähnen wir noch, daß Krebs Guitarre ſpielt, und mehrfach ein Herr v. Röder vorkommt.

Studie über zwölf Romane Walter Scotts.

(1826.)

(Einige Bemerkungen über: The Romances of Walter Scott.)

I. Allgemeine Bemerkungen.

Es ist sehr gleichgültig zu wissen, ob ein und derselbe sie geschrieben habe. Genug ist, daß offenbar ein Genius ersinnt, die Charaktere aufstellt, die Situationen, in welchen sie sich zeigen können, angibt.

Man wirft in Teutschland, trotz aller Bewunderung des Dichters, ihm Gedanken- und Ideen-Armuth vor. Wenn man von dem Begriffe eines Romans, wie er uns in den letzten Decennien geboten und als Musterbild gepriesen wurde, ausgeht, scheint dieser Tadel durchaus nicht unbegründet. Seit Wilhelm Meister und schon zuvor, kamen Kunstromane bey uns an die Tagesordnung. Man wollte unter Roman nicht mehr die Lebensbegebenheit des Helden verstehn, sondern die Aufstellung und Entwicklung der herrschenden Ansicht über Kunst oder sonst ein Thema des geistigen Lebens. Die sogenannte Geschichte war Nebensache. Daher Romane über Musik, Poesie, Schauspielerkunst, religiöse, Maler-, Bildhauer- ꝛc., — Romane. Ueberall herrschte die Idee vor. Natürlich: weil in jener Zeit das Absolute auf dem Wege physikalischer Forschung gefunden werden sollte.

Ob die Aesthetiker von jener Ansicht zurückgekommen sind? In der That spukt sie noch unter mancherley Verkleidungen umher, in Praxi scheint man aber durch das Gefühl zur Ueberzeugung gelangt zu sein, denn: Der Quell der wahren Poesie ist nicht die Idee, sondern bildliche Anschauung, Phantasie.

Aber auch in historischer Hinsicht waren jene Romane nur eine Abart. Der Roman gehört zum Geschlecht des Epos. Er ist der Nachkömmling des Heldengedichts, sowie unsere Zeitgenossen Abkömmlinge mythischer Heroen der Vorwelt sind.

Wie wir von dem Leben der Altvordern nur die wichtigsten Momente wissen und jenes überhaupt vor den Zeiten geistiger Entwicklung sehr einfach und nur in wenigen Zügen bedeutend war, so stellt uns auch das Epos in gedrängter Kürze nur das Wichtigste und Gediegenste dar. Daher bleibt

das Stillleben der Helden unberührt. Bey unſerem Zuſtand der Kultur erſcheint dagegen das Außerordentliche im Leben des Einzelnen nur ſelten, die Bildung macht aber auch das Ungewöhnliche zu etwas Bedeutenderem in höherer Rückſicht. So enthält auch der Roman nicht die außerordentliche und in epiſcher Kraft zuſammengedrängten Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, ſondern die Erzählung des ruhigern Gangs ſeines Lebens, in welchem wohl einzelne Momente beſonders bedeutend und intereſſant hervortreten, das Ganze ſich aber mehr mit der Darſtellung und Entwicklung beſchäftigt. Ein Roman, welcher immerwährend Spannung enthält, wird nicht zu den beſſern gehören. Denn die Spannung hört mit der Befriedigung auf und wer einmal einen ſolchen auf Effekten gebauten Roman geleſen hat, wird ſelten in Verſuchung gerathen, ihn zum zweiten male zu leſen, weil jenes Intereſſe ihn nur einmal feſſeln kann. Das Intereſſe des wahren Kunſtwerks muß auf dauerndern Elementen ruhen. Es gehört ebenſowohl die der Natur entnommene Entfaltung der einzelnen Charaktere, als die Darſtellung der ſichtbaren Dinge hierher. Eine getreue ruhige Schilderung eines anziehenden Gegenſtandes werden wir um ihrer ſelbſt willen gerne wieder leſen. Wenn aber mit der Darſtellung äußerer Erſcheinungen auch die einer höhern, das Bereich der Geiſtes begründenden Wahrheit verbunden iſt, ſo wird das Intereſſe immer größer. —

Der Roman war auch in der That urſprünglich nichts anders als getreuer Bericht über das Stillleben und die Handlungen des Helden. Die Wahrheit lag nicht im getreuen Berichte, ſondern in Aufſtellung der Motive zu Handlungen, in Darſtellung ſeiner Gefühle. Dieſe Darſtellungen der Gefühle des Helden fordern aber eine genaue Darſtellung der Gegenſtände und Außendinge, die den Helden afficieren.

Wenn aber der Dichter nicht von der Idee bey Erfindung des Kunſtwerks ausgehen ſoll, und wenn wir finden, daß die beſten Romane nicht die allegoriſche Darſtellung irgend einer Wahrheit, ſondern vielmehr ein treu poetiſches Bild des Lebens ſind, ſo darf man auch an W. Scotts Romanen den Mangel einer leitenden Idee nicht rügen, weil ſein ganzes Beſtreben dahin geht, jeder lebendigen oder lebendig geweſenen Erſcheinung die poetiſche Seite abzugewinnen und ſie nur in dieſer ihrer Wahrheit anſchaulich zu machen.

Uebrigens dürfte doch in W. Scotts Romanen eine Idee durchgreifen und durchgehen. Es iſt die, welche eigentlich dem Weſen der Poeſie zu Grunde liegt, das Ringen der individuellen endlichen Kraft gegen die geſetzliche Ordnung, und ſo ſehr überall gekämpft und gerungen wird, ſo blickt doch immer der Freund des friedlich beſtehenden und dem wirklichen Geiſt der Zeit Entſprechenden hervor. Die ſchönen Charaktere zerſtören ſich oder werden bekehrt.

Gedankenarmuth kann ihm auch nicht vorgeworfen werden. Der Teutſche in ſeinem Jahrhundert lebt immer in der Reflexion. Dieſe aber taugt nicht

für die Poesie. Bey W. Scott lesen wir selten Reflexionen des Dichters; selten allgemeine Sentenzen in dem Mund der Helden und Nebenpersonen, nirgends Bilder aus dem sogenannten innern Leben. Aber wer möchte leugnen, daß Scott reflectiert, daß wir aus dem Munde seiner Personen tiefe Wahrheiten hören, daß uns die Gemüthswelt geöffnet werde? Er reflectiert als Historiker, indem er uns das ganze Bild einer Zeit und bestimmter Kreise seines Landes im Romane aufstellt.

Welcher Dichter gibt wohl ein besseres Zeugniß dafür, daß der Zauber der schlichten Wahrheit der größte sey, als W. Scott? Nirgends wird plötzlich abgebrochen, um zu spannen, das Uhrrad läuft so lange, bis es abgelaufen ist. Die Personen benehmen sich nie ungewöhnlich, selbst das ungewöhnliche Zusammentreffen von Leuten (romanhaft) findet man selten. Dennoch verfolgen wir die Personen neugierig, weil wir voraus fühlen, wie sie handeln werden. Eigentliche Spannung liegt nur in den dramatischen Scenen. Ohne in den Entwickelungen des Dialogs immer Elemente zu finden, welche uns nicht schon vorher bekannt wären, werden wir doch Wort für Wort durch die Kraft der natürlichen Logik, durch die wichtigste Climax und die überraschendsten Wendungen, niemals durch Uebertreibungen der Natur mit fortgerissen.

Ueber den Vorwurf der Weitschweifigkeit muß man weggehen, der Gebildete und der, der W. Scott kennt, wird sie ihm nie vorwerfen. Der Vorwurf eines zu schnellen Ausgangs ist nicht ganz ungerecht. Zwar wie im Trauerspiel muß nach Entwicklung der Katastrophe die Sache schneller gehen. Aber manchmal stürzt er doch zu schnell in die Tiefe. Oft auch zu grell. Bey jeder Dichtung fordert der rohe wie der gebildete Leser eine gewisse Befriedigung, mit welcher er am Schlusse das Buch weglegen kann. Oft siegt am Schlusse die englische Natur über den Verfasser, und er malt, was man kurz wünscht, lange aus. So wird das Schreckliche zum Widerwärtigen. So in Waverley, wo zwar Mac Ivor so enden muß — wo es aber nicht nöthig ist, daß wir alle Präparate zur Hinrichtung sehen. So der Selbstmord des Schleichhändlers im Astrologen.

Noch allgemeiner ist der Tadel, daß er zu seinen Helden unbedeutende charakterlose Leute wählt. Daß die Thatsache begründet ist, unterliegt keinem Zweifel. Ed. Waverley, Brown, Lovel, Franz Osbaldistone (Robin) und andere sind liebenswürdige Nullen, erste Liebhaber, wie sie so häufig in englischen Romanen, namentlich denen der Frauen vorkommen. Schön, gebildet, belesen, bescheiden, muthig, reich, immer nur sprechend, wenn sie gefragt werden, sind sie das Ideal von Männern für schriftstellerische, sentimentale Damen. Ihr Charakter ist eine fortgesetzte Negative. Daß es solche in England gab und gibt, ist kein Zweifel, deshalb eignen sie sich aber eben so wenig zur Dichtung als jene Schreckens-Scenen. Sie sollten gleichfalls nur angedeutet werden. Sind denn aber diese negativen Personen die Helden in

den Scott'ſchen Romanen? Ein Held iſt ein Mann, der durch Kraft und Freiheit des Willens entweder im Widerſtande gegen eine von innen oder außen andrängende Gewalt oder durch wirkungsreiche eigne Thaten ſich vor andern auszeichnet. Solch ein Held — ſey er Sieger in Schlachten, oder im normalen Kampfe — iſt der Gegenſtand der Tragödie. Ausnahmen ſind es, wenn wir ſolche, die ſich durch Dulden auszeichnen, als Gegenſtand der Tragödie finden. — Wirkliche Helden gehören auch für das Epos. Im Roman aber (ſiehe oben) mußten daraus tüchtige Männer, wie wir ſie im Leben finden, werden. Der Name wurde beybehalten, mußte aber im Roman nur die Hauptperſon bezeichnen, für welche wir uns intereſſieren. Daher darf man auch oom Helden des Romans nicht das erwarten, was vom Helden der Tragödie. Das Mißoerhältniß zwiſchen Helden des Romans und der Tragödie wurde noch auffallender, wenn ſtatt der tüchtigen Männer ſolche ihre Rollen einnehmen, welche, wie es im Leben doch häufig der Fall iſt, von Schwächen ꝛc. beherrſcht werden. Daß wir uns für dieſe im Leben am meiſten intereſſieren, iſt nicht zu leugnen, ſie mußten daher auch nothwendig in den Roman. Wirft man aber die Frage auf, was iſt höher im Roman, das Leben des Helden oder die Perſonen und Gegenſtände, mit welchen letzterer in Berührung kömmt, ſo iſt es offenbar das letztere. Fragt man aber, zu was dann noch ein ſolcher Nichtheld, wenn die objective Darſtellung der mannigfachen Erſcheinungen des Lebens die Hauptſache im Roman ausmacht? Man kann antworten, der Held — das iſt des Menſchen Leben, muß den Faden der Erzählung, an welchen ſich einzelne Begebenheiten und Erſcheinungen anreihen, abgeben. Noch mehr: wie der Chor in der alten Tragödie der Repräſentant des Volks, ſo der Held im Roman der des Leſers. In dem Helden des Romans liegt der Spiegel, welcher uns die Gegenſtände, denen er begegnet, klar zeigt. Wir ſehen begierig, welchen Eindruck dieſe Bilder auf den Helden machen, und prüfen uns, wie wir in ähnlichen Lagen gehandelt hätten. Wenn wir nun in Scotts Romanen einen Eduard, einen Lovel ꝛc. Helden nennen, ſo verſtehen wir darunter die Perſonen, für welche wir uns in ſofern intereſſiren und Partey nehmen, als wir uns in ihre Seele, in ihr körperliches Leben hinein denken; indem wir ſie auf ihren Reiſen, im Zuſammentreffen mit nationalen Ereigniſſen ꝛc., die der Verfaſſer beſchreiben will, begleiten. So hauptſächlich bey W. Scott. Gewöhnlich iſt der Held ein Südbritte, der ausgerüſtet mit Wiſſen ꝛc. doch die Sitten des Hochlandes noch nicht kennt, in das er verſchlagen wird. Daher mehrere Romane in Form von Memoiren. So würde Robin der Räuber nicht die Hälfte von dem Eindruck auf uns machen, wenn wir ihn oon Anfang bis zu Ende oerfolgen müßten. So aber ſteht er, ſo oft er uns erſcheint, immer wieder neu und friſch oor dem Auge.

Weiter wirft man Scott vor, daß wir immer wieder auf verwandte Geſtalten ſtoßen. Dieſer Vorwurf iſt nicht ſehr begründet; generelle Ähnlichkeiten walten vor, die jugendlichen Helden gleichen ſich, es ſpielen alte wunderbare

Weiber oft Hauptrollen (oft gar die des Schikſals); Bettler und Zigeuner greifen oft ein, aber Gleichheit, Abſchreiben der Charaktere iſt nirgends. Selbſt zwiſchen Mac Merillies und der Norna iſt ein bedeutender Unterſchied.

II. Nähere Unterſuchung der Romane.

1. Waverley, or 'tis sixty years ago.

Nicht zu läugnen iſt, daß der erſte und theilweiſe der zweite Band zu ausführlich iſt. Ganz nach Art der gewöhnlichen Romane erfahren wir die Geſchichte der Aeltern und Erzieher des Kindes, ſeiner Pathen und Geſchwornen bey der über ſeine Erziehung beſtellten Jury, und der eigentliche Roman beginnt erſt, wie das Kind zum Jüngling herangewachſen, das Haus verläßt.

Gediegene Darſtellung gewöhnlich ſcheinender Begebenheiten. Man ſieht daraus die Wahrheit, daß nur in der Einfachheit die höchſte Kunſt ſey. Nirgends geſchraubte Sprache, Haſchen nach Effect. Er iſt daher auch nicht Roman im gewöhnlichen Sinne, das Schickſal der einzelnen Perſonen trennt ſich nicht von dem ihrer Partheien.

Charaktere, nicht außerordentlich, nicht makellos, aber in kräftiger und doch der Natur ganz angemeſſener Individualität hervortretend, beleben dieſen Roman. Der alte Baron von Bradwardine iſt mit allen ſeinen vorzüglichen Eigenſchaften und Mängeln eine Geſtalt, welche ſo aus der Wirklichkeit der Natur gegriffen iſt, daß wir ſie noch jetzt erblikken könnten (mutatis mutandis); troz ſeines keineswegs liebenswürdigen, ſondern lächerlichen Außern werden wir gezwungen, ihn zu ehren und zu lieben, und unſere regſte Theilname gewinnt er im Unglück, das er in ſeiner ganzen Größe ſtandhaft erträgt. Während er vorhin Kleinigkeiten zu großen Dingen umwandelt, betrachtet er jetzt das große Mißgeſchick als eine kleine Prüfung. (Wie ergötzlich der Zug mit dem Stiefel ausziehen nach der Schlacht!)

Gegenſatz. Die große und herrliche Geſtalt des Fergus Mac Ivor! Auch zu ihm zieht eine bewunderungswürdige Liebe hin, obgleich bey größeren Schwächen, ja ſo gar bey Verſtellung. So ergreifend ſein Schickſal und jede Handlung und Außerung iſt, ſo könnte man doch ſeinen Ausgang voraus errathen.

Ein ſolcher Geiſt, der alles Zeitliche auf eine Glücksnummer, und nicht Geiſteskräfte auf ein Unternehmen geſezt hat, der wachend nur denkt und ſchlafend nur träumt von der einen Hoffnung, muß nothwendig untergehen, wenn die Hoffnung fehlſchlägt. Der Dichter hätte können, ohne unwahrſcheinlich zu werden, den Helden entkommen laſſen, aber die innere Natur würde einer ſolchen Rettung widerſtreben. Mit dem Untergang der Sache war auch ſeine Privathoffnung untergegangen. Seine Kräfte waren ſo erſchöpft, daß er geiſtig als tot anzuſehen war. Welches Leben hätte Mac Ivor im

Ausland führen ſollen? Dem geiſtigen Tode würde der phyſiſche gefolgt ſein, wenn der Held [ſich] nicht, um ſich Vergeſſenheit zu bereiten, in den Sinnenrauſch geſtürzt hätte. Darum ſtirbt er — und — auf dem Richtplatz. Er mußte dort ſterben. Ein ſo ſchmerzlicher außerordentlicher Ausgang iſt ſolchem Streben angemeſſen. In dieſem Charakter bewunderungswürdige Miſchung roher Kraft mit Politur des Hoflebens. Wen ergreift es nicht bis in die innerſte Seele, wenn Fergus, von ſeinem Untergang überzeugt, plözlich umgewandelt, beynahe kraftlos zu ſeinem Freunde tritt.

Verwandt, doch beſonnener iſt der Praetendent. Sein Charakter iſt ganz geſchichtlich. Er erſcheint meiſt als Vermittler zu dem Helden des Romans.

Flora, an hochſtrebendem Sinne dem Bruder ähnlich, doch nicht an Ehrgeiz. Reine romantiſch treue Abſichten, ideales, aber aus der Wirklichkeit gegriffenes Weſen. Bey Flora iſt aber dieſe Idealität nicht Streben nach einem beſſeren Zuſtande, ſondern ſchwärmeriſche Treue für gewiſſe althergebrachte Grundſäze, verbunden mit poetiſchem Geiſt und Seelenadel. Auch ſie hat alle Kräfte an das Unternehmen geſezt, auch ſie kann nicht mehr Antheil am Leben nehmen, nachdem die Hoffnung und mit ihr der Bruder, welchem ſie nächſt dieſer ihr Daſeyn geliehen, untergegangen iſt. Der Held iſt nicht blos ein ſogenannter, es ſind in ihm einige charakteriſtiſche Züge perſonificirt. Allerdings verdient ſein ewiges Schwanken und Zweifeln nicht viele Achtung; aber iſt nicht dadurch die gewöhnliche Natur des Menſchen geſchildert? Dieſes Schwanken iſt ein Charakterzug der menſchlichen Natur, im Kunſtwerk verräth es aber die Objektivität des Dichters. Er durfte nicht Parthey nehmen, daher auch Waverley nicht. Merkwürdiger iſt ſein Schwanken im Punkt der Liebe. Iſt aber in dieſem Bilde des ſcheinbaren Wankelmuths nicht ein ganzes Lehrgedicht über die menſchlichen Bildungsſtufen? Zuerſt liebt er die derbe Wirklichkeit ohne Ahnung des höheren Lebens, er verläßt ſie als zu gemein und will ſehnſüchtig das höhere in einem gefühlten Ideale finden, endlich, als er dort nicht Troſt und Befriedigung findet, kehrt er zum Irdiſchen (in dem ſich auch Gott offenbart) zurück.

Nebenperſonen. Sehr charakteriſtiſch. Ironie und hohe Kraft in Talbot. Low Lolo Melville und der Geiſtliche als Vertreter der geſezlichen Ordnung. Der Räuber Maclean, der getreue Fähnrich Maccombich, der franzöſiſche Begleiter des Prinzen, der kindiſche Galladley, ſind mit wenigen Strichen ſo vortrefflich gezeichnet, daß wir ſie lebend vor uns ſehen. —

2. Guy Mannering or the Astrologer.

Ausgezeichnet durch Compoſition, wunderbare Zuſammenſtellung und gleichartige Entwickelung ſowie durch Friſche in allen Erſcheinungen.

Die Poeſie wird zuweilen ſo mächtig, daß ſie ohne das Medium plaſtiſcher Darſtellung in lyriſcher Geſtalt ſich zeigt. Der Moment, in welchem dem

ſchiffbrüchigen Brown an der Küſte im fremden Schottland wunderbare Rückerinnerungen aufſteigen, er die von der Abendſonne gerötheten Trümmer der Burg Ellangovan, und über der Thür einen Spruch, der ihm bekannt ſcheint, ein Wappen, welches er ſchon geſehen haben muß, erblickt, als ihm Bruchſtücke alter Balladen, welche auf dieſe Gegend Bezug haben müſſen, in's Ohr klingen, — dieſer Moment verrät, daß die Poeſie Herr geworden über den Dichter. Aber nicht ganz. Denn während der Scene naht jener Böſewicht und der einzige Zug, wie das Gewiſſen demſelben den Zuſammenhang verraten muß, verrät den denkenden Pſychologen. Auch einige der übrigen Scenen und Charaktere verraten mehr jugendliche Phantaſie als ältere Ruhe.

Meg Merrilies iſt Königin unter allen ſpäter von W. Scott aufgeführten alten Weibern. Sie iſt eine übernatürliche Erſcheinung, weil ſie alle Mittel gebraucht, welche ihr zu Gebot ſtehen, um mehr zu ſcheinen, als ſie iſt. Aber nur Schottland in ſeiner Miſchung von Lehnstreue und patriarchaliſcher Anhänglichkeit konnten einen ſolchen feſten, wunderbaren, liebenswürdigen Charakter bilden.

Die Ausmalung übertrifft beynahe an Intereſſe die Charaktere in dieſem Roman. Das Wunderbarſte neben dem Gewöhnlichſten, das Großartigſte neben dem niederländiſchen Stillleben. Zu dem Letzteren gehört das lebendige Leben im Haushalt des Pächters Dinmont, das charakteriſtiſche Spiel des Rechtsgelehrten in Edinburg, die Erbſchaftsprätendenten u. ſ. w. Haarſträubend dagegen das Leben der Zigeuner in jenem Turm, Merr., die über den Todten und Verlorenen wacht, der gefangene Schleichhändler. Daneben der komiſche Auftritt des M. Sampſon und der Hexe in jenem Turm.

Die Charaktere ſind mehr ſcizzirt, dennoch erblicken wir die meiſten lebendig vor uns.

Sampſon herrlich gezeichnet, ebenſo der witzige und appetittreiche Rechtsgelehrte, beiden Ehrenmännern ſchließt ſich Dinmont an.

Die edlere Seite iſt etwas ſchwächer gerathen. Guy Mannering hat einige Härten und Schwächen und ſteht daher noch am kräftigſten da, Brown und Hazelwood unbedeutend, ebenſo die Geliebte des Letztern.

Julie Mannering iſt, obwohl charakteriſtiſch durch ihren Witz als Primadonna, nicht eben ausgezeichnet genug zur Erhaltung ihrer Würde.

3. The Antiquary.

So dürftig die äußere Fabel erſcheint, ſo reichhaltig iſt der Roman an innerem Leben. Eine etwas breit gehaltene, in der Vorzeit ſpielende, nicht unintereſſante Novelle. Aber nicht dieſe Novelle iſt es, die dem Roman Leben giebt, ſondern die Perſonen, die zufällig zuſammen kommen, um ein ſchreckbares Vorgehen in ſeinen wohlthätigen Folgen vergeſſen zu machen. Wenn man aber in dieſem Roman auch zugiebt, daß die äußere Form etwas vernachläſſigt iſt, wie herrlich dagegen die Hauptſache, die eigentliche Poeſie des Alterthümmlers.

Wie herrlich, und ganz dem deutſchen Charakter angemeſſen, iſt die Gemüthlichkeit Oldbooks! Wo iſt der Zug des guten, gewunderlichen alten Herrn, in dem wir ihn nicht perſönlich ſähen und ſeiner Denk- und Handlungsweiſe folgten? So beſchränkt und kleinlich ſein Wirkungskreis ſcheint, ſo reif iſt doch ſein Verſtand, und ſeine Gedanken ſo hoch fliegend, als ſeine wohlgeprüften Kräfte zur Ausführung ihm folgen können. Weiter will er nichts, daher iſt alles an ihm wahr. Dieſe Wahrheit erzeugt Leben, dieſes Gemüthlichkeit. Der Alterthümmler iſt ein trockener Humoriſt, langſam mit ſeiner Freundſchaft, immer mit ſatyriſchen Hieben bereit; Jene, wenn ſie gewonnen iſt, thut wohl; dieſe ſchmerzen nur, wenn ſie eine wirkliche Wunde treffen. Nur im gleichmäßigen Hergang des Lebens ſcherzt er über Empfindung und Gefühl; ſobald es wirkliche Gefahr droht, tritt ſein eigenes inniges Gefühl hervor, trotz der ſcheinbar langen Verſtellung.

Aehnliche Gemüthlichkeit ſpricht ſich in dem Bettler Ochiltree aus. Ohne die ſcheinbar übernatürliche Macht, welche Umgebung und Geburt der Meg Merrilies geben, wirkt der alte Eddie durch die Kraft ſeiner reinen Natur, durch geſunden Menſchenverſtand, ein treffliches Herz und die Beredſamkeit, die ihm der Augenblick verleiht, und keine Furcht vor richtiger Größe verſtummen läßt. Sein unbefangener Blick läßt ihn allein über den ſchärfer als Jedermann blickenden Montbarns triumphiren. Seine ſcharfſinnigen Gründe gegen das Duell; ſeine Thätigkeit als Retter in der Schulſcene, ſein Witz gegen die Betrüger, ſein impoſanter Anblik, wenn der Bettler ungebeugt vor dem mächtigen Earl ſteht. Wer iſt größer? Dieſen drückt die Schuld zu Boden, jener kann frey auf unverdorbene Sinne und ehrenwerthe Jahre trotzen. Sehr glücklich läßt ihn der Dichter den kerngeſunden, an nichts, weder Abſtammung noch Verwandtſchaft, Lehnstreue und Dankbarkeit ſich bindenden Bettler bleiben, ohne am Ende noch ſeinen aufgedekten Stammbaum u. dergl. beyzufügen.

Dieſen beyden gegenüber ſteht die Familie Muclebackit. Weniger jedes einzelne Mitglied intereſſirt uns hier als der Eindruk, den die Verbindung ſo charakteriſtiſcher Menſchen zu einem ganzen macht. Auch dieſe Fiſcherfamilie iſt ſo lebendig, daß wir bey ihr einziehen könnten, doch nicht ſehr gemüthlich. Schuld laſtet auf ihr, Leichtſinn und Armuth drücken nieder und durch die Eintracht blickt oft die Zerriſſenheit. Keine außerordentliche Eigenſchaft (bis auf Elsbeth) zeichnet ſie aus und dennoch hat W. Sc. es verſtanden, ſie ſo lebhaft vor das Auge zu bringen, daß wir jeden ihrer Gedanken ſehen. Der derbe Fiſcherbube, die ſchreienden Kleinen, die zankende und auf Verdienſt erpichte Mutter, der ſtörriſche Vater, jeder hat keine beſonders ausgezeichnete Seite, aber ſie erſcheinen in Lagen, wo wir den tief angelegten Charakter vermuthen. Nur die alte Großmutter, ächt Scottſche Figur, hat wie außerordentliche Erziehung ſo außerordentliche Gaben. —

Es macht den furchtbarſten Eindruck, wenn wir die alte Elsbeth gleich

einer lebloſen Ueberlieferung der Vorwelt, ſtumm und todt im Winkel ſitzen ſehen. Ihre Sinne für Alles, was in der Gegenwart vorgeht, abgeſtumpft, nur der Vergangenheit gehört ihr Geiſt an, und nur den Erſcheinungen jener Zeit verwandte Klänge entlocken ihr Spuren des Lebens. Wenn ſie Verſe aus alten Balladen ſingt, wenn ſie bey Hörung eines ihrem Jugendkreiß angehörigen Namens aufhorcht und mit ſpricht, wen ergreift dieß nicht? Nur eine Geſchichte, die der unſeeligen Schuld eines alten Hauſes lebt in ihr fort biß auf die kleinſten Umſtände, und ihr Daſeyn hört erſt im Augenblick auf, wo ſie das furchtbare Geheimniß von ſich abgewälzt hat. Eine der größten furchtbarſten Figuren Scotts, und bei aller Aehnlichkeit ſo verſchieden von Meg M—s. Sie iſt aber nicht blos Figur, ſondern wahrhaft menſchliches Weſen. Es giebt ſolche, die der Gegenwart abgeſtorben, nur noch einer Erinnerung leben, die oft ſo mächtig in ihnen wird, daß der lezte Hauch durch Phantaſie die Vergangenheit zur Gegenwart zaubert.

Sir Arthur ungemüthlich. Impoſant, von ritterlichem und natürlichem Geiſte beſeelt, erſcheint er nur in den Ruinen der Kirche im Augenblik, wo der furchtbar Getäuſchte, dem ſelbſt allmählich die Hoffnung ſchwindet, den Betrüger zu entlarven droht. Wer möchte ihm herzliches Mitleid verſagen? Seine Tochter weniger lebendig geſchildert, obgleich dieſe Züge bey mehr Raum einen intereſſanten Charakter verſprechen.

Die finſtere Geſtalt des Grafen von Glenallan tritt erſt ganz zulezt hervor. Den lezten Sprößling eines alten Geſchlechts hat ſeine vermeinte Schuld ſo niedergedrükt, daß der freye Geiſt ganz ausgeſtorben und an ſeine Stelle eine gräßliche Erinnerung getreten iſt.

Kann er wohl nach 20jähriger Entfernung wieder recht ins Leben treten? Die übrigen Perſonen leicht, aber treffend gezeichnet. Der aufbrauſende Neffe lebt, der Friſeur Caron muß intereſſiren, wenn man auch nur ſeine Angſt bey dem Uebelbefinden eines ſeiner 3 Perrückenkunden betrachtet. Des Alterthümmlichen Schweſter gut gezeichnet, aber in engliſchen Romanen gewöhnlich.

Verdienen die Charaktere oder Scenen in dieſem Roman den Vorzug? Die Entſcheidung möchte ſchwer ſeyn. Darum nur einzelnes herauszuheben. Eigentlich lebt im Alterthümmlichen jede Scene von dem Einſteigen in die Edinburger Landkutſche biß zum Aufgebot des Landſturms beym Einfall der Franzoſen. Doch herrſchen einzelne Bilder vor. Hoffmann ſagte: Wenn W. Scott nichts weiter beſchrieben hätte als die Fluthſcene, er wäre doch der Dichter, den wir bewundern. Er iſt hier gleich groß als Maler und Pſycholog. Wie die Sonne ſinkt, ſinkt auch die Hoffnung, wie das Meer ſteigt, immer höher ſteigt, ſo immer höher die Angſt in der Seele der Verlorenen. Welch kindiſche Furcht und welche Seelengröße die Gewißheit der Gefahr erzeugen könne, ſehen wir in dieſem Bilde. — So auch das Auffinden des römiſchen Lagers und die Enttäuſchung des Alterthümmlers durch den Bettler. Voller Gewicht iſt das Duell, ergreifend und poſſirlich das zweifache Schazgraben.

— Die tiefste und ergreifendste Scene ist aber wohl die Trauer der Familie Mucklebackit um den Sohn. Der rohe Mann ohne höheren Trost ist von Anfang in dumpfem Schmerz, dann weint er und verwünscht sein Schicksal. Er achtet keinen Trost, keine Freunde, keinen Stand, selbst nicht die alte Großmutter. Nur die Noth treibt ihn wieder zur alten Beschäftigung, aber es wird ihm unmöglich wieder zu arbeiten. Aehnlich das Benehmen seiner Frau. Wunderbare Mischung des Eigennutzes und die Benützung jedes Vortheils mit der Betrachtung der Nichtigkeit alles Erdenglüks.

Herrlich sind die Balladen und einige davon gewiß sehr alt.

4. Rob Roy. Ist wohl das gediegenste seiner Werke, weniger durch helle, lebendige Bilder als durch tief angelegte Charaktere. Das Leben Osbaldistones greift nur unbedeutend in die Ereignisse ein, er zeigt sich nicht gerade schwach, aber überall passiv, und es wird fast schwer zu glauben, wie Diane sich in ihn verlieben konnte.

Schon oben wurde berührt, wie trefflich der Dichter diese Sage ausgeführt habe, indem er nicht das ganze Leben Robins zeigt, sondern nur in einzelnen Momenten seine physische und moralische Kraft darstellt. So bleibt uns Robin immer neu, immer gleich interessant, ja wir gewinnen ihm immer wieder eine neue Vortrefflichkeit ab. Scott muß lange an diesem Roman gefeilt haben, denn außer der etwas langen Einleitung steht kein Satz umsonst da.

Welches wunderbare Bild bietet uns die politische Verbindung der drei Hauptpersonen dar. Rashleigh. Robin. Diana Vernon. Bei solch einem Bunde muß ein von der Persönlichkeit ganz entferntes Interesse die Gemüther vereinigen, welche an sich unter einander nur Abstoßungskraft haben. Doch sind alle drei einander durch gleichvertheilte Gaben verwandt. Jeder von ihnen, auch Diana, ist ein Mann in vollem Sinne des Worts. Die höchste geistige Kraft, aus Entschlossenheit, Geschick, Verstand, Gelassenheit, Menschenkenntnis u. s. w. zusammen gesetzt. So Raleigh. Bey ihm herrscht aber Klugheit vor. Dieß ließ ihn alles, was die Wissenschaft bietet, jede Fertigkeit erwerben, nicht als Zielpunkt seines Strebens, sondern als Mittel seinem ungeheuren Ehrgeiz zu dienen. Menschenkenntniß, die ihn aber nicht zu Geringschätzung verleitet, sondern zu Geselligkeit und Höflichkeit. Aber eben dadurch wird er zum Teufel.

Selbst sein Ziel (die Wiedereinsetzung der Stuarts) ist nur ein Mittel für seinen Ehrgeiz, da er, der nichts liebt, auch nicht den Enthusiasmus für jene Sache theilen kann. Meisterhaft ist er in allen Gesprächen geschildert. —

Robin ist Menschenkenner ohne die Wissenschaft als Medium gebraucht zu haben. Redet wenig, handelt desto mehr. Daher redet er practisch, mit Witz. Kräftige Einfalt bey jenem ersten Tischgespräch. Kühnheit, richtige Beurtheilung des Effects bey seinem Erscheinen vor Gericht. Humor, Besonnenheit, Vorausſehen des Ausgangs, Scharfsinn. Bekanntschaft mit allen Ständen und Verhältnissen. Fröhliche Laune der niederen Klassen verbunden mit An-

ſtand und Würde vor Höhern. Fröhliche Anſicht des Lebens. Niemand imponirt ihm ſo, daß er ſeine Faſſung verlöre. Er nimmt Theil an dem Entwurf wegen ſeiner perſönlichen Stellung und Liebe zu den Stuarts.

Diana Vernon. Enthuſiaſtin für die Sache. Leidenſchaftliche Verehrerin alles Edlen und Guten, daher der Haß gegen Raſhleig. Anfänglich erſcheint ſie unweiblich; bald aber erklärt ſich, warum ſie, um ihr Anſehen unter den Fuchsjägern zu behaupten, dieſe Maſque anlegen müßen, und wir erfahren, wie auch bei kühnen Entwürfen und männlichem Geiſt der weibliche Sinn erhalten werden könne. Liebenswürdig, kräftig.

Mit jenen drei Geiſtern wirkt noch eine Maſſe bloßer Körper.

Der alte Sir Osbld. mit ſeinen 7 ungeſchlachten Söhnen, ein lebendiges Bild. Schwere Aufgabe unter dieſen Halbmenſchen noch Abſtufung zu zeigen. Gelungen iſt es, beſonders zwiſchen Vater und Söhnen. Ueberaus zart iſt im Gegenſatze der freundliche flegmatiſche Friedensrichter. Ihm verwandt der koſtbare Meiſter Jarvin. Echt komiſch und doch tief aufgefaßt. Andreas trägt zu ſehr die Maſque an ſich. Furchtbarer Gegenſatz der furchtſame Morris und das Mannweib Helena Mac Gregor. —

5. **Allan Mac Aulay.** Matt. Hieran hatte Scott wohl wenig Antheil. Dolgetti iſt kein Scottſcher Charakter. Seine Kerker-Scene erinnert an gräßliche Banditenromane.

6. **Old Mortality oder der Schwärmer.** Welch große Objektivität des Dichters in dieſem Roman. Die Charaktere herrlich. Welche Graduirung in den einzelnen Schwärmern. Der diſputirende Pfundtext — der finſtere Balfon. Dieſer erſcheint wieder, durch Weltſitte geadelt, im Gegenſatz zu Mac Briar — und dann alle noch gemäßig(t) im Gegenſatz gegen Vielgrimm. Lächerliche Schwärmerey der Frau Headrigg. Der Gegenſatz gegen die Schwärmer, Deſpotismus, iſt nicht ſo ausgeführt. Der edle Evandale — der deſpotiſche Claverhouſe — der wilde Bothwell. Die Fabel einfach. Der Eingang anziehender als das Ende, doch der Grund davon liegt in der Natur des Stoffs. Lord Evandales Tod iſt herbe. Wäre nicht ein freundlicher Ausgang möglich geweſen? Die Liebe der Nebenbuhler ebenſo wenig lebendig als der Gegenſtand. Balfour — gigantiſcher Charakter. Schwärmer iſt er, ſo charakteriſirt ihn ſein Kampf mit dem Teufel.

7. **The heart of Mid-Lothian.**

Frauen, muſterhaft geſchildert, ſind die Hauptperſonen, die normale Tendenz des Stüks ſpricht ſich ziemlich lebhaft aus. Doch möchte man ihn nicht zu den beſten Romanen Scotts rechnen. Das Herz findet zwar viele Befriedigung, aber der Geiſt wird weder durch die Kraft einzelner Charaktere, noch durch kühneren Aufſchwung bey einzelnen Begebenheiten und Beſtrebungen, noch durch, in der Sphäre der Geſchichte gewaltig daher ſchreitende Geſtalten erhoben, jenes höhere Intereſſe wie bey Robin und Waverley fehlt hier ganz. Uebrigens iſt dieß keine Rüge. Der Dichter wollte nicht mehr als unſer

freundliches Intereſſe für die freundlichen Geſtalten in ihrer kleinen Sphäre immer wach erhalten — und dieß hat er erreicht. Dieſer Roman iſt ein Stillleben. Jenny Deans ſchreitet zwar über ihren weiblichen Wirkungskreis hinaus, indem ſie für das Leben der Schweſter, allen Gefahren, aller Unkunde zum Trotz nach London pilgert, dort für ſie zu bitten. Aber ſie bleibt nach wie vor die demüthige, weiblich fromme Jenny. Sie iſt der ausgezeichnetſte Charakter. Sie iſt ſich immer gleich treu und in der Wirklichkeit erhalten. Effie, die Schweſter, ſchön, feurig, wohlwollend, aber Unterthan ihrer Eitelkeit und Neigungen — Leichtſinn, in wenigen Zügen in tadelnswertem Liebreiz. In dem Wechſel von Unbeſtändigkeit und Feſtigkeit bleibt ſie ſich immer gleich. Der alte Deans, Puritaner, ein lebendes Bild.

Robertſon, kühn, unternehmender Jüngling, treu, klug, mißtrauiſch, ſtolz bey verändertem Glück. In ſein Inneres dürfen wir nicht ſchauen. Mit dem ſchärfſten Blik hat der Dichter ſeine Sinneswandlung gezeichnet.

Magda Wildfeuer, die Wahnſinnige, iſt ſehr richtig berechnet.

Der ſchlaue Dieb Radcliff und der fromme Buttler ſtehen ſich gleich in guter Charakteriſtik. Auch die Edinburger Bürger ſind ſehr gut gezeichnet, beſonders bei der Hinrichtung, ebenſo der blödſinnige Laird.

8. The Monastery, verſpricht von Anfang an ſehr viel und wird am Ende ſehr ſeicht. Viele finden den Eingang zu lang. Er iſt es aber nicht. Wie treffend und freundlich ſind die Kloſterſcenen. Gleich zu Anfang treten zwei Mitglieder des Kloſters charakteriſtiſch hervor. Wie liebenswürdig der fröhliche, offene Abt! Wie kräftig im Gegenſatz der mehr als verſtändige Subprior Euſtach, und wie rührend die Aeußerungen herber Wehmuth im Munde dieſes hinfälligen Helden! Aber dieſe lebhafte Theilname verſchwindet allmählich, er tritt zurück in den Hintergrund und kein anderer Charakter für ihn auf. Halbert und Eduard Glendi von Anfang wenig geſondert; ſpäter erfährt man von lezterem ſehr wenig, der erſtere ſchlägt um, man weiß nicht wie. Shafton: Charakteriſtiſch, aber zu breit, trägt viel zur Langeweile des Ganzen bei. Julian v. Avenel, roher Raubritter, weder neu noch intreſſant. Heinrich Warden nur ſcizzirt.

Die Erſcheinungen der Feenwelt ſind übel behandelt.

9. The Abbot. Fortſetzung des Vorigen. Kein in ſich abgeſchloſſenes Ganze. Offenbar haben den Dichter nur einige Scenen intereſſirt, und dieſe hat er trefflich ausgemalt, das übrige, was zur Rundung des Romans gehört, hat er mit magern Worten hinzugefügt. Kann man ihn zu ſtrenge tadeln, daß er über dem reizenden Bild der unglücklichen Königin die übrigen vergißt? Man kann nicht ſagen, daß er ſubjectiv geworden, denn er vergaß ſich ſelbſt in der Beſchauung einer außer ihm liegenden Erſcheinung. So finden wir denn ſtatt der Fortſetzung die Geſchichte des ſiegenden Proteſtantiſmus, die Beſchreibung der erſten Gefangenſchaft, Befreiung und Flucht der Königin Maria. Aber wie herrlich iſt dieſe Zeichnung gelungen! Er hat ſie keineswegs

idealisirt, Maria erscheint in ihrer menschlichen Natur, mit manigfachen Schwächen und Eitelkeit behaftet, leichtsinnig, bitter sarkastisch; aber dennoch hat der Dichter es verstanden, einen solchen Zauber poetischer Anmuth über sie auszugießen, daß wir mit innigem Wohlgefallen auf das Bild der Unglücklichen blikn, obgleich wir uns dabey ihre Mängel nicht verbergen können. Abgesehen von ihrer Schönheit, muß ein Weib von diesem Verstand und Witz jedermann fesseln, auch wenn er sich gesteht, daß es nur verderbliche blendende Gaben sind, welche zum Unglük ihrer Gebieterinn beytragen. Schillers Maria dagegen gehalten möchte nicht ganz historisch treu erscheinen. Aber sie ist es doch, denn seine Maria ist nicht mehr die jugendlich fröhliche, sondern eine Gramgebeugte, entthronte Bewohnerin eines Kerkers, in welchem ihr beständig „König Darnleys blutger Schatten" erschien und zur Buße mahnt.

Aus diesem schönen Versehen wird es sehr entschuldigt, daß wir im Abt den eigentlichen Roman vergessen. Zugleich erklärt sich daraus, warum der Dichter eine historische Person zum Helden des Romans machte. Die Helden des Klosters treten in Hintergrund und erscheinen nur als Einfassung des neuen Gemäldes.

Auch außer den Scenen, in welchen wir die unglückliche Maria auf Lochleven bewundern, sind einige gelungen, wohin vorzüglich die Neckereyen zwischen den Edelknaben und Katharina Seyton zu rechnen sind. Der finstere Schwärmer mit seinen Prädestinationen erregt Schauder. Der wilde Seyton steht in wenigen Zügen treu vor uns, die Verwechselung zwischen ihm und seiner Schwester ist so täuschend, daß sie auch den Leser bis ans Ende trügt.

10. **Ivanhoe.** Der Zeit nach der erste, aber nicht gerade der beste. Zwar ist die Fabel abgerundet, einige Scenen trefflich, gleicht aber mit ihren Episoden und dem Schmuck etwas zu sehr den Ritterromanen der verflossenen Decennien, die Scenen stehen oft auch so steif nebeneinander als die getrennten Volksstämme. Das Studium der Geschichte blikt auch oft zu nakt hervor. Sehr zu loben ist übrigens: Die großartigen Charaktere und die auffallende scharfe Individualisirung derselben. Doch ist alles zu schroff abgeschnitten. Wahr ist es, der Templer ist ein riesenhafter Charakter, der, wenn ihn die Sinnlichkeit nicht hinderte, weit seine Zeit überflöge; so auch die übrigen Normännischen Ritter, trotz ihrer Verworfenheit.

Cedric und Adelstan leben. Im Juden erscheint der potenzierte Begriff eines Juden. Aber — je schärfer in allen diesen Gestalten die Züge des Geschlechtes und Standes gehalten sind, um so mehr muß es verwundern, in Rebecca, statt eine Jüdin, ein über allen Begriff idealisirtes weibliches Wesen zu finden, welches mit individueller Seelenstärke, aufopfernder Großmuth, auch von allen philantropistischen Ideen unseres und des vergangenen Jahrhunderts durchdrungen ist. Sie ist ein Gebild der Einbildungskraft, kein menschliches Wesen.

Vortrefflich ist auch Prinz Johann, der künftige Johann ohne Land. Leichtsinn und Wankelmuth, besonders in der Turnierscene. Besonders aber ist die Auffassung Richards, dieses merkwürdigen ritterlichen Königs zu loben. Sein Erscheinen beym Bruder Klausner ist eine der gelungensten Scenen, so auch der Niderländische Auftritt unter den Geächteten und Sachsen.

11. Kenilworth, spielt in den gefeierten Zeiten der Elisabeth, es ist durchaus dramatisch. Keine Geheimnisse spannen, aber überall drastische Entwicklung, die unsere Aufmerksamkeit von Scene zu Scene mit fortreißt, bis nach der naturgemäßen Progression das ergreifende Drama sich schließt.

Am vorzüglichsten sind die Charaktere der Elisabeth und Varney. Jene ein großes Weib, eine würdige Königin. Zeichnete aber diesen nicht so große Abgeschliffenheit aus, so würde er zu sehr einem Franz Moor gleichen. Lester, Rahleigh, Blunt, Forster treten lebendig auf. Emmi wenig, aber liebreizend gezeichnet. Offenbar schwebt ihm Klärchen und Egmont von Göthe vor.

12. The Pirathe. Scene, die nebelumhüllten Schettlandsinseln. Bewohner Dänische Abkömmlinge. Die Fabel ist dürftig wie der Boden dieser Inseln. Die beyden ersten Theile dienen nur dazu, uns die Natur und Verhältnisse der Schettlandsinseln bekannt zu machen, und die einzige Handlung in beyden ersten Theilen ist ein Gastmahl. Die beyden Schwestern sind sehr lieblich geschildert. Aber warum verpflanzt er sie nicht auf einen andern Boden? Sie so gut, als der redliche Trinker Magnus Troit, Klaudius Galkro, und Cleveland hätten an jedem andern Gestade ebenso gut wohnen können. Ebenso die Wetterhexe Norna.

Besser hätte der Verfasser gethan, das ganze, besonders wegen Norna, märchenhaft und mythisch zu erzählen.

Kritik.

In dem folgenden Kunstbericht aus Paris schildert Hauff die Triumphe der Henriette Sontag bei ihrem Gastspiel an der Italienischen Oper, das vom 15. Juni bis zum 22. (23.?) Juli dauerte.

Henriette Sontag, geboren zu Koblenz 1805, war eine Schülerin der Wiener Sängerin Fodor und feierte auch in Wien am Kärnthnertortheater ihre ersten Triumphe, kam dann 1825 nach Berlin und ging am 30. Mai 1826 nach Paris mit der Absicht, eine Anstellung an der Italienischen Oper zu erlangen, was ihr auch gelang, so daß sie bei ihrem Wiederauftreten in Berlin, worüber der Gesellschafter in seiner Nr. 150 vom 20. September 1826 berichtet, mit geteiltem Beifall empfangen wurde, indem die Berliner ihr ihren Weggang als Treulosigkeit verübelten. Im folgenden Jahr, 1827, verließ sie Berlin und trat ihr Engagement in Paris an. Sie verheiratete sich 1828

mit dem Grafen Rossi, ging auch noch nach England und starb 1853 in Mexiko. Vrgl. Holteis Einakter: „Die deutsche Sängerin in Paris."

Abendzeitung Nr. 151 und Nr. 152, Montag, am 26. Junius 1826 und Dienstag, am 27. Junius 1826.

Demoiselle Sonntag in Paris.[1])

„Paris fing seit einigen Tagen an, etwas langweilig zu werden, weil ihm interessanter Stoff zum Gespräche mangelte. Die Griechen hatten den ersten Reiz der Rührung nach und nach verloren; wenn man auch noch viel für sie thut, man spricht weniger davon, als einige Wochen früher; Carl Maria v. Weber hatte innige Theilnahme erregt, war aber schon zuvor bei Erscheinen seines Robin so durchgesprochen worden, daß man jetzt bald über ihn wegging. Die schöne Engländerin, eine Dame, die sich alle Abende verschleiert auf den Boulevards sehen ließ, von der aber niemand gewiß wußte, ob sie schön oder eine Engländerin sey, die aber von den neugierigen Parisern dazu gemacht wurde, hatte Hunderte herbei gelockt; man hatte die Grazie ihrer Bewegung, die Majestät ihres Ganges, den wunderschönen Seidenzeuch ihres schottischen Kleides, den reichen, geschmackvollen Faltenwurf ihres Schleiers bewundert, gepriesen, durchgesprochen; es kamen sogar viele Damen nur dieser Erscheinung wegen auf die Boulevards und die Stuhl-Vermiether machten große Geschäfte in Sous. Aber auch diese blendende Erscheinung ging vorüber, und nachdem man einige Abende sich damit unterhalten hatte, zu fragen: „Weiß noch niemand wer sie ist? Wo wohnt sie? Hat sie Equipage?" ic. — fehlte es wieder an einem interessanten Stoffe und nur hin und wieder tauchte noch der Name des Stutzers auf, der in der Ekstase auf der Stelle den Stuhl gekauft hatte, auf welchem einmal die verschleierte Dame sich niedergelassen.

Da gab auf einmal die Quotidienne den Artikel preis: „Demoiselle Sonntag, eine in Deutschland berühmte Sängerin, wird in den nächsten Tagen nach Paris kommen und in der italiänischen Oper auftreten."

Gottlob! nun war doch wieder Stoff, reichlicher Stoff zum Gespräche. — „Sonntag! Sonntag? Wie ist mir doch? Las man nicht vor einiger Zeit in der Augsburger Zeitung (nicht dem Augsburger Wochenblatte, das in Paris verboten ist, sondern der allgemeinen Zeitung), las man dort nicht von dieser Sonntag und Berlin und dem König etwas? Sagen Sie doch, wie war dieß?" So fragte man in den Caffees und zu Hause. Man muß nämlich wissen, daß das Deutsche anfängt in Paris Mode zu werden. Unsere barbarischen

[1]) „Um einen Beweis zu geben, wie sehr wir uns der Triumphe des deutschen Genius im Auslande erfreuen, eilen wir, diesen Aufsatz hier ununterbrochen und so schnell als möglich mitzutheilen."

Über das Auftreten der Sontag in Frankfurt auf der Heimreise von Paris hat Ludwig Börne im Morgenblatt 1827 (Nr. 306—309, 23.—26. Dez.) berichtet.

Laute, unſere noch barbariſcheren Lettern werden von ſchönen Augen ſtudirt, von ſchönen Lippen (komiſch genug) ausgeſprochen, und eine Dame bildet ſich nicht wenig ein, wenn ſie die Gazette de Augsbourg, die Allgemeine, auf dem Tiſche vor ſich liegen hat und ihren Beſuchen erzählen kann, was ſie alles geleſen. Auch die Abendzeitung findet ſich in einigen Zirkeln und die Damen leſen vorzüglich den Wegweiſer, um nachher mit ihrer Kenntniß der neueſten deutſchen Literatur brilliren zu können; die Theater-Kritiken werden oft zur Unterhaltung überſetzt und man findet ſie deliciös.[1])

So geſchah es, daß Dlle. Sonntag ſchon zuvor Theilnahme gefunden hatte, ehe man noch wußte, daß ſie Paris beſuchen werde; und ſo kamen jene Fragen: „Wie kam doch dieß, wie hing dieß und jenes zuſammen?“ Schön war es anzuſehen, wie die Deutſchen jetzt auf einmal im Preiſe ſtiegen. Einige junge Herren, die wenige Wochen zuvor von Berlin angekommen waren, ein ruhiges, beſcheidenes Leben führten, bei Richard um 25 Sous zu Mittag aßen, in der Geſellſchaft nie oder ſelten mitſprachen, aber ihrer blonden Haare und blauen Augen wegen hie und da von den Töchtern des Hauſes gnädige Blicke erhielten — kamen ordentlich in die Mode.

‚Ei, Sie können uns wohl am beßten Aufſchluß geben über dieſe berühmte Dlle. Sonntag?‘ — fragt die Dame des Hauſes, indem ſie ſich an die beiden jungen Männer wendet, die beſcheiden erröthen. — ‚Es iſt Herr Doctor Krizeler und Herr Doctor Wompen‘ — fährt ſie fort, indem ſie ſich zur Geſellſchaft wendet, — ‚deutſche Herren, die gerade von Berlin kommen.‘ — ‚O, das iſt einzig, das iſt köſtlich! — hört man die jungen Damen fliſtern — erzählen Sie doch!‘ Und Dlle. Sonntag hat die beiden Leutchen glücklich gemacht, denn ſie ſind auf einmal aus ihrem Incognito aufgetaucht und ganz liebenswürdige, intereſſante Menſchen geworden, und der Weg zu einer kleinen Intrigue mit einer der ſchönen Damen ſteht ihnen offen.“

Hauff plaudert dann weiter davon, wie die jungen Berliner der Sontag Sympathieen gewinnen, indem ſie jene Verleumdungen als nichtig nachweiſen, wie aber ein tiefer liegender Grund des Intereſſes an der deutſchen Sängerin in den muſikaliſchen Parteien liege, in die Paris damals geteilt war, er ſpricht von dem Gegenſatz zwiſchen der italieniſchen Partei, der des théâtre royal italien und Roſſinis, und einer dieſer entgegengeſetzten, die man grade nicht ausſchließlich die Partei der großen Opera nennen könne, da ſie ihre Ägide teils vor Mozart, Gluck und andere alte Meiſter, teils vor die franzöſiſche Muſik halte. Es iſt ein ähnlicher Gegenſatz, wie er in Berlin einige Zeit vorher zwiſchen der Roſſini- und der Weberpartei, welch letztere auch die nationale Muſik auf den Schild erhob, tobte und wie ihn Heine dort anfangs der 20er Jahre erlebte. Die franzöſiſche Partei wirft der italieniſchen vor, daß man

[1]) Dieſer ganze Exkurs über die Zunahme deutſcher Lektüre in Paris iſt natürlich von Hauff geflunkert.

dort nichts anderes mehr mit Luſt gebe und zu geben verſtehe, als Roſſini: „Barbier und immer wieder Barbier und hie und da zur Abwechſelung la Gazza ladra!“ wird in den Blättern geklagt.[1])

Es ſei deswegen ein beſonderes Wagnis von der Sontag geweſen, grade die Roſina im Barbier zu ihrem erſten Debut zu wählen, zumal da dies eine Lieblingsrolle der Dlle. Cinti ſei, die fortwährend darin Triumphe feierte. Aber die Sontag, die ſo als eine Deutſche vor einem franzöſiſchen Publikum eine Italienerin in italieniſcher Sprache und Manier, in einem durchaus italieniſchen Stück zu beſiegen hatte, habe die Ehre der deutſchen Waffen gerettet, indem der Erfolg ihr vollſtändig Recht gab.

In der Vorſtellung hörte man allerdings ſehr viel Deutſch, und dieſes zahlreiche Kontingent von Landsleuten half natürlich dazu, den Triumph vollſtändig zu machen. Es wird im einzelnen die Erwartung bis zum Auftreten des berühmten Gaſtes, die Eingangsſcenen, ihr Erſcheinen beſchrieben; dieſe Schilderung erinnert an den Eingang der Novelle „Othello“ und zeigt Hauff als regen Theater- und Muſikfreund. Wie die Sängerin bei der Briefſcene eine Nüance gibt, die das Entzücken der Pariſer erregt, wie die Pariſer ſogar das ihnen ungewohnte Schweben des Körpers während des Vortrages der Solos (sic) ſich als eine liebenswürdige pikante Neuheit zur Abwechslung gefallen laſſen, während bei ihnen die Aktion nicht von dem perpendikulären Schweben des Körpers, ſondern von der runden Bewegung der Arme ausgehe. Man ſieht, wie genau Hauff beobachtet und wie ſcharf er ſolche Unterſchiede erfaßt. „Dlle. S.“, ſo ſchließt er ſeinen Bericht, „iſt das Tagesgeſpräch geworden und ich denke, wir können uns darüber freuen, daß endlich einmal eine Erſcheinung aus unſerm „kalten Deutſchland“ kam, die dieſen Franzoſen warm machte. Man wird erleben, daß man nächſtens weder an Trocadero-, noch an Trauerſchleier à la Missolounghi, weder an ſchottiſche Kleider, noch an Bänder à la Walter Scott denkt, ſondern nach Dlle. Sonntag eine neue Mode tauft. Und mit Recht. Denn, um mich eines Lokal-Ausdrucks zu bedienen, ‚Dlle. Sonntag hat ja furore gemacht in Paris‘.“

Aus den nicht als Hauptartikel, ſondern als „Korreſpondenzen oder Referate“ abgedruckten Beſprechungen der weiteren Gaſtſpiele der Sängerin hebe ich nur noch folgende zwei Stellen aus:

„Ich hoffe nicht, daß Sie ein Anti-Sonntagianer ſind?“ — läßt er einen Dilettante zu ſich ſagen, worauf er antwortet: „Im Gegentheil, ich war noch nie ſo andächtig als gegenwärtig; denn in Paris iſt es jetzt die ganze Woche Sonntag.“

---

[1]) Vergleiche Heines witzige Verſpottung Roſſinis, worin er grade auch mit dem Titel der diebiſchen Elſter Wortſpiele macht. Heine hatte in den Jahren 1821/22 in Berlin die Sontagſchwärmerei und den Antagonismus zwiſchen deutſcher und italieniſcher Muſik miterlebt.

„Aſchenbrödel hatte auch als Oper über alle ihre Schweſtern geſiegt und war zum Liebling des Publikums geworden.“

Die weiteren Berichte erſchienen in folgenden Nummern der Abendzeitung von 1826: Wegweiſer im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften, Nr. 56 (15. Julius 1826): II. La Donna del Lago. Don Giovanni.

Abendzeitung Nr. 190 (10. Auguſt), Nachrichten aus dem Gebiete der Küuſte und Wiſſenſchaften: III. a) Cenerentola (Aſchenbrödel). 6.—21. Juli: b) Il matrimonio segreto.

Abendzeitung Nr. 191 (11. Auguſt), Nachrichten ꝛc.: Fortſetzung.

Abendzeitung Nr. 192 (12. Auguſt), Nachrichten ꝛc.: Fortſetzung.

Abendzeitung Nr. 193 (14. Auguſt), Nachrichten ꝛc. Beſchluß.

Entwurf einer Rezenſion. Nr. 1.

Grimm, Elfen-Mährchen. Beſonders iſt hier die Vorrede zu bringen. Treffende Bemerkungen über das Weſen der Elfen beygefügt. Sehr ſinnreich und gründlich. Die Ableitung des Namens Elfe alp. CXXVI Einleitung. Ungeſtaltheit? 13. Fingerhütchen, Aehnlichkeit mit dem Mährchen von Mauſe und vom buclichten Ritter. Sehr ergözlich iſt die Brauerey von Eierſchalen. Scene mit der glühenden Zange.

Berliner Converſationsblatt — Blatt für Poeſie, Literatur und Kritik.

Sonnabend — Nr. 238 — den 1. December 1827.

Entwurf einer Rezenſion. Nr. 2.

Eremit, 2tes Heft. Die beſte Welt; ein geheimnißvoller Unglücklicher ſpannt ſehr; ein Brief Jungs an Fontenelle zeigt und ſteigert ſeine Geſinnung über die Welt und ihre Verhältniſſe. eintönig.

Die Zweikämpfe. Unnatürlich der Satz 10, den ein gemeiner Gaſtwirth über Erziehung ſpricht. 107a unten, unnatürlicher Satz „Warum mußte dieſe“ — Schülerhaftes Zeug! 108b.

Secretair Gelaſino Grabe.

Taſchenbücher auf 1828.

(Nr. 92 des Literaturblatts vom Freitag, den 16. Nov. 1827, und Nr. 94 des Literaturblatts vom Freitag, den 23. November 1827.)

„Wir hatten heuer einen erträglichen Herbſt, wenn auch wenig, doch gehaltvollen Wein, nur bey den Taſchenbüchern iſt er ſchlecht ausgefallen, vielleicht nur, weil ihnen noch nicht, wie unſern Weingärtnern, von Polizeywegen verboten iſt, ihre Kufen drey Tage dem Regen auszuſetzen, um mehr an Quantität zu gewinnen, weil doch längſt nach der Qualität nicht mehr ſo ſtrenge gefragt wird. — Aber gerade darum, weil das Publikum ſo außerordentlich nachſichtig iſt, und Almanach um Almanach kauft, wenn nur der

Titel wohlklingt, das Titelkupfer anzieht, so ist Nachsicht genug geübt worden, und die Literaturzeitungen haben gar nicht nöthig, mit Versteckens zu spielen, sondern dürfen sich öffentlich ärgern, daß ein solcher Unfug in der Literatur und auf deutschem Gelehrten-Markt aufgeführt werden darf. Denn so jämmerlich ist es mit dem größten Theil der 360 Almanachsmitarbeiter und -arbeiterinnen beschaffen, daß jeder, dem von einer unwahrscheinlichen Hexengeschichte einmal geträumt hat, jeder, der es versteht, eine Chronik, mit Auslassung ungehöriger Stellen abzuschreiben und etwa seine beyden schönen Nachbarskinder hineinzuflicken, sich nicht nur für einen Van der Velde [Franz Karl] oder Scott hält, sondern auch seine „historische Novelle", d. h. sein Chronikstücklein in einen der 30 oder 40 Almanache abdrucken läßt, die es geben soll.

Damit aber keiner dieser Schwachen allzuempfindlich sich getroffen fühlte, wenn wir jetzt anfingen, z. B. dieser T. oder dieser B., so gehen wir lieber zu einem Almanach über, den solches gerade gar nichts angeht. Ohne dies gebührt Ludwig Tieck schon der Ehre wegen die erste Stelle. Also:

Taschenbuch für 1828, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, Räumer.

Nach seiner genialen und doch so bequemen Weise führt uns Tieck in der ersten Novelle — doch wir sehen so eben im Meßkatalog, daß dieses Taschenbuch unter den zukünftigen Schriften aufgeführt, also noch nicht fertig ist; es wäre daher höchst indiskret von uns, Tiecks Novellen, ehe sie noch gedruckt sind, rezensieren zu wollen.[1])"

Den Rest der Besprechung, die nunmehr auf Einzelheiten eingeht, lasse ich weg, doch bemerke ich, daß darin die Selbstkritik der „Letzten Ritter von Marienburg" enthalten ist.

Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff.[2])

(Morgenblatt 292, 6. Dezember und 293, 7. Dezember 1827.)[3])

Die Tasche möchte ich wohl sehen (so schrieb W. Hauff wenige Wochen vor seinem frühen Tode), welche die ganze Schaar der Taschenbücher auf

---

[1]) Eine kleine Teufelei Hauffs, die freilich schlecht zu dem Brief an Tieck vom 30. März desselben Jahres paßt und offenbar dessen nachgrade monoton gewordene Manier geißeln sollte.

[2]) Die im Eingang des Artikels mitgeteilte Plauderei Hauffs, die wir hier wiedergeben, ist wohl eine schließlich nicht benutzte Einleitung zu dessen Artikel „Über die Taschenbücher auf 1828" im Literaturblatt Nr. 92 und 93 (16. und 23. November 1827). Gezeichnet ist der Artikel am Schluß mit A. B.(öttiger).

[3]) Motto: Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch-irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns hinweggeschwunden.

1828 faßte! Da liegt ſie vor mir, die kleine Bibliothek, und es war ein Sack und keine Taſche, worin man mir die 28ger gebracht hat. Womit ſoll man nun beginnen? noch ſind die 6000 Blätter, die nach einer billigen Schätzung dieſe Schaalen enthalten, mit Gold verklebt, und es iſt eigentlich grauſam, daß man das ſchöne polirte Gold auftrennt.

Schon der erſte Blick auf dieſe zwey Dutzend buntgefärbter Büchlein erregt allerley Gedanken. Einmal: wird denn in der That in Deutſchland ſo viel gedichtet? und — wird denn auch wirklich ſo viel geleſen? Die erſte Frage beantwortet ſich durch ſich ſelbſt. Es ſind in dieſen Almanachs die Erzeugniſſe von zweyhundert deutſchen Dichtern und — Halt! ſollte Deutſchland gegenwärtig zweyhundert Dichter haben, und doch wäre die Theilnahme ſo groß, die Trauer wirklich tief empfunden, wenn einer oder der andere ſtirbt? Als wir vor einigen Wochen den Tod des trefflichen Wilhelm Müller vernahmen, als man klagte, wie unendlich viel mit ihm zu Grabe gehe, wie Herrliches ihn überlebe, da hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß wir zweyhundert Dichter beſitzen; da iſt alſo nur einer aus M. ausgefallen und wir haben noch Maltitz, Maßmann, Militz, Moſengeil und mehrere Müller und — Müllner. Ach, freylich ſind wir trefflich aſſortirt von A—Z; aber unter uns geſagt, es wäre mir lieber geweſen, es hätten aus jedem Buchſtaben ein Paar andere zu ſchreiben aufgehört, ehe jener liebenswürdige und erheiternde Sänger verſtummte. —

„Alſo findet doch unter jenen Zweyhundert einiger Unterſchied ſtatt und W. Müller war etwa in einer der erſten Klaſſen?“ — Er ſelbſt hat eine für ſich gebildet; er hielt eine kleine Schenke in einem ſchöngelegenen Weingarten, und ſo viele Wirthshäuſer und vornehm ſcheinende Hôtels umher waren, er hatte doch unter allen die beſte Kundſchaft, denn er hielt ſeinen Wein lauter und ächt, und wer etwas ausgezeichnet Gutes verſuchen wollte, kehrte bey ihm ein. Ich wüßte keinen, ſo viele ſich auch in ſeiner Weiſe verſuchen, keinen, der ihn uns erſetzen könnte. — „Aber, was treibt denn die Schaar der Uebergebliebenen?“ — Sie bemühen ſich, dieſe Büchlein mit Erzählungen und Novellen zu füllen. Einige davon geben ſich auch mit kleineren Gedichten ab. Alle oder die meiſten ſind bey dieſen Taſchenbüchern angeſtellt, einer oft bey drey bis vier, und jeder muß ſeine Aufgabe fertig machen. Ich kam vor einiger Zeit zu einem meiner Freunde, der auch bey einigen dieſer Inſtitute beſchäftigt iſt; ich fragte ihn, was er jezt eben arbeite. „Ich ſchreibe eine Novelle für die Roſen,“ gab er mir ſeufzend zur Antwort. „Armer Freund!“ ſagte ich, „Du gehſt auf ſchlechten Wegen, wenn Du nicht für Dich, ſondern für die Roſen ſchreibſt; dieſe Morgenſtunden haſt Du dann für einiges Geld verkauft und Deine Arbeit — denn ſie nennen es jezt arbeiten, nicht dichten — Deine Arbeit iſt vergänglich wie jene Roſe.“

Dieſe Almanachsliteratur hat mich nie ſehr angezogen. Gute Gedichte, die man dort lieſt, halten ſich über der Flut der Zeiten und kommen nach

einigen Jahren unter anderer Geſtalt vor das Auge. Aber was iſt denn jezt ſo eigentlich der Hauptcharakter dieſer Büchlein?

Ihr Hauptcharakter? nun das iſt eigentlich der, daß ſie gar keinen Charakter haben, und wie bey zweydeutigen Menſchen dieſer Art fragt man beſſer, was iſt jezt eben ihre Richtung, ihre Hauptbeſchäftigung?

„Nun und dieſe?“ —

„Dieſe beſteht jezt in einer ſonderbaren Erzählungsweiſe, die ſie Novelle nennen, und doch wollte ich wetten, von allen jenen, die in dieſer Form ſich verſuchen, ſind nur Wenige, die über die innere Natur dieſer Erzählungsart und über die Geſetze ihrer Form nachzudenken ſich die Mühe nehmen. In unſerer Jugend, wo wir ſo gerne Erzählungen von Huber, Lafontaine und anderen laſen, beſtand die Hauptaufgabe und der mächtigſte Reiz der Erzählung in einer guterfundenen, intereſſanten Geſchichte; die inneren Verhältniſſe mußten gut geordnet, der Faden gleichmäßig und zart geſponnen ſeyn, und es kam darauf an, die Verirrungen oder die Höhen des menſchlichen Herzens nachzuweiſen, weniger wie es ſich in Empfindungen und Worten, als wie es ſich in überraſchenden und anziehenden Verhältniſſen zeigt und ausſpricht. Jene Art von Erzählungen hatten noch das Angenehme, Bequeme, ich möchte ſagen Kindliche des Vortrags an ſich. Es wurde in der Erzählung ſelten geſprochen, deſto mehr gedacht und gehandelt. Daher konnteſt du auch mit ein wenig Aufmerkſamkeit und Gedächtniß eine ſolche Erzählung in jeder Geſellſchaft in derſelben Ordnung wieder vortragen, wie du ſie geleſen hatteſt, denn ſie war ſchon urſprünglich ſo geordnet und eingerichtet, wie etwa ein Reiſender eine Geſchichte, die ſich da oder dort zugetragen, erzählen würde. Eine der trefflichſten Dichtungen dieſer Art iſt das Fräulein von Scuderi von Hoffmann, und die Theilnahme, womit man dergleichen Erzählungen noch immer lieſt, beweiſt mir, daß der jetzt herrſchende Geſchmack vorübergehend ſeyn werde. — Haſt du Tieds Novellen geleſen?“

„Einige, z. B. die Gemälde, muſikaliſche Leiden und Freuden, Dichterleben.“

„Gut; könnteſt du ſie etwa wieder erzählen, in derſelben Ordnung, wie der Verfaſſer ſie zuerſt erzählte?“

„Unmöglich; zwar ſteht das Bild, das ſie in mir zurückgelaſſen, hell und klar vor meiner Seele, die einzelnen Figuren, die er ſo ſcharf und beſtimmt zu zeichnen wußte, leben in mir als Bekannte, die Sätze, welche durchgeſprochen wurden, ſtehen feſt in meinem Gedächtniß und ſogar von der eigenthümlichen Melodie der Geſpräche iſt etwas in meinem Ohr geblieben, aber — dennoch wäre ich nicht im Stand, einem Dritten eine Tieckſche Novelle wieder zu erzählen, denn das Gerippe nur, nicht den ſeelenvollen Körper, nicht das Gemälde mit ſeiner Farbenpracht, ſondern nur den ſchmalen Rahmen, der es einfaßt, könnte ich beſchreiben.“ „Und wohl aus demſelben Grunde, weil du kein Schauſpiel erzählen kannſt. Jene Novellen haben das einfache Gebiet der

Erzählung verlaſſen und ſich dem Drama genähert, oder um es anders zu ſagen, im Geſpräch entwickeln ſich jezt die Charaktere von ſelbſt, deren Entwicklungsgang uns ſonſt nur angedeutet oder beſchrieben, erzählt wurde. Dieſe Manier, in welcher ſich jener Meiſter, der ſie für ſich erſchaffen, mit großer Umſicht und Sicherheit bewegt, haben nun alle unſere Almanachsdichter mehr oder minder angenommen; ſie iſt Mode geworden. Du kannſt Dir aber kaum denken, wie linkiſch ſie ſich dabey benehmen. Der kleine Raum ſolcher Büchlein, die oft vier bis fünf Novellen enthalten ſollen, geſtattet jedem Einzelnen nur enge Gränzen. Nun ſoll die bequeme Sprachweiſe des größern Romans in dieſen Novellen mit kurzer, ſcharfer Zeichnung der Charaktere verbunden werden; auf achtzig Seiten ſoll nicht nur viel geſchehen, ſondern auch vieles wörtlich verhandelt werden, man will nicht von dem Autor ſich erzählen laſſen, Hans und Kunz haben dieß oder jenes gedacht, ſondern Hans ſoll es Kunzen ausſprechen, was er gedacht, und Kunz ſoll dieſen Ausſpruch anfechten, fortſetzen und alſo ſeinen Charakter zeigen. Bey dieſem allem ſoll die Novelle noch die innere Einheit der Theile, die Rundung und den gleichmäßigen, ſichern Gang der früheren Erzählung haben."

„Und dieß verſtehen alle jene zweyhundert Novelliſten?"

„Ach, das gerade iſt ja der Jammer, daß ſie ſich nicht darauf verſtehen, jene Forderungen zu befriedigen, und dennoch Novellen ſchreiben!"

An allen angeführten Schwierigkeiten, worunter ſelbſt die Beſſeren erliegen, haben unſere Novellenſchreiber nicht genug. Seit Sir Walter auf dem Dudelſack hiſtoriſche Romane vorſpielte, zwitſchern auch die Deutſchen dieſe Melodien, und die Mode will, daß auch die Novellen hiſtoriſch-romantiſch ſeyn ſollen. So muß nun in dem engen Raum einer ſolchen Novelle auch ein Stück der Welthiſtorie oder der Chronik aufgeſpielt werden, und die redenden Figuren, die den armen Novelliſten ohnedieß Mühe genug machen, müſſen auch noch hiſtoriſche Leute ſeyn und in dem gehörigen Koſtüme auftreten.

„Welch jämmerliches Treiben!" rief ich. „Warum ahmen denn alle jene Herren und Frauen nur fremde Formen nach, ſtatt ihren Ruhm in Natürlichkeit, in Neuheit der Erfindung, in Originalität des Entwurfs und der Zeichnung zu ſuchen? Dieſes Streben kömmt mir faſt ſo ſchülerhaft und kleinlich vor, wie der lateiniſche Unterricht unſeres Lehrers, der uns bald eine Aufgabe in dem Styl des Tacitus, bald in dem des Salluſt oder des Cicero zu überſetzen gab, und unwillig zu rufen pflegte: Das iſt nicht Ciceroniſch, nicht Salluſtiſch, nicht à la Tacitus."

„Bedenke, was du verlangſt," erwiederte der Freund. Beynahe jede nahmhafte Buchhandlung gibt ein Taſchenbuch heraus; wo willſt du nun Leute genug finden, die für zwanzig Almanachs lauter Neues und Treffliches ſchreiben? Dieſer Literatur hat ſich jenes zahlreiche Gefolge der großen Dichter bemächtigt, das in Abweſenheit der Herren die Meiſter ſpielt, ihre Manieren

nachäfft, vornehm thut, und ſich mit Graf, Miniſter, Baron, General bekomplimentirt, obgleich es ſammt und ſonders die Livree nicht verläugnen kann. Seyen wir billig, laſſen wir ſie ihr Weſen treiben, ſie leben davon."

„Aber die Ehre der deutſchen Literatur —"

„Kann von dieſem Heer weder gefährdet noch gehoben werden. Siehe, alle die Sonnenſtäubchen, die ſie aus den ewigen Strahlen beſſerer Meiſter zuſammengehaſcht haben, verweht der Wind, und nach ſechs, acht Jahren iſt das Gedächtniß dieſer Kleinmeiſter verwiſcht. Nur das iſt zu bedauern, daß unſer gutes, ehrliches Volk dieſe tauben Nüſſe für Aepfel aus den Gärten der Hesperiden hält, und daß wohl noch mancher Herbſt vorübergehen wird, bis ſie ſich an dieſem halbreifen Obſt ſo überſättigt haben, daß Niemand mehr kaufen und folglich Niemand mehr ſchreiben wird. Die Beſſeren werden ſich dann aus der Menge heraus finden, und ihre Werke werden es ſeyn, womit ſich am Chriſtabend und Neujahr die Liebe und die Freundſchaft beſchenken."

Aus der Beſprechung des Taſchenbuchs für Damen auf das Jahr 1828.

Literaturblatt 1827, Nr. 100 (14. Dezember).[1])

(Das Taſchenbuch war mit 10 Kupfern nach engliſchen Originalen geſchmückt.) Mit Recht wählt der deutſche Herausgeber das gleichſam mit Geiſterhand uns berührende Bild, „wo Todte leben in der Schweſter Traum", wo drey früher verſtorbene Schweſtern in ätheriſcher Klarheit zur noch lebenden Schweſter, die ins neue Jahr hinüberſchlummert, herabſchweben, den Sister's dream, zum Titelblatt.[2])

---

[1]) Taſchenbuch für Damen. 5 fl. 24 kr. XXVI und 454 S. 3 Thlr., 4 g. Gr. Enthält 10 engl., von den beſten Meiſtern geſtochene Blätter, meiſtens ernſte und heitere Charakterſcenen vorſtellend und mit einem ausführlichen Text verſehen.

30 Bogen: 1. Die Neugierigen, Novelle von G. Döring.
2. Columbus, von G. Schwab.
3. Stammbuchblätter, von M. Beer.
4. Venus in Rom, Novelle von W. Alexis.
5. Zwölf Sonette von E. v. Schenk.
6. Der Turm mit ſieben Pforten, von Graf Platen.
7. Geſang der Würtemberger, von Matthiſſon.
8. Des Neckars Treue, Romanze von C. Grüneiſen.
9. Das Gaſtmahl des Theoderich, von Streckfuß.
10. Das Bild des Kaiſers, von W. Hauff.

[2]) Hauff begleitete dieſes Bild mit dem jetzt an der Spitze der Gedichte ſtehenden Gedicht „Der Schweſter Traum", das demnach der Zeit der Entſtehung nach ungefähr das letzte ſeiner Gedichte iſt.

[Nr. 2 ſtellt ein verſchämtes Mädchen dar, wie es ſich beim Juwelier den Brautring ausſucht.

Nr. 3: The Bridal Morning, der Hochzeitsmorgen.

Dieſe 3 Bilder wurden in eine innere Beziehung zueinander gebracht.

Ein anderes Bild hatte zum Gegenſtand „Die ſiebente Plage von Egypten, wie Moſes die prachtvolle Nilſtadt mit Hagel und Feuer überſchüttet. Hauff begleitete es mit folgenden Worten:]

„Immer neue Schaaren ſtürzen ſich dem Obdach dieſes Rieſentempels zu. Wenn ſich unſre Leſer die Mühe geben wollen, dieſes Blatt durch ein großes Vergrößerungsglas zu betrachten und die menſchlichen Figuren einzeln zu muſtern, ſo werden ſie deren in dieſem kleinen Raum mehr als Hundert zählen können, die Geſtalten der ägyptiſchen Mythologie ungerechnet, die der Künſtler (an den Sockelfrieſen und Architraven) ebenſo treu gezeichnet hat, als er ſie ſinnreich benüzt, einen erhabenen Gegenſatz anzudeuten."

Fragmente und Entwürfe.

Beim erſten der hier folgenden Entwürfe iſt nicht ganz klar, ob er eine Skizze zu einem Charakterbild Cäſars oder nur eine Paraphraſe von Cäſars Rede in Salluſts Darſtellung der Catilinariſchen Verſchwörung iſt. Ich reihe das von Hauff ſelbſt nicht näher bezeichnete Stück hier ein, weil es an dieſe Stelle noch am eheſten paßt.

Bey Cäſar iſt beſonders Rückſicht zu nehmen auf ſeine Verhältniße. Es läßt ſich aus dieſen ſchließen, daß er wohl ein geheimes Intereße für die Verſchworenen haben mußte, wenn er auch nicht mit ihnen verbündet war. Die Nothwendigkeit mochte ihn dazu zwingen. Er hatte große Summen an das Volk verſchwendet durch prächtige Gaſtmähler, durch glänzende Spiele ꝛc., um ſich ſeine Gunſt zu verſchaffen. So war er in große Schuldenlaſt gekommen, hatte aber dadurch einen Gipfel der Größe erreicht, wo er als Liebling des Volkes, wenn eine Revolution ausbrach, die höchſten Wünſche erreicht haben würde. Er konnte alſo und mußte eine Umwälzung des Staates wünſchen. Wenn nun die Verſchworenen verurtheilt würden, ſo mußte er fürchten, daß dadurch das Complott zu Rom(?) aufgelöſt werde. Er ſelbſt konnte dieſes damals nicht zuſammenhalten, weil er ſich das Anſehn geben mußte, als ob er gegen ſie. Aus dieſem ließe ſich nun einesteils das Widerſprechende in ſeinem Votum erklären. — Einzelne Züge darin kann man aber nicht blos auf eine Theilname an der Verſchwörung zurückführen, ſondern man muß ſie ſeinem Charakter beilegen. Er verachtete die gemeine Meinung und ſezte ſich kühn über das alltägliche hinaus. Mit dieſer

Geſinnung ſpricht er über den Tod. Bey ihm war ſchon lange der Glaube an ein Leben nach dem Tode und daher auch an eine Strafe nach ihm verſchwunden. Er hatte Nachſicht und Schonung gegen die, die anders geſinnt waren, als er; daher drückt er ſich auch ſo ſanft gegen Silanus aus; ſeine Ehrliebe mochte ihn auf die Würde aufmerkſam machen, die nicht zu verletzen ſey. Er will ſeinen Vorfahren nicht nachſtehen in der Behauptung von Ehre und Anſehen. Deßwegen weißt er auf die Väter, deßwegen ſpricht er ſo eifrig gegen Zorn und Rache.

Anfang einer nicht ausgeführten Erzählung.

In Baden-Baden waren am Anfang Junis noch ſehr wenige Gäſte verſammelt; das ſchlechte Wetter, das ſich jetzt erſt aufzuklären begann, hatte viele abgehalten; manchem mochten auch die ſpäteren Monate gelegener ſeyn, weil ſich an die ſpätere Saiſon ſogleich eine Herbſtreiſe anknüpfen ließ. Unter den wenigen Gäſten befand ſich auch der Landrichter von Waſſerburg mit ſeiner Frau und ſeiner Nichte. Der Landrichter kam, um hier einmal wieder die Welt zu ſehen; die Frau Landrichterin, um ihre ſterbliche Hülle auszubeſſern; die Nichte hatte verſchiedene bey weitem wichtigere Zwecke. Es war in Waſſerburg, das bekanntlich in Baiern liegt, ſchon ſeit ſie confirmirt war, alſo etwa ſeit drei Jahren, von der Reiſe nach Baden-Baden die Rede geweſen. Schon das Vorhaben, eine ſo koſtbare Reiſe zu unternehmen, hatte einen eigenen Nimbus um die Familie verbreitet. Das erſte Jahr, als ſie nicht zu Stande kam, ſagte der Landrichter: Der Miniſter Roſenfarb, mein Specieller, wird heuer nicht dort ſeyn, was nüzte es mich alſo hinzugehen; das zweite Jahr war die Frau Landrichterinn zu ſchwach; ſchlechte Leute ſagten, Madame habe beidemal den Baden-Badener Sparpfennig vorher verſpielt. Dieſer Sommer war unabänderlich zur Reiſe feſtgeſezt. Kathie, die Nichte, ſonſt auch Kätterle genannt, fühlte wohl, daß ſie einige Jahre lang von dem Baden-Badener Nimbus werde zehren können; das war ein Grund; der zweite war, ſie hatte die Leihbibliothek von Waſſerburg ganz durch und durch geleſen und

war dadurch in Liebe gekommen zu einem unbekannten Gegenstand. Die Practikanten und andere junge Wasserburger sahen ihr etwas zu gemein, nicht ideal genug aus; in Baden-Baden hoffte sie das Urbild zu finden, und das war der zweite und Hauptzweck.

So oft daher die Familie zusammen auf der Promenade spatzieren gieng, schaute die Nichte Kathie rechts, schaute links um, nach dem Ideal zu fahnden. Wirklich schien um —

Fragment eines Märchens von Turandot.[1])

(Einzelnes Blatt) ihrem Leben nicht heirathen wolle? Der alte Herr Kaiser mochte ihr vorstellen was er wollte, er mochte ihr das harte Loos einer alten Jungfer (in?) China beschreiben, er mochte ihr die Annehmlichkeiten einer Kaiserin noch so glänzend darstellen, sie blieb bey ihrer frevelhaften Meinung, daß die Prinzen unverständige Leute seyen und heirathete nicht.

Als aber einst der Herr Altoum sehr krank darniederlag und zu sterben meinte, bath er sie ganz flehentlich, so daß ihr hartes Herz erweicht wurde. „Herr Vater", sprach sie, „weil ihr denn so ein gar großes Lamento habt so will ich nachgeben aber nur unter einer Bedingung. Wer um meine Hand anhält muß 3 Räthsel auflösen die ich (ih)m aufgebe. Lößt er sie auf so möge er mein Herr und der Erbe Deines Reiches seyn, lößt er sie nicht auf so mußt Du ihm laßen den Kopf abhauen." Der Kaiser freute sich ungemein

---

[1]) Gewöhnlich wird die Sammlung von Tausend und eine Nacht als eine der Hauptquellen für die Märchen Hauffs angenommen. Doch konnte ich außer Namenanklängen (Fatme) und ganz allgemeinen Reminiszenzen keine Übereinstimmungen auffinden: Die Geschichte vom Gespensterschiff, die ja auch Verwandtschaft mit der Geschichte vom Fliegenden Holländer zeigt, erinnert etwas an Sindbad den Seefahrer, speziell in dem Namen Bassora. Auch Die Geschichte von der abgehauenen Hand hat einzelne Entsprechungen in 1001 Nacht, ohne daß doch eine Erzählung durchgängig als Vorlage gedient hätte.

Auch für die nicht in orientalisches Gewand gekleideten Märchen dürften die Quellen schwer aufzufinden sein. So ist es mir z. B. nicht möglich, für die Höhle von Steenfoll ein schottisches Original nachzuweisen, ja, nicht einmal eine Lokalität desselben Namens konnte ich auffinden.

über die Nachgiebigkeit seiner Tochter. Die Bedingung kam ihm gar nicht schwer vor, denn in seiner Jugend hatte er allerhand anmuthige Räthsel und Charaden gew(ußt) (gerathen?) und aufgelößt und mit Freuden gab er sein kaiserliches Wort daß geschehen (solle?) wie Turandot begehrt habe. Die Freude über die Einwilligung seiner Tochter machte den guten Kaiser bald wieder ganz gesund; er ließ in alle Zeitungen, in den chinesischen Merkur, in den japanischen Reichsanzeiger, in den Mongolischen Beobachter, in die tartarische Allgemeine Zeitung kurz in alle guten Tagesblätter die zu selbiger Zeit in China und den Nachbarstaaten gelesen wurden einen Aufruf an alle Prinzen setzen unter den vorgeschrie—

Einzelnes Sonstige, was ich über Quellen und literarische Beziehungen der Märchen zu bemerken habe, füge ich hier nur als vorläufige Notizen bei.

Die Personen treten aus den eingeschalteten Erzählungen heraus und in die Rahmenerzählung über, so Zaleukos, so Orbasan.

Kalif Storch scheint im wesentlichen eigene Erfindung zu sein, obwohl das Motiv der Verwandlung in Tiere durch einen Zauber und die Rückverwandlung in Menschengestalten durch einen Gegenzauber ja natürlich uralt ist.

In der Geschichte vom Gespensterschiff klingen Schiffersagen, wie die vom Fliegenden Holländer und vom Klabautermann an.

In der Geschichte von der abgehauenen Hand findet sich außer dem Motiv der zeitweilig belebten Leichen (vergl. die Belebung der Statuen im „Steinernen Gast") auch das Motiv der Personenverwechslung durch ein einem andern gehörendes Kleidungsstück, wodurch der Held etwas erfährt, was nicht für ihn bestimmt ist, und was er sonst nicht erfahren würde. Ähnlich im Othello. Sonst echt hoffmännisch-grausig. Claurens Erzählung, der Grünmantel von Venedig, könnte auf die betreffende Figur eingewirkt haben.

Die Errettung Fatmes zeigt einige, aber schwache Ähnlichkeit mit der Geschichte vom Talisman in Voltaires Zadig.

Die Geschichte vom kleinen Muck. Die Figur erinnert an den Zwerg Nase. Die von selbst sich bewegenden Pantoffeln sind eine Variation der Siebenmeilenstiefel im Däumling. Im übrigen zeigt dieses Märchen Anlehnungen an das Volksbuch von Fortunatus (Fortunatus mit dem unerschöpflichen Säckel und dem unsichtbar machenden Wunschhütlein), das auch Raimund in seinem Barometermacher benutzte.

Das Märchen vom falschen Prinzen, vergl. G. Kellers „Kleider machen Leute".

Der Scheik von Aleſſandria. Jedenfalls iſt es kein Zufall, daß grade in dieſe Erzählung der Frankenkaiſer hereinſpielt, da ſie wahrſcheinlich in Paris geſchrieben iſt.

Der Zwerg Naſe, ſiehe oben über den kleinen Muck, zeigt auch Anklänge an Kalif Storch in den Verwandlungen. Hier iſt es ein Wunderkräutlein, dort ein Pulver, das die Verwandlung bewirkt. Könnten wohl Haugs Epigramme auf Herrn Wahls große Naſe auf dieſes Märchen eingewirkt haben? Die Erwähnung der Hamburger Klößchen könnte darauf deuten, daß es in Hamburg geſchrieben iſt.

Zu Abner, der Jude, hat, großenteils wörtlich, als Vorlage gedient „Der Hund und das Pferd" (in Voltaires Zadig, 3. Kapitel), wie Mendheim in ſeiner Neuausgabe des 2. Märchenalmanachs (Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts) nachweiſt.

Auch in Bodenſtedts Roman „Die Falkenſteiner" könnte man noch einen Nachklang dieſer Geſchichte finden, da im Eingang die Figur eines Juden vorkommt, der an Abner erinnert.

Der Affe als Menſch. Ganz unverkennbar iſt die Abhängigkeit dieſes „Märchens" von Hoffmanns „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann" (Phantaſieſtücke in Callots Manier, 2. Teil, Kreisleriana, Nr. 4).

Außer dieſer Hoffmannſchen Erzählung kann auch das in der Mitte der 20er Jahre in Paris, Wien und Berlin bald als Melodrama, bald als Ballett, bis zum Überdruß gegebene Theaterſtück vom Affen Jocko, der ein Kind rettet und dem Gouverneur Diamanten zuträgt, auf dieſes Märchen eingewirkt haben.

Das kalte Herz. Titel und Idee erinnern an „das ſteinerne Herz" bei Hoffmann (Serapionsbrüder). Bei der Figur des Glasmännlein und des Holländer Michel hat Hauff wohl an die Elementargeiſter gedacht, wie ſie als „Moosmännchen, Schrätlein, Waldſchrat, Silvanel, wilde Männer" im Glauben des Volks, insbeſondere auch der Bevölkerung des Harzes, leben. Einen Anklang an die Szene, wo Kohlenmunkpeter ſich aus der Herzenkammer ſein Herz wieder holt, finde ich in Heinrich Seidels Märchen „Der Waſſermann" (in den Wintermärchen), wo der Waſſermann die Seelen ſeiner Opfer auch in gläſernen Flaſchen eingeſchloſſen hält und Gertrud unter Gefahren Konrads Seele befreit.

Entwurf zur „Sängerin".

1826.

Joſephine wird von teutſchen Aeltern in einer kleinen Stadt des Elſaß erzogen, ihr Vater iſt Muſiklehrer. Ein ihr fürchterl. Mann kommt alle Jahre, ihr Vater iſt ihm Geld ſchuldig. D(ie) Schulden wachſen. Er macht Handel mit Mädchen und verk(au)ft

ſ(ein)e Tochter. Man ſagt ihr, man wolle ſie in ein Inſtitut bringen. Ankunft in Paris. ſi(e) bekommt 1 Zettel worinn ſi(e) gewarnt wird ſie ſeye in ſchlechten Händen. Flucht mit einem deutſchen Geſandten. Sie wird Sängerinn, Verhältniß zu dem jungen —. Der Vater wird es nie zu geben. Der böſe kommt, ſiehet ſie, ſucht ſie auf und ſucht ſie zu tödten. Ihr Ruf wird angegriffen, der junge Schu(—)lzried will brechen. Die Polizei legt ſich darein, ſie behauptet ihn an der Maske zu erkennen. D(ie) Redoute. Sch—lzried wählt ſ(ich) e(in) ſch(önes?) Koſtüm; er wird gefangen. Sacktuch mit eigener Parfümerie. Der Arzt wird zu einem Kranken geholt. Der Wirth ſagt er ſey ſchon längſt tot. D(er) Kranke verlangt ein Sacktuch. Ähnl. Stoff und Parfüm. Er wird befragt, geſteht. Der alte und junge Schulzried kommen dazu. er ſtirbt und hinterläßt bedeutendes Vermögen. heurathsanzeige im hamb(urgiſchen) Correſpondenten.[1])

Lichtenſtein.

Vorbemerkung.

Was mich zuerſt zu Hauff hingeführt und mich beſonders für ihn eingenommen hat, das war die liebevolle Behandlung, die er meiner Vaterſtadt Ulm im bekannteſten ſeiner Werke hat angedeihen laſſen. Über die Beziehungen des Dichters zu dieſer Stadt habe ich im biographiſchen Teil gehandelt. Trotz dem alten Gegenſatz zwiſchen den beiden größten Städten des Königreichs, Stuttgart, dem Geburtsort unſeres Dichters, und der erſt 1810 württembergiſch gewordenen früheren Reichsſtadt, hat Hauff volle Objektivität gegen die Stadt an der Donau walten laſſen. Beim Münſterjubiläum 1877 und bei dem Feſt zur Feier des Ausbaues 1889 kam denn auch die Vorliebe der Ulmer für Hauffs Geſtalten im Feſtzug zum Ausdruck, indem die hervorragendſten Figuren ſeines von ſchwäbiſchem Lokalpatriotismus durchtränkten Hauptromans leibhaftig wiederum ihren Einzug in die gute alte Stadt Ulm hielten.

Denn wie eine Hochburg der Romantik erſcheint grade dem durch landſchaftliche Reize nicht verwöhnten Oberſchwaben das Schlößchen Lichtenſtein,

---

[1]) Der Hamburgiſche Korreſpondent iſt eine der älteſten deutſchen Zeitungen und beſteht ſeit 1731 bis heute.

besonders wenn der Hauch mittelalterlicher Elegie noch gehoben wird durch den Zauber des Pfingstfestes, zu dem der Oberschwabe so gern wie der Unterländer das Honauer Tal aufsucht: Die pittoreske Lage, vermöge deren das Schlößchen von der übrigen Welt völlig abgeschlossen erscheint, der Hauch historischer Erinnerungen und der Reiz der idyllischen Natur wirken zusammen, um Lichtenstein zu einem Kleinod Schwabens zu machen. —

Schon von Blaubeuren aus, wo Hauff ja 1817—1820 als Schüler des theologischen Seminars weilte, war er manches Mal in die nur etwa 4 Stunden entfernte alte Reichsstadt Ulm gekommen, und schon damals hat sicher „die Stadt mit ihren dunkeln Backsteinmauern und ihren hohen Thortürmen" Eindruck auf den Jüngling gemacht.[1]) Einmal brachte er die Weihnachtstage dort zu, und in seinen Memorabilien spricht er auch von dem Briefwechsel mit einer Cousine in Ulm. Aber mit ganz andern Augen noch wird sie der werdende Dichter betrachtet haben, der mittlerweile sein Talent schon entdeckt und im vertrauten Kreise der Genossen geübt hatte, als er in den Herbsttagen des Jahres 1823 auf jener Reise nach dem Glück wieder dort einzog und bei seinem Freund Max v. Seybothen einige Zeit verweilte, ehe man nach Donauwörth aufbrach. Er hat damals wohl ungefähr den Weg, den er seinen Sturmfeder von Ulm bis zum Hohen-Neuffen machen läßt, in umgekehrter Richtung gemacht und hat bei der Ankunft die alte Stadt unten zu seinen Füßen liegen sehen, wie Sturmfeder beim Abschied nochmals auf Ulm hinunterblickt, das mit seinem grauen Münsterturme so bieder in der breiten Donauniederung daliegt. Es muß einen eigenen Reiz auf ihn ausgeübt haben, dieses altertümliche oberschwäbische Nest, und von dem altererbten Antagonismus zwischen Ulmern und Stuttgartern war in Hauff, wie gesagt, nichts zu spüren: selten hat einer die Donaustadt liebevoller geschildert, und die Ulmer können sich bei dem Stuttgarter für diese Verherrlichung ihrer Stadt bedanken. Neckisch berührt Hauff den beregten Antagonismus zwischen Unter- und Oberländern in seinem Roman, wenn er bei der Szene auf dem Stuttgarter Marktplatz einen Remstäler ausrufen läßt: „Auf ihn, er ist von Ulm!" — Sei es, daß ihm die Ahnung künftigen Liebesglückes, das er auf der Weiterreise in Nördlingen finden sollte, schon die Brust unbewußt schwellte, sei es, daß sein Sinn durch die Reisefreiheit nach dem gebundenen Tübinger Stiftsleben gehoben und allen Eindrücken offener war, — sein Herz muß in jenen goldenen Herbsttagen höher geschlagen und der Umgebung noch liebevoller aufgeschlossen gewesen sein wie sonst.

Und auch Nördlingen wird für seinen Lichtenstein bedeutungsvoll, nur daß er das gegebene Verhältnis umkehrt: im Roman findet ein fränkischer Ritter

[1]) Die Schilderung des mächtigen Domes im „Mann im Mond" scheint auf Eindrücken zu beruhen, die Hauff im Ulmer Münster empfangen. Für Freilingen ist allerdings Tübingen zu setzen.

ein ſchwäbiſches Fräulein, wie in Wirklichkeit der Schwabe die an der Grenze Frankens Wohnende ſich erobert hat. Dieſe Umkehrung brauchte er für ſeine Zwecke, da die Geliebte den Bewerber in das Dilemma zwiſchen Herzog und Bund bringen ſoll. Der erſte Anlaß zum „Lichtenſtein“ iſt wohl in Tübinger Eindrücken zu ſuchen. Sicherlich hat Hauff auf mancher Fußwanderung von Tübingen aus den Boden ſchon beſchritten, auf dem er ſpäter ſeine Geſtalten auftreten ließ, und Lichtenſtein, Pfullingen, die Nebelhöhle und den Hohen-Stauffen aus eigener Anſchauung kennen gelernt. Den Namen ſeines Helden gab ihm eine ſchwarze Tafel im Schloß zu Tübingen, die den Namen Burckard Sturmfeder trägt. In der Georgenkirche aber hing, wie er in ſeinen Notizen ſelbſt erwähnt, ein Monument für den bei der Belagerung von Tübingen gefallenen Griechenführer Samaras und dieſer hat merkwürdigerweiſe den Vornamen Georg, den Hauff ſeinem Sturmfeder gibt. (Hauff las: Georg Samaras aus Coeona, während Stumpfhardt „Georgios Samare [Genitiv von Samaras] von Coron [Albanien]“ gibt.)[1])

1819 war Scotts Roman Ivanhoe erſchienen, an den der Lichtenſtein ja beſonders in der Figur des ſeines Landes beraubten und zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel geſtempelten Fürſten erinnert. „Mein Entſchluß ſtand feſt; einen hiſtoriſchen Roman mußt du ſchreiben, — denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geſchmack des Publikums hört, kann nur dieſe und keine andere Form Glück machen, —‘ ſo ſagt, ohne Zweifel autobiographiſch, der Dichter in der Skizze „Die Bücher und die Leſewelt“, die in Tübingen ſpielt, wenn wir die Kürzung —n in Tübingen auflöſen dürfen, — und

---

[1]) Epitaphium nobilis viri et Capitanei Georgij Samare Stradiotis.

Strenuus hic miles Graecis oriundus ab oris,
Cujus apud varias virtus fuit agnita gentes,
Dum volat acer equo gaudens et divite praeda,
Hostili pressus cuneo caput inguina laesus
Mox Jove suscepto clausit sua fata Tubingae;
Corpus humo linquens animus super astra volavit.

Ad viatorem exhortatio.

Sorte peregrini misera gestire viator,
Quisquis es ipse, cave, nam quae te Patris humandum
Terra feret, nescis aut qua regione locatum
Obruet incautis te mors infesta sagittis.

Authore Joh. Hyphantico Wissenhorensi
Ernestus Banxius Hasso Tubingen. Canonicus
Expensis suis et Joh. Samare fratris
F.(ieri) F.(ecit).

diesem Entschluß folgte das eifrige Studium des schottischen Vorbildes. 1823 erschien die Beschreibung der schwäbischen Alb von Gustav Schwab, durch die Hauff, wenn es noch nötig war, auf einige Hauptlokalitäten seines Romans wohl erst recht hingewiesen wurde.

Es ist wohl möglich, daß die in der hinteren Nebenhöhle der Nebelhöhle sich findende Einzeichnung eines württembergischen Prinzen aus dem Jahre 1561 Hauff veranlaßt hat, die Erzählungen des Landvolks von dem Versteck des flüchtigen Fürsten auf jene Höhle zu beziehen (bekanntlich nimmt noch Schwab eine Höhle bei Hardt als den Unterschlupf des Herzogs an), und daß er diese Legende mit den Andeutungen des Chronisten Crusius dahin kombinierte, daß er den Herzog, der sich nächtlich als „der Mann" vor dem Schlößchen einfindet, aus der kaum ein Stündchen entfernten Nebelhöhle kommen ließ. Als eine Art Vorklang und Studie zum „Lichtenstein" ist das dem Jahr 1822 zuzuweisende Gedicht „Hans Huttens Ende" zu betrachten, welches nicht nur das Interesse des Dichters für den Herzog, sondern auch schon eine gewisse Parteinahme für ihn verrät.

Das eigenste Verdienst Hauffs ist es, den vaterländischen Roman begründet zu haben, indem er bei der Wahl seines Stoffes kühn in seine nächste Umgebung und deren Vergangenheit griff und das alte deutsche Vorurteil, wonach der Wert einer Sache und so auch eines literarischen Milieus mit der Entlegenheit wächst, zerstört hat. Das war auch eine nationale Tat, und hier zeigt sich Hauff als der echte Schüler der Romantik.

Man hat den Dichter, der den gegebenen Stoff formte, wie es ihm taugte, in übel angebrachter Sucht, aus der Dichtung die Wirklichkeit herauszulesen, auf seine Schilderungen festgenagelt, und unter anderem hat so Ulmer Lokalpatriotismus und Lokalinteresse das Haus zu bestimmen gesucht, aus dem Marie und Bertha sich den Zug des bündischen Heeres ansehen. Es müßte die Bedingung erfüllen, daß man aus seinen Fenstern sowohl bis zur Donau-Brücke, als auch in die Fenster des Rathaussaales sehen könnte: Diese erfüllt aber weder das Kaufmann Staudachersche Haus, das man als das ehemals v. Besserersche bezeichnet, noch das Haus des verstorbenen Herrn Ratsschreiber Römer, welch letzteres allerdings einen aus alter Zeit stammenden gotischen Erker besitzt. —

Wie die Sage von dem sich in Höhlen versteckt haltenden Herzog sich gebildet hat, läßt sich, besonders wenn man die Sage von dem im Kyffhäuser verborgen weiterlebenden Friedrich II. (die ja später erst auf Friedrich I. übertragen wurde) vergleichend hinzunimmt, leicht erklären. Wie wir aus Stumpharbts Notiz erfahren, war Ulrich am 7. April von Tübingen nach Mömpelgard entwichen. Zunächst wohl, um die Feinde auf eine falsche Spur zu locken und um der Anhänglichkeit des Landvolkes einen Anhaltspunkt zu bieten, verbreitete man das Gerücht, der Herzog sei noch irgendwo verborgen im Land.

Entwürfe und Varianten zum Lichtenstein.

A) Entwürfe.

Die Einzelheiten des Anzugs zu beschreiben.

Gottesdienst in Ulm.

N. N. Nichte eines Patriziers lernt N. N. in Ulm kennen. liebt ihn. Stürme durch den Bundskrieg. ihre Anhänglichkeit an die Sache des Landes. Einzug des Bundes in Ulm.

(Der Lichtenstein wartet nur so lang biß er gewiß weiß daß Krieg beschloßen ist. Bestättigung. Absagebriefe. Geht fort, — Zweifel ob seine Tochter nicht sicherer sey? Die vielen Schweizer? lassen dies nicht hoffen). Der junge Mann wird vor Frundsberg gerufen um zu spionieren.

Die wahre Idee des Romans ist daß der Vater nur dem einst die Tochter gönnt [der treu zum Herzog gehalten und] — ihm wieder ins Land geholfen hat. Der Plan scheitert an dem Eigensinn Ulrichs. Prophetische Worte des Alten.

Ulrich gibt seinem Fürsten-Mantel an Martin.[1])

Strauß[2]) Wohnung am Frauenthor.

Georg wird, frühe verwaist, von einem Bruder seines Vaters erzogen.

Maria[3]) bei Muhme in Tübingen, dann nach der Mutter Tod, vom Vater nach Ulm zu weiterer Ausbildung geschickt. Frau von Besserer Schwester des Vaters.

Tübingen finstere Hügelstadt.

Georg reitet an einem schönen Morgen des Februar aus den Thoren Tübingens seiner Heimat entgegen durch den Schönbuchwald. Ulm die Stadt mit ihren hohen Backsteinmauern, mit ihren hohen Thorthürmen.

---

[1]) Jetzt Hans, der Pfeifer von Hardt.

[2]) Später Dieterich Kraft.

[3]) In der Wahl dieses Namens spricht sich wohl Hauffs Anhänglichkeit an seine ältere Schwester aus. Fouqués „Bertha von Lichtenrieth" hat vielleicht auf die Wahl des Namens für Mariens Base eingewirkt.

Das Pflaster Eurer Straßen ist herzlich schlecht.

Marie und Bertha sind Dieterichs von Kraft Basen mütterlicher Seits.

Das „nöthigen". elegisch beim Anblick der aufbrechenden Gäste vor dem Ulmer Rathhaus.

Dieterich hatte ein großes Haus nicht weit vom Münster, einen schönen Garten am Michelsberg, einen alten grauen Diener, zwei große Katzen und die unförmlich dicke Amme.

Dieterich Strauß.

Bertha die blonde.

von Söfl[ingen] Blick möglich? ein freudiger Blick nach den fernen blauen Bergen von Würtemberg hinüber.

Der Garten liegt ungefähr 2000 Schritte unter der Brücke.

Walther von der Vogelweide.

Klosterkirche Blaubeuren Geschichte meines Patrons, des Täufers Johannes.[1])

Amme alte Rose.

Pfeifer gelobt 7 Jahr Wallfahrt.

Ei Hans Martin Pfeifer woher des Wegs.

B) Varianten.

Kapitel 2.

Doch der letztere Gedanke machte bald einer freudigen Gewißheit Raum.

Rathhaus. Als er aber dort vom Pferde sprang und gleich auf das Haus mit dem Erker zueilen wollte, fühlte er sich gar unsanft von einer kräftigen Hand am Arm gefaßt und eine tiefe bekannte Stimme die ihn etwas unsanft zur Wirklichkeit herabzog. Was treibt ihr, Herr von Sturmfeder schrie ihm [dann übereinstimmend mit dem endgiltigen Text bis zum Schluß von Kap. 2].

Schluß von Kap. 5.

— wo er der Kriegskunst — — die Entscheidung zutraute, da sollten die Künste der Politik entscheiden? da wo ihn der fröhliche Glanz

[1]) Im Sinne des Pfeifers von Hardt, Hans, gemeint.

der Waffen gelockt hatte, den ehrgeizigen Planen dieser Menschen sollte er dienen; ein altes Fürstenhaus — — sehen? unerträglich war ihm der Gedanke, von diesem Rathschreiber belehrt zu seyn. Aber der Gedanke, daß Mariens Vater diese Partei ergriffen habe, daß er sie nur so verdienen könne, milderte seinen düstern Sinn. Auch seinem gutmüthigen Wirt konnte er nicht zürnen, wenn er bedachte, daß ja diese Plane nicht in seinem Kopf gewachsen seyen und daß solche Menschen wie dieser politische Rathschreiber, wenn sie einmal ein Geheimniß, — — eigenen, wie ihnen ihr eigenes Ich bedeutender vorkommt, wenn sie eine Idee gefaßt haben. Der alte Diener unterbrach seine Gedanken die er — indem er ihn zu Tisch rief.

Die Kriege wurden damals noch wie einzelne Kämpfe geführt und —

Nach Tisch führte ihn sein Gastfreund zu Breitenstein, wo über Krieg und Frieden gesprochen wurde. Mit vieler Sorgfalt kleidete sich Strauß zum Tanze und half auch seinem Gast, der mit vielem nicht versehen war, treulich aus, und um 6 Uhr schickten sie sich an ins Rathhaus zu gehen. —

Der Abendtanz (Kap. 6).

ungefähr 200 Schritte[1]) unter der Brücke Sorgfalt und .....

Obstbäume am Ufer des Flusses (erwartet) die Gartenpforte knarrte.[2])

Kapitel 6.

Wenn wir auf ein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519 auf einem Trödelmarkt oder in der Auktion eines Antiquars, wohin wir (regelmäßig zu gehen pflegen?) gestoßen wären, hätten wir nicht leicht so freudig (überrascht werden) können als neulich durch einen Fund ähnlicher Art. Wir waren nemlich in dieser „anmuthigen Historia" biß an dießes Capitel gekommen wo (wir) von einem Abendtanz die Rede ist als [es] uns [auf] mit einem mal der Gedanke schwer aufs Herz fiel,

[1]) Jetzt: zweitausend.

[2]) Diese beiden Zeilen beziehen sich auf das jetzige Kap. 7.

daß wir ja nicht einmal wißen, wie und was man damals getanzt habe. Wir ſelbſt ſind nicht ganz unerfahren in dieſer Kunſt. Wir haben in früheren Jahren manchen Menuett, manch ..... getanzt, wir haben ſpäter mit unterſchiedlichem Beifall die ernſten Polonaiſen, Walzer mit und ohne Hops, die längſten Cotillons, die zierlichſten Fandangos, zuletzt noch Gallopaden mitgemacht, aber alle dieſe Herrlichkeiten die man zu „unſerer Zeit" genoß, hatten jene guten alten Zeiten nicht. Wir hätten zwar ſchlechthin ſagen können, „ſie tanzten" [übereinſtimmend] — und z. B. Georg von Sturmfeder einen Cotillon auf dem Abendtanz in Ulm hätte vortanzen laſſen. In dieſer Verlegenheit kamen wir zu einer verehrten Dame die uns erlaubt hat hie und da Abends ihre Sallons zu beſuchen. Sie bemerkte bald unſere Niedergeſchlagenheit und glaubte eines unſrer neueſten Werke ſey vielleicht tüchtig mitgenommen worden, wofür leider kein Kraut gewachſen iſt. Als ſie aber den wahren Grund erfuhr, verſicherte ſie, uns unterſtützen zu können und ſie hielt Wort.

Am andern Tag nemlich langte ein großer in Leder und Meſſing gebundener Foliant in unſerem Stübchen an; er enthielt das ſehr ſelten gewordene Buch Vom Anfang — — 1564. In dieſem Buch fanden wir treffliche Holzſchnitte vorſtellend einige ſolcher Abendtänze die zu Zeiten Kaiſer Maximilians wenige Jahre vor unſerer Hiſt(orie) gehalten worden waren.

Den deutlichſten Begriff ei(nes) ſo(lchen) Vergn(ügens) werden ſich unſere Leſer machen, wenn wir eines dieſer Bilder beſchreiben den Vordergrund u. ſ. w.

7. Kapitel.

Motto: Nur einmal noch laß leuchten
Mir Deiner Augen Strahl!
Laß hören Deine Stimme
Mich noch ein einzig Mal!

C. Grüneiſen.

Am Ende des 7. Kapitels:

(In dieſem Kp. iſt noch vergeßen daß der Vater morgen abreißt).

Kapitel 8.

Hocheiſen [ſtatt Kohler]. — ſolch einem Laffen zu Hof reitet [jetzt: ſolch einen Laffen alle Paternoſter lang grüßt].

Materialien zum Lichtenſtein.

Götz von Berlichingen Sitt(en) und Thaten 141.

Hauptmann Hans Wagenbach iſt beym Herzog blieben u. hat ſich wohl bey ihm gehalten, hat ſich auch mit ihm verjagen laſſen, und iſt bey ihm verblieben biß er wieder iſt ins Land gekommen. Das haben ſie nit alle gethan, ſondern ihrer wenig farb gehalten.

Ueber die Verjagung ſiehe:

Puffendorfs Einleitung. P. III p. 537/38.

Staat v. Würtemb. p. 37.

Adam Reißner in d. Hiſtoria der Herren v. Frundsberg p. 26.

Frundsberg zu Götz 88: Du willſt zeitig zu einer Neßel werden.

Tettingers Carmen über Würtemb.

Höllenſtein unter Stephan v. Lichow.

Göppingen unter Phil. v. Rechberg. Schoß ſtark auf die Feinde und will Entſetzung.

7. April (Cruſius) nimmt Ulrich Abſchied in Tübingen.

Das Lager ward vor Tübingen am Käsbach geſchlagen.

14. Apr. Ausfall. Gefecht mit Albaneſern, Georgios Samares. Obriſter fällt (in der Georgen-Kirche hängt ſein Monument). Baron von Schwarzenberg bleibt als Statthalter zurück.

Cruſ. Cron. 192 kommt Ulrich zurück und nimmt Heimsheim und Leonberg, und Mitte Aug(u)ſt auch Stuttgart (Burcard von Stadion, Phil. v. Rechberg). 10,000 zu Fuß, 200 Reuter. Neuffen. Urach, Tübingen ſetzen ſich wider ihn (wegen ihrer Beſatzung). Am Lamperti Tag belagert er Eßlingen (wohin viele geflohen), in der Ebershalden ſein Lager.

Der Bund kommt zurück (Wilh. v. Baiern) und zündet Würtemb. an. Der Herzog bey Türkheim überwunden. Mitte Oc-

tobers Johann Unzälter über Göppingen durch die Blienshalde gegen Eßlingen. 700 Mann ſtark.

Lichtenſtein Cruſ. II. 426. 1 Stück Schuß v. Holzelfingen g. Mittag auf 1 Felſen, ſo daß die untern Zimmer im Felſen gehauen ſind. Erbaut v. 1 alten Edelfrau, da d. Bau z. Ende war, ſagte ſie: Nun bin ich Gotts Freund und aller Welt Feind, denn ſie glaubte da ſicher zu ſeyn. Ds Schloß iſt ganz abgeſondert, 1 lange Brücke geht hinüber, unten 1 ſehr tiefer Graben, auf beiden Seiten Felſen, auf d(em) äußerſten Th(ei)l ds Felſen ſteht ds Schloß, vor ſich über d. Brücke Wälder. Auf d. and(ern) Seite luſtige Gärten. Trefflicher Waſſer-Trog zum Regenwaſſer, und 1 Weiher. Unten an d(er) Staig iſt 1 trefflicher Bronnen, der aus Felſen quillt. Am unter(en) Th(ei)l ds Schloſſes iſt 1 altes Feſtungswerk. höher 1 herabſtehender Stall und kleine Kammern ſtatt des Kellers. Alles in Felſen gehauen. Wenn man die Stiege hinauf geht, findet man eine weite u. helle Stuben mit gegoſſ(enem) Boden. Vor der Stube ſind Doppelhaken an der Wand. Im ober(en) Stock überaus ſchöne Stube oder Saal, ringsherum mit Fenſtern, aus welch(en) man biß an Asperg ſehen kann. Dort hat U. oft gewohnt. „Der Mann iſt da.“[1])

[1]) Der vollſtändige Text bei Cruſius lautet, wie folgt:

Einen Stuck-Schuß weit von Holzelfingen, gegen Mittag ſiehet man das Schloß Lichtenſtein, welches nicht groß iſt, und auf einem Felſen liegt, ſo daß die untere Zimmer in den Felſen gehauen ſind. Dieſes hat, wie man ſagt, eine alte Edel-Frau erbauet; man weißt aber nicht, wer ſie geweſen und zu welcher Zeit ſie gelebt. Doch iſt von alten Leuthen erzehlt worden, daß ſie, da der Bau zu Ende war, geſagt habe: Nun bin ich GOttes Freundin, aber der gantzen Welt Feindin. Denn ſie glaubte, ſie ſey nun wieder jedermann in demſelben ſicher. Dieſes Schloß iſt von den andern (sc. Felſen?) abgeſondert, auf welche eine lange Brücke geht, unter der ein ſehr tieffer Graben iſt, und auf beyden Seiten ſind Felſen, die lange Laitern zum hinauffſteigen nöthig haben. Auf dem äußerſten Theil des Felſen ſtehet das Schloß, vor ſich, über der Brücke hat es Wälder, auf der andern Seite luſtige Gärten, Wieſen und Aecker. Dieſem Schloß müſſen die Dörfer frohnen, zum Exempel, eines muß das Holtz hauen, das andre muß es dahin führen, das dritte muß den Miſt wegführen, das vierdte das Groß abmähen, das fünfte daſſelbe dürr machen und einführen. Gleiches Recht hat auch das Schloß Achalm bei fünff

Ich führe aus Stumphardt noch folgende Einzelheiten an:

21. Jan. zieht Ulrich vor Reutlingen.

Die Abſagebriefe werden am 28. März in Stuttgart übergeben. Ulrich nimmt von Tübingen ungefähr den 7. April Abſchied, geht durch Schwarzwald nach Mömpelgardt. Beſonders benannte Veldbüchſen ſind der Trach von Ynſſbruck, der Narr von Ulm, der Strauß, Trach und Hirſch von Wirtemberg. —

Von einem hüpſchen Geſpräch von Hertzog Ulrichen ꝛc. anno 1523 geſchehen.

Wie ein hauptman, der vom Köng usz Tennemarckt in ettlich Stett am Rheyn nach Landsknechten geſchickt wurd, ongfärd zu eynem Pfarrer kam, die beid miteinander ſprach halten und under anderem vom hertzogen von Wirtemperg und ſeinem Land uff nachvolgend Maynung reden würden. — Dem armen hertzogen, da man nit mee mocht, legt man lügenhafftig und fälſchlich zu, Jr (er) hett jung knaben enzwey gehauwen, Er hett die grouſſen Engellſchen hund an ſein gmahell gehetzt, und hett ſie mit ſpornen geritten, Item er hett ſouil gulden, ſouil er härlin an ſeiner ſchawben gehaptt hett, in einer ſchantz verſpylt, und unverſchampt legten ſie Jm oyl derglychen und ander ſo ungeſchwungen Lugin zu, daß ſollich Lugen ettwa unmöglicheit und

---

Dörffern. Lichtenſt. hat auch einen tieffen Trog, im Felſen eingehauen, darinn das Waſſer von den Dächern geleitet wird: Außerhalb, einen tieffen Bronnen, bey der großen Scheuer, darinn das Vieh iſt, und einen Weyher, von dem Waſſer, welches von den Dächern laufft. Unten, an der Staig, iſt ein trefflicher Bronnen, welcher aus dem Felſen herfür quillet. Am untern Theil des Schloſſes iſt ein Feſtungs-Werk, auf alte Art gebauet: Etwas höher, ein herrlicher Pferde-Stall von viel Ställen, und kleine Kammern, an ſtatt des Kellers; alles in Felſen gehauen. Wenn man die Stiege hinaufgeht, findet man eine weite und helle Stuben mit gegoſſenem Boden, dergleichen Boden man auch in andern Zimmern und Lauben ſiehet. Vor der Stuben ſind Doppelhaken an der Wand. Im obern Stockwerck iſt eine überaus ſchöne Stuben oder Saal, rings herum mit Fenſtern, aus welchen man biß an den Asperg ſehen kann: Darinn hat der vertriebene Fürſt, Ulrich von Würtemberg, öffters gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur ſagte: Der Mann iſt da; ſo wurde er eingelaſſen. Im Schloß geht man durch eine Schnecke hinab, von oben biß zu unterſt. Vor noch nicht viel Jahren hat eine vornehme Perſon eine andre vornehme Perſon heißen hinuntergehen, und ſie eine Zeitlang Schertz-weiſe eingeſperrt: Sie wurde zornig darüber, doch wurde es in ein Gelächter verwandelt. Das Schloß hat im vordern Theil, gegen Aufgang, ein erſchröckliches Abſehen, wegen der Gähe, daß wenig ſind, die hinab ſehen können und ſich nicht fürchten.

allſo unglaublicheit halben by frommen Lütten keiner verantworttung bedörfften.

Jeder, der zum erſtenmal den „Lichtenſtein“ lieſt, wird glauben, daß Hauff durch das in ſeiner Art einzig gelegene Schlößchen, das ein Stück Romantik für ſich allein iſt, wie es luftig und keck in die Lande ſchaut, zu ſeiner Dichtung mit angeregt worden ſei. Aber grade umgekehrt hat die Dichtung den Wiederaufbau des ſeit dem Bauernkrieg zerſtörten Schloſſes veranlaßt, indem der Herzog von Urach, ein Verwandter des Königshauſes von Württemberg, 1837 die Wiederherſtellung nach den Plänen von Heideloff unternahm. Als Hauff ſeinen Lichtenſtein ſchrieb, war von dem Schlößchen nichts mehr zu ſehen.[1])

So war er denn bei ſeiner Schilderung auf die obige Beſchreibung des Cruſius angewieſen.

Das alte Schloß ſtand übrigens an der Stelle des heutigen Jägerhauſes, lag alſo gar nicht ſo romantiſch wie das jetzige.

Noch ſei angeführt, daß eine Tafel im Flur des Schloſſes meldet, es habe an derſelben Stelle urſprünglich ein römiſches Kaſtell geſtanden.

Zu den von Bobertag in der Ausgabe der Kürſchnerſchen Nationalliteratur aufgeführten Überſetzungen trage ich nach:

Überſetzungen des Lichtenſtein.

The Banished, edited by J. Morier, London 1839.

Lichtenstein, or the Swabian League. An historical romance. Translated from the German by F. Woodley & W. Lander (in „The Library of Foreign Romaunce“). London, Bruce & Wyld, 1846.

Lichtenstein or the Outlaw of Würtemberg. Translated by E. M. Swann. London (1859?), 8°.

Däniſche Überſetzung, in Kopenhagen erſchienen:

L., Romantisk Soge of de Würtembergske Historie, of W. Hauff, overs. of J. Jacobson (d. i. Ludw. Jos. Flamand), Köbenhaven, 1831, II. 8.

---

[1]) Vrgl. Uhland: — — — Auf ſchroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob ſich neu
Ein Wolkenſchloß, ein zauberhaft Gebäu.

In der Pfingſtwoche des Jahres 1901 fanden in Honau, am Fuße des Lichtenſtein, auf einer eigens hiezu errichteten Feſtbühne Aufführungen eines Volksfeſtſpieles „Lichtenſtein“ von Rudolf Lorenz in Halle a. d. S. ſtatt. Dasſelbe Feſtſpiel wurde auch von der Stadt Aalen zur Aufführung angenommen. Nach dem Vorbild von Oberammergau wurde das Spiel mit einheimiſchen Kräften und unter Verwendung der Naturumgebung aufgeführt.

Von Überſetzungen anderer Werke führe ich noch an:

Schlottmann & Cartmell „Das Wirtshaus im Speſſart von W. Hauff.“ Mit Einl. und Anm. in engl. Spr. Cambridge 1893.

Die Phantaſieen wurden ins Däniſche überſ. v. Rasmus Schmidt.

Dramatiſches.

Parodie von Wall[enſteins] Lager.

(Bierſpiel am andern Tiſch.)

Hörner.

Bemogelt haſt Du, ich ſahs genau.

Ziegel.

Beweiß Du mirs nur gleich auf der Stelle!

Rein.

Ich ſpiel aus. —

Hörner.

Da liegt Herz-Sau.

Ziegel.

Wart, die ſtech ich mit der Belle.
Und Aß — und König — und Zehner und Dam' —

Hörner.

Den Stich krieg' ich wieder, 's iſt doch infam!

Kercher.

Seht, wie der Ziegel den Fuchſen dort prellt![1])
Anderthalb Schoppen, ſo will ich ſchweigen.

Ziegel.

'Schoppen noch! — man kommt durch die Welt
Nur durchs Bemogeln, — es ſoll gleich ſteigen.

Wund, Hohenhorſt (treten ein).

Sieh, ſieh!
Da treffen wir luſtige Kompagnie![2])

Kercher.

Was für Burſche mögen das ſeyn?
Treten ganz ſchmuck und ſtattlich herein?

Mosſtein.

Sie kommen aus Preußen, ſo viel mir bekannt,
's ſind Bonner Burſche, ich kenns am Band.

Wirthin.

Glück zur Ankunft, ihr Herrn,
Mit was kann ich dienen? was hätten Sie gern?

Wund.

Wie? was ſeh ich? Himmel und Höllen,
Iſt denn das nicht die Guſtel aus Köllen?

Wirthin.

Ei freilich und Sie wohl gar Herr Wund,
Des Amtsvogts Söhnlein von Peterſtund.
Der ſeines Vaters goldene Füchſe
In meiner Kneipe hat durchgebracht
Zu Leipzig in einer glücklichen Nacht.

Wund.

Und die Bibel vertauſcht mit der Doctorsbüchſe —

---

[1]) Vrgl. Wallenſteins Lager, 3. Auftr.
[2]) Ebenda 5. Auftritt.

Wirthin.

Ei, da ſind wir ja alte Bekannte!

Wund.

Und treffen uns hier an des Neckars Strande?

Wirthin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort,
Wie das Schickſal einen Wirthsbeſen
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort,
Bin ſeither weit herum geweſen —

Wund.

Auf Cerevis! ich glaub' ihrs aufs Wort!

Wirthin.

Von Leipzig aus, da zog mein Vater
Nach Wien und wirthſchaftete in dem Prater,
Er ſtarb — noch denk' ich dran mit Schmerz,
Ich habe, Sie wiſſens, ein weiches Herz.
Nach ſeinem Tode war ich ſo dumm
Und heirathete den Wirth am Muſeum,
Ach! Der ſezte mich auf den Hund,
Richtete mich an Leib und Seele zu Grund.
Da habens wir nachher reiflich erwogen
Und ſind nacher Schwaben herausgezogen,
Da will ichs in Tübingen jetzt probieren,
Obs mir in die Länge hier gefällt,
Ob mein Wirthshaus wird florieren
Und — hauptſächlich, obs abwirft — Geld.

Wund.

Doch wo hat Sie denn ihren Mann,
Den Oeſtreicher mein ich, hingethan?
Iſt er denn nicht mit herausgezogen?

Wirthin.

Der Spitzbub' hat mich ſchön betrogen!
Fort iſt er, mit allem davongefahren,
Was ich mir thät' am Leib erſparen.
Ließ mir nichts als den Schlingel da.

Knabe.

Mutter! ſprichſt Du von meinem Papa?

Wirthin.

Komm, Du kleines Affengeſicht!
Ob's gerad Dein Papa iſt, weis ich nicht.

Wund.

Nun, das muß die Wirthſchaft ernähren,
Die Menſchheit ſich ſtets muß neu gebähren.
(Zu den andern Burſchen.)
Euch zur Geſundheit, meine Herrn!
Laßt uns hier auch ein Plätzchen haben.

Mosſtein.

Wir rücken zu, willkommen in Schwaben![1])

Wund.

Schön hier! Auf der Reiſe von Land zu Land
Konntens wir nicht ſo bequem ſtets haben!

Kerchet.

Man ſollts euch nicht anſehn, ihr ſeyd galant; —
Ihr habt da ſaubere Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hoſen ſitzen,
Die feine Wäſch', die geſtickte Müz,
Das beißt ſich heraus, potz Donner und Blitz.

[1]) Vrgl. W. L. 6. Auftr.

Das Fiſcherſtechen.

Der Sohn des reichen und berühmten Freiherrn von Gleichen iſt auf einer Reiſe in eine Flußſtadt (etwa Ulm—Regensburg ꝛc.) gekommen, ſieht und liebt dort die Tochter des Ober-Aelteſten der Schiffer-Gilde. Er hat ihr ſeine Liebe geſtanden, zugleich aber auch die geringe Hoffnung, die er habe, von ſeinem Vater die Einwilligung zu einer ſo ungleichen Verbindung zu erlangen. Seine Leidenſchaft, die größer iſt als die Rückſicht auf den Vater, bewegt ihn, um wenigſtens auf einige Zeit in des Mädchens Nähe zu leben, ſeinen Stand zu verläugnen und Dienſte bei dem Schiffermeiſter zu nehmen.

Zu dieſem Zweck hat er ſeinen Bedienten (die komiſche Figur des Stücks) in ſeine Kleider geſteckt und läßt ihn unter ſeinem Namen in der Stadt leben, ſeinen Vater glauben zu machen, er ſelbſt halte ſich als Freiherr von Gleichen dort auf.

Der Schiffermeiſter hat ſeinem älteſten Geſellen die Tochter zugedacht, und dieſer iſt der eiferſüchtige Liebhaber. Doch iſt er, geblendet von dem ſchimmernden Auftreten des Bedienten, den er für den wirklichen Freiherrn hält, auf dieſen und nicht auf den wahren Liebhaber eiferſüchtig. Dieſes Verhältniß der Beiden gibt Anlaß zu komiſchen Szenen. Alljährlich feiert die Stadt ein großes Feſt, das Fiſcher- oder Schifferſtechen (bekanntlich werden an manchen Orten noch jetzt ſolche Feſte gehalten). Der Altgeſelle ſoll an dieſem Tage Sieger bleiben, dadurch Meiſter werden und die Tochter zur Frau bekommen. Diß iſt der Plan des alten Meiſters. Der junge Gleichen ſieht, daß ihn und die Geliebte nichts von dieſem verderblichen Plan retten kann. Nur ein Ausweg iſt möglich, nemlich den Alt-Geſellen, der als der beſte Schiffer bekannt iſt, nicht zum Sieger werden zu laſſen. Gleichen, im Führen der Lanze wohl erfahren, ſpricht in einem muthigen, kriegeriſchen Liede ſein Vertrauen aus, den Gegner zu beſiegen und die Braut zu gewinnen. Er will ſogar ſeinen Stand ganz verlaſſen, immer als Schiffer leben und um die Geliebte werben.

Der eifersüchtige Alt-Geselle hat indessen dem alten Gleichen gemeldet, daß sein Sohn in einem Verhältniß mit der Tochter des Schiffermeisters sei. Der alte Gleichen kommt, um seinen Sohn zurückzurufen. Er wird von dem Bedienten, der sich vor ihm nur im Livrée-Rock zeigt, überzeugt, daß sein Sohn schon nach Hause abgereist sey. Unterwegs bekommt er die Nachricht, daß er belogen worden, daß sein Sohn noch in der Stadt sey, und trifft gerade in dem entscheidenden Moment ein, wo sein Sohn im Schifferstechen siegt. Er glaubt der Kleidung nach unter der Menge seinen Sohn zu sehen und trifft den — Bedienten. Durch ihren Wortwechsel, der im Vor-Grund vorfällt, wird die Aufmerksamkeit der Zuschauer von dem Hintergrund abgelenkt, wo das Schifferstechen stattfindet.

Der junge Sieger wird im Triumpf vorgeführt. Der Meister, im Zorn, daß der Altgeselle überwunden worden, sagt die Tochter dem Sieger zu, die Glücklichen umarmen sich, und in demselben Augenblick erkennt der alte Gleichen seinen Sohn.

Im Drang des Augenblickes, hingerissen von dem Schmerz des Mädchens, von der Verzweiflung des Jünglings, gesteht der alte Schiffer-Meister, daß sie nicht seine Tochter sey, ein Geheimniß, mit welchem der Zuschauer schon während des ersten Actes durch eine Unterredung des Alten mit seinem Freunde, dem Bürgermeister der Stadt vertraut gemacht wurde. Eine Edelfrau (deren Gatte in der Schlacht geblieben war) schiffte sich sehr krank mit dem unmündigen Kinde in seinem Schiffe ein, um in Oesterreich Verwandte um Hilfe anzuflehen. Sie wurde auf dem Schiffe so krank, daß man sie ans Land bringen mußte. Dort, dem Tode nah, übergab sie dem Schiffer, zu welchem sie Vertrauen gefaßt, ihre Tochter und die Familien-Papiere, die ihre Geburt belegten, und bath ihn, das Kind zu den Verwandten zu bringen. Die Verwandten aber waren so hartherzig daß sie das Kind nicht aufnehmen wollen. Da nahm er es selbst zu sich und zog es auf.

Der Meister zeigt einen Ring vor, welchen ihm die Mutter des Kindes als ein Vermächtniß des Vaters, das er sterbend vom Schlachtfeld geschickt, gegeben. Der alte Gleichen betrachtet den Ring,

ſtaunt und geſteht, daß er denſelben Ring einem Jugendfreund gegeben habe, und fragt nach dem Namen der Edelfrau. Der alte Fiſcher nennt ihn, es (iſt) der Name ſeines Freundes. Gleichen iſt überzeugt, und das Andenken an dieſen Freund, die Bitten des Sohnes, die Liebenswürdigkeit des Mädchens beſtimmen ihn, ſie als Tochter aufzunehmen. Großes Jubel- und Gratulationsfinale.

Als komiſches und lebendiges Zwiſchen-Spiel kann die Liebe des Bedienten zu einer Nichte des alten Fiſchers benüzt werden. Sie lieben ſich, aber er darf ſeinen wahren Stand nicht verrathen und ſie hat, troz der Liebe, ungemeine Ehrfurcht vor ihm, als einem Ritter, was ihm höchſt unbequem iſt.

Unbetitelte Scenen eines Singſpiels aus der mittelalterlichen Geſchichte.

1. Scene.

Ritter und Damen an Tiſchen gruppiert, Knappen und Dienerinnen im Hintergrund. Rechts vom Zuſchauer ſtreiten ſich während des 1. Chors der Wirt und Conrad durch Geberden.

Chor.

Laßt im edeln Blut der Reben
Unſern künft'gen Kaiſer leben;
Stoßet an und trinket aus:
Hoch! Der Kaiſer und ſein Haus!

Babette (ſingend).

Sieben Zimmer! Zwei dem Grafen,
Drei, worinn wir Damen ſchlafen,
Auch dem jungen Ritter zwei,
Gebt mir ſieben Zimmer frei!

Wirth (ſingend).

Alles hab ich ſchon vermiethet,
Wenn ihr hundert Gulden biethet!
Doch mein eignes Kämmerlein
Räum' ich Euren Damen ein.

Chor.

Welches Zanken
Welches Streiten!
Soll man diß
Im Wirthshaus leiden?
Ei Herr Wirth,
Was ſoll dieß ſein!
Laßt das Zanken
Laß das Schrei'n!

Babette.

Sieben Zimmer —

Wirth.

Schon vermiethet.

Babette.

Drei den Damen,

Schon vermiethet.

Babette.

Und dem jungen Ritter zwei.

(Conrad).

Gebt mir ſieben Zimmer frei!

Wirth.

Doch mein eignes Kämmerlein
Räum' ich Eurer Dame ein.

2. Scene.

Die Vorigen. v. Sperber. Conrad.

Wirth.

Da kommt der Herr von Sperber; ſchaut Euch um,
Das iſt mein lezter Gaſt, mein leztes Zimmer
Hat er ſchon vor drei Stunden eingenommen.
Vielleicht — er iſt ein guter, braver Herr,
Vielleicht, daß er aus großer Höflichkeit, —
Wie ſolche Herren gegen Damen ſind, —
Sein Zimmer umtauſcht für mein Kämmerlein.

Conrad.

Was ſeh' ich; alle gute Geiſter!
Dort ſteht Babette, unſrer Gräfin Joſe
Da iſt wol ihre Dame ſelbſt nicht weit?

v. Sperber.

Geh! ſprich ſie an, vielleicht daß wir erfahren —

Conrad weigert ſich.

Babette.

Mein Gott im Himmel! Das gibt ſchöne Sachen,
Jezt gute Nacht, Herr Bräutigam, wenn dieſer
Die alten Rechte bei dem Fräulein fordert.
Ei! und auch der Doctor, die will ich bezahlen.

Conrad (naht ſich Babetten).

(Mich gehorſamſt)
Ob ich an

Duett.

Conrad. Babette.

Conrad, naht ſich ſchüchtern. Bab. ſtellt ſich ſpröde.

Conrad.

Ob ich meinen Augen traue?
Jungfer Baby? wär' es möglich?

Babette.

Iſts Herr Conrad, den ich ſchaue?
Ei der tauſend! wär' es möglich?

Conrad (halb pathetiſch).

Hätt ich das gedacht, als ich ſo ſchmerzlich
Damals an die Gartenmauer kam?
Weiß man noch, wie man ſo warm und herzlich
Von dem armen Conrad Abſchied nahm?
:| Ja gewiß! auf Reiſen muß man gehn,
Will man alte Freunde wieder ſehn! |:

(wendet ſich um).

Babette.

Weiß man noch, was man von ewig lieben,
Ja von Hochzeit und Paſtôr geſagt?
Beym Verſprechen iſt es dann geblieben,
Nach Babette hat man nicht gefragt.

Conrad (zärtlich).

Jungfer Baby!

Babette (ſpöttiſch).
Nun? Herr Doctor!?

Conrad.
O, Schäz'chen ſey nicht ſpröde,
Komm her und hör' mir zu —

Babette.
Ei! Man iſt gar nicht blöde
Man ſpricht ja gleich mit Du!

Conrad.
Viel beſſer wird Dich kleiden
Ein Du aus alten Zeiten
Ein freundlich, herzlich Du!

Babette.
Vorbey ſind jene Zeiten
Ich mag diß Du nicht leiden
Man laſſe mich in Ruh!

Conrad.
Nur einmal noch diß Du!

Babette.
Man laſſe mich in Ruh!

Conrad.
Ein Du? ein Du?

Babette.
Laß mich in Ruh! —

Beide.
Doch wird Dich / mich } beſſer kleiden
Diß Du aus alten Zeiten
So gib / So nim } das alte Du —
Dein / Mein } Du!

Conrad. Nun, — über den erſten Berg wären wir hinüber, aber nun der zweite; wie kömſt Du hieher, Baby, wo iſt Graf Gleichen? Was hat Dir dieſer gute Wirth, dieſer allgemeine Menſchenfreund leides gethan, daß Du ihn beinahe zum Weinen bringſt? Und haſt Du meinen jungen Herrn noch nicht geſehen?

Babette. Ei warum nicht, und vor Dir; ich wünſche dem Herrn Junker einen guten Tag.

Cuno (v. Sperber). Schön Dank! Doch ſchwärmſt Du ſo allein und ohne Deine Dame durch die Welt?

Babette. Ach, nein! Ich habe ſchon an dieſer Stunde genug. Meine Herrſchaft wird gleich hier ſeyn und ich kam nur, um die Zimmer zu beſtellen, denn der Herr Graf meint, niemand könne diß beſſer als ich.

Cuno.

So zieht der Graf nach Frankfurth zu der Krönung?
Und Fräulein Ida hat ihn herbegleitet,
Das Krönungsfeſt zu ſehen?

Babette.

(Verlegen) freilich — freilich
Doch weiß ich nicht, ob Ihr Euch freuen,
Ob Ihr Euch grämen werdet, Herr von Sperber,
Wenn Ihr ſie wieder ſeht.

Cuno.

Ob ich mich gräme?
Du ſprichſt in Räthſeln. Iſt Dein Fräulein krank?

Babette.

Sie iſt nicht krank und iſt doch nicht geſund,
Denn unſer alter Herr führt jemand mit ſich,
Der iſt, ich fürchte, gar ihr — (hält inne).

Cuno.

Nun?

Conrad.

Vielleicht ihr Medicus?

Babette.

Ihr Bräutigam.

Conrad.

Ihr Bräutigam!

Cuno.

Wie? Idas Bräutigam?
Doch ich entſinne mich,
Du ſcherzeſt gern...

Baby.

Ach! Herr von Sperber!
Dißmal iſts bittrer Ernſt, — ich bin ſo traurig
Daß ich mein ganzes Leben nimmer ſcherze.
Zwar meines Wiſſens haben ſie den Ring
Noch nicht gewechſelt; doch ich fürchte
Der alte Herr will nur das Feſt erwarten,
Um den Verſpruch recht glänzend zu begehen.

Doctor (Conrad).

Ich bitte, faßt Euch, Junker! Wißt ihr nicht
Wie gern die Weiber alles übertreiben?
Ich wollte wetten, recht beim Licht beſehen,
Iſt dieſer Bräutigam ein Anverwandter,
Ein armer Vetter oder ſonſt dergleichen,
Der ſich's zur Ehre rechnet, mit dem Grafen
Zum Krönungsfeſt zu reiten, und Babette
Hat ſich ein Mährchen d'raus gemacht.

Babette.

Ein Mährchen, ei man ſehe doch, ein Mährchen!
Das Fabeln freilich kann man leicht erlernen,
Wenn man bey Euch, Herr Doctor, Stunde nimmt
Doch wird ſich Junker Sperber wol erinnern,
Daß mich das Fräulein ins Vertrauen zog
Und daß ich alles weiß.

Doctor.

Nun denn, ſo beichte,
Doch ſetz ich meinen Doctorhut zum Pfand,
Es iſt nichts mehr als eine Unze Wahrheit,
Gemiſcht mit einem Zentner Übertreibung.

Babette.

Seit ſieben Wochen wohnt auf unſrem Schloß
Ein junger Herr von Dalberg; irr ich nicht,
Ein Sohn von einem alten Freund des Grafen.
Er wird gehalten wie ein Königs Sohn
Und herrſcht und ruft im ganzen Schloß umher,
Als ſey er Herr, wir andern nur die Gäſte.
Und denket Euch, mir hat er zugemuthet,
Ich ſoll' ihm ſeine Sporen feſter ſchnallen,
Als wär ich Stallknecht bei dem gnäd'gen Fräulein.

Doctor (Conrad).

's iſt himmelſchreiend; dieſe zarten Händchen
Die Sporen ſchnallen, gleich als wäre ſie,
Des gnäd'gen Fräuleins Stallknecht! aber weiter —

Babette.

Du ſpotteſt noch! ich hab' ihm aber tüchtig
Bewieſen, wer ich bin; Herr Ritter, ſagte ich,
Ich bin des gnäd'gen Fräuleins Kammerfräulein,
Bin guter Leute Kind, mein Vater ſeelig
War Jägermeiſter bei dem Grafen, ſagt' ich,
Und ich ward aufgezogen mit dem gnäd'gen Fräulein
Und bin gebildet wie ein Frauenzimmer,
So ſagte ich, und kurz und gut — ich ſchnall' nicht.

Wirth.

Ei, Jungfer Baby, Ihre Pferde ſtampfen
Und Ihre Knechte fluchen wie die Heiden —

Babette.

Hätt ich beinahe doch die Zeit verplaudert
Und bald vergeſſen, daß wir noch dem Grafen
Entgegen müſſen, nun auf Wiederſehen,
Herr Doctor —

Doctor (Conrad).

Baby — nur noch zwei Minuten
Wie iſt es mit dem Bräutigam —?

Baby.

Ich kann nicht. —
Ein andermal — der Graf wird ſchrecklich böſe,
Wenn ich ſolange —

Sperber.

Baby, nur ein Wort!

Doctor (Conrad).

Der junge Dalberg —

Baby.

Iſt ihr Bräutigam (ab).

Sperber, Doctor (Conrad).

Sperber.

Ihr Bräutigam! und Baby muß es wiſſen,
Wie manchen Gruß, wie manches Band der Liebe
Hat ſie von Ida auf geheimen Wegen
Mir überbracht! Und doch — es iſt nicht möglich,
Dieß Auge, das nur mir zu lächeln ſchien,
Für mich nur jenes zärtliche Geheimniß
Verſtohlene Blicke hegte, dieſes Auge
Soll für ein fremdes Auge Liebe ſtrahlen?
Dein ſüßer Mund ſoll Liebes-Worte hauchen,
Die nicht zu meinem Ohr geflüſtert ſind?
Die zarte Hand ſoll eine andre faſſen
Als dieſe, die ſie einſt zum Schwur gedrückt?

Doctor (Conrad).

Es iſt ein Mährchen, Junker, wie ich ſagte.
Doch ſagt mir eines, was mir nicht ganz klar,
Weiß Idas Vater 'was von Eurer Liebe?

Sperber.

Der Alte kennt mich und er hält mich werth
Seit jener Schlacht, da ich an ſeiner Seite,
Von Jugend Muth und gutem Glück geführt,
Den ſeel'gen Kaiſer..... gerettet.
Und damals war es, daß er mich auf Gleichen
Nach ſeiner Burg wie einen Sohn geführt,
Und damals zog ich mit nach ſeinem Schloß.
Und wie ich Ida fand — wie ſie mich liebte —
Du weißt es und ich hab es oft erzählt.
Doch kennſt Du auch mein trauriges Geſchick'
Wie ich verlaſſen, einſam, heimathlos
Dem oft verſprochnen Licht entgegen ſchaue,
Das mir mein dunkles, räthſelhaftes Schickſal
Erklären ſoll!

Doctor (Conrad).

Und darum habt Ihr nicht gewagt
Dem Grafen Eure Liebe zu entdecken?
Daß Euch der alte Herr von Falk erzog,
Macht Eurem Namen Sperber keine Schande,
Daß Ihr nicht wißt, wer Eure Eltern waren,
Iſt unbequem, doch iſt es keine Schande,
Hat doch der alte Kaiſer ſie gekannt
Und Eure redliche und unbeſcholtne Herkunft
Mit Brief und Siegel Euch beſtättigt, und das Geld,
Das Euch ſein Kanzler alle Monat zahlte
Und jezt noch zahlt, beweist zum mindeſten,
Daß Eure Eltern reiche Leute waren.

Sperber.

Diß Alles macht mich vor den ſtolzen Augen
Des Grafen nie zu ſeinem würd'gen Sohn.

(Er zieht eine goldene Kapſel, die er an einer Kette trägt, aus dem Koller.)

O daß ich einmal dich eröffnen dürfte,
Den Namen meiner Namen[1]) auszuſprechen
Und mich an Deutſchlands edelſte Geſchlechter
Mit Spruch und Wappen offen anzuſchließen.

Doctor (Conrad).

Was ſeh' ich Junker! Dieſe kleine Schale
Verſchließt den Namen und Ihr habt bis heute
Gezaubert, dieſe volle Nuß zu knaken?
Gebt her, ich will es Euch eröffnen —

(greift nach der Kapſel).

Sperber.

Hinweg! — es bindet mich ein hoher Schwur
Nie darf ich ſelbſt, nie eine fremde Hand
Die kleine Wohnung meines Kummers öffnen,
Ich ſchwurs dem alten Falk an jenem Tag,
Da er mich waffenfähig machte. Dieſen Eid,
Ich muß ihn halten bis der rechte Mann
Mit Zeichen, die ich niemand nennen darf,
Den Schlüſſel mir zu dieſer Pforte reicht!

Doctor (Conrad).

Das iſt ein ſchlechter Spaß! Da könnte einer
Aus lauter Sehnſucht nach dem kleinen Schlüſſel
Die Schwindſucht kriegen, und mich wundert's nur,
Daß ihr nicht längſt vor Luſt nach dem Geheimniß
Ein Narr geworden ſeid. 's iſt eben ſo,
Als trüg ich einen Beutel in der Taſche,
Gefüllt mit lauter Spaniſchen Quadrupeln,

[1]) Ahnen?

Und dürfte doch den Knoten nicht eröffnen,
Als biß der Mann mit ſeinem Zeichen kommt.
Und wenn ich nun mein andres Geld verloren,
Verſpielt, vertrunken oder ſonſt verpraßt,
Kein Heller in der Taſche als Quadrupel, —
Mein Wort iſt mir ſo theuer als dem Kaiſer! —
Doch ſtünd' ich nicht dafür, daß meine Finger,
Wenn ich gerade etwas andres dächte,
So lange an dem dummen Knoten nagten,
Bis ſie zum Gold ſich eingewühlt.

Sperber.

Genug. Vergebens lockſt Du mich,
Denn eh' nicht meines Herzens volle Schläge,
Die an den Namen meiner Ahnen pochen,
Zerſchmettern dieſes goldene Gehäuß,
Und eh' nicht ſein Metall wie weiches Wachs
An meiner heißen Bruſt zerſchmilzt, will ich getreu
Auf meinem Wort, wie Männern ziemt, verharren.

Doctor (Conrad).

Ich kenne das, das ſind die alten Grillen
Von Treu und Eid, worüber man ſich lieber
Todtſchlagen laſſen ſoll, als je ſie brechen,
Als hätte nicht die gütige Natur
An unſrer Wiege ſchon vor allen Dingen
Das feſte Ehrenwort uns abgenommen,
Ein jeder ſoll ſich ſelbſt der Nächſte ſeyn,
Und ſollt er auch dabey zu Grunde gehen.
Doch hört ihr nicht, mir wars, als ſtürmte man
Trepp auf, Trepp ab! (eilt ans Fenſter).
Sie reiten in den Hof!
Verzeihet, Junker, doch mich läßt's nicht hier,
Ich muß genau die kleine Baby ſehen,
Wie ihr das Maulthier ſteht, mit dem ſie kam,
Und wie dem Fräulein der Herr Bräutigam!

Sperber allein. Er eilt ans Fenſter.

Stummes Spiel.

Recitativ.

Sie iſt's, ſie iſt's — die herrliche Geſtalt,
Schwingt ſich herab; ſchon rührt der kleine Fuß
Die Erde und die zarten Finger ſpielen
Um ihres Zelters ſtolzen Hals.
Noch deckt der Schleier mir das theure Antliz.
Doch nun — ſie hebt ihn auf — ihr ſchönen Augen,
Euch ſeh ich wieder, traute Liebesboten?
Nur Muth, mein Herz, noch iſt ſie nicht verloren,
(Er tritt vor.)
Sie ſchaut herauf, und ihre Augen grüßen
Und dieſer Blick ruft, noch gehör' ich Dein!
Sie naht und in freudigen Schlägen
Eilt jubelnd mein Herz ihr entgegen,
Doch ſtill, mein Herz!
Du darfſt es niemand ſagen,
Wie Du durch Luſt und Schmerz
So treu ihr Bild getragen,
Nur ſtill für Dich, nur einſam und allein,
Darfſt Du es ſagen, noch gedenk' ich Dein.[1])

Arie.

Seyd mir gegrüßt, ihr ſchönen Sterne,
Ihr Augen, mild wie Mondes Licht,
Ach! ſelbſt in weiter, öder Ferne
Vergaß ich Euren Zauber nicht.

---

[1]) Variante (auf beſonderem Blatt):

Sie naht und in ſchnelleren Schlägen
Eilt mein jubelndes Herz der Geliebten entgegen,
Poch' nicht ſo laut! nur leiſe darfſt Du ſagen,
Wie treu durch Stürme Du ihr Bild getragen,
Nur leiſe flüſtern: noch gedenk' ich Dein!

Und ihr, um die mit ſtolzem Prangen
Der Morgen ſeine Strahlen gießt,
Ihr holden, jungfräulichen Wangen,
Noch denk ich Eurer, ſeyd gegrüßt.
Doch Euch die ſchönſten, wärmſten Grüße,
Ihr weichen Lippen zart und roth,
Dem kleinen Mund, der mir das ſüße:
„Gedenke mein" zum Abſchied both.
Sie naht, und in freudigen Schlägen
Eilt jubelnd mein Herz ihr entgegen,
Doch ſtill, mein freudig Herz!
Du darfſt nicht ſagen,
Wie Du durch Luſt und Schmerz
Ihr Bild getragen,
Nur ſtill für Dich, nur einſam und allein,
Darfſt Du es ſagen, noch gedenk' ich Dein.
Sie naht, — ihr Bild getragen (wie Str. 1),
Nur einſam jubeln, einſam und allein,
Darfſt Du es ſagen, noch gedenk' ich Dein.

Auftritt.

Der Graf v. Gleichen, Hr. v. Dalberg. Fräulein Anna. Babette. Der Doctor. Wirth. Sperber.

Wirth. Wie geſagt, Herr Graf, an ein Zimmer iſt gar nicht mehr zu denken. Ich wollte Euer Gnaden aus Rückſichten gerne in meiner Taſche logiren, wenn ſie groß und ſchön genug wäre: für's Gnädige Fräulein gibts noch eine Kammer, aber das iſt auch alles.

Graf. Und könnten nicht die andern Gäſte —

Wirth. — etwas abtreten? Ja, ich muß nur geſtehen, gnädiger Herr, ich als Wirth mache ſolche Anerbiethungen ungern. Vielleicht thuts einer oder der andere aus Höflichkeit. (ihm ins Ohr) Da ſteht zum Beiſpiel einer, der hat viel Geld, iſt aber beſcheiden wie ein fahrender Schüler, das iſt der Herr von —

Graf (hat ſich umgeſehen). Sperber! (er nähert ſich ihm mit treuherzigem Handſchlag).

Ei! ſieh da lieber Junge! muß man Dich
Am Heerweg ſuchen und im Wirthshaus finden?
Sey mir gegrüßt; wo kommſt Du eben her?
Und hör' einmal, ein wenig bleich und mager
Kömmſt Du mir vor, wo treibſt Du Dich denn um?
Denkſt auch noch an D — — —, gelt das war
Ein heißer Tag und wär' der alte Falk
So thöricht nicht auf ſeinem Sinn beharrt,
Der Kaiſer ſelbſt müß' Dich zum Ritter ſchlagen,
Du trägſt ſeit jenem Tag die goldnen Sporen.

Sperber.

Ihr ſeyd zu gütig, Herr! Der alte Falk,
Gott hab ihn ſeelig, meinte wohl mit Recht,
Ich könnte wohl für dieſe hohe Ehre
Mich würdiger und beſſer machen.

Graf.

Nein, vom Kaiſer,
Vom Kaiſer ſelbſt hat er verblümt geſprochen,
Von einem großen wichtigen Geheimniß,
Kurzum, Du kennſt ja ſeine Art und ſicher hat er
Auch Dir ſolch tolle Mährchen vorgeſchwazt.
Doch ſiehe da, faſt hätt' ich ja vergeſſen,
Euch meinen Leuten vorzuſtellen; Anna,
Da iſt er wieder, unſer ſchöner Wildfang,
Kennſt Du ihn nimmer, daß Du ſo verlegen
Und ſteif Dich neigeſt?

Anna.

Herr von Sperber war
Zu lange unſer werth geſchäzter Gaſt
Als daß ich ihn vergeßen konnte; ſeyd willkommen.

Sperber zu Anna.

Erlaubet, Gnäd'ges Fräulein, daß ich Euch
Begrüße nach der Sitte Eures Hauſes?

Anna zieht einen Handſchuh ab; Sperber küßt ihre Hand.

Dalberg (höhniſch).

Iſt das die Sitte Eures Hauſes, Fräulein?
Doch ward mir nie das Glück, ſolang ich auch
Bey Euch auf Gleichen wohnte, daß ich je
Zu Eurem Hand kuß zugelaſſen wurde;
Vielleicht nur, weil ich nicht gefragt, ich hätte
Mich bey dem Schloßvogt nach des Hauſes Sitte
Erkundgen ſollen. Drum erlaubt mir jetzt —

(will die Hand küſſen).

Anna (zieht lächelnd den Handſchuh an und zieht die Hand zurück).

Verzeiht, wer erſt den Schloßvogt fragen muß,
Was gute Sitte gegen Damen fodert,
Verſteht den Vortheil ſchlecht —

Dalberg (finſter).

Ich merke wohl,
Der Herr hier (auf Sperber deutend) hat den Schloßvogt nicht gefragt,
Ich ſehe, der verſteht ſich auf den Vortheil;

Sperber (ſtolz).

Gewiß, denn wenn ich je von ſchönen Damen
Ein Pfand der Liebe oder eine Gnade
Erbitten will, da brauch ich keinen dritten,
Wie dieſer Herr hier —

Dalberg (auffahrend).

Wie verſteht ihr das?

Graf.

Ruhig, ruhig Herr Vetter, und auch Du gib Friede,
Wer wird ſich wegen ſolcher Dinge zanken?
Das, Vetter, iſt der tapfre Herr von Sperber,
Der, wie ich Dir ſchon zwanzig mal erzählt,
Den alten Kaiſer Friederich[1]) gerettet,
Als er dem Herzog Maximilian, ſeinem Sohne,
Nächſtkünftig unſer Hochverehrter Kaiſer,
Nach Hennegau zu Hilf zog, gegen Frankreich.
Als man nachher dem alten ſeel'gen Herrn
Das Bein abnahm, der tiefen Wunde wegen,
Die er an jenem Tag empfing, da rief er laut,
„Dem jungen Sperber dank ichs, daß ich lebe."

Dalberg.

Ihr habt mirs zur Genüge ſchon erzählt.

Graf.

Nun wenn Ihr's wißt, ſo dien es Euch zum Spiegel,
Doch etwas hab ich Euch noch nicht erzählt,
Was damals Kaiſer Friedrich beigeſezt:
„Bei meinem Bart," ſo ſprach er, „dieſer Sperber,
(Er meinte meinen jungen, wackern Freund),
Ich will ihn einſt zu etwas rechtem machen;
Und bänd' mich nicht mein kaiſerliches Wort,
So wollt ich ihn gleich jezt aus einem Sperber
Zu einem meiner ſtolzen Adler machen."
Der Kaiſer ſtarb und noch iſt er ein Sperber,
Doch mir deßhalb nicht minder lieb und werth.

Sperber.

Ich dank' Euch, Herr! für gütges Angedenken;
Doch noch habt Ihr vergeſſen, dieſen Herrn
Bei ſeinem Namen mir zu nennen.

[1]) Friedrich III.

Graf.

Ach verzeiht!
Das iſt mein Vetter Dalberg, ein gewandter
Bei Hof erzogner Herr! ich wünſche ſehr,
Daß ihr zuſammen gute Freunde werdet.
Denn allem Anſchein nach wird dieſer Herr
Mein Eidam werden.

(Die beiden jungen Männer verbeugen ſich kalt.)

Dalberg.

Ei, Herr Graf,
Dürft' ich von dieſem Anſchein eine nähere
Erklärung mir erbitten? Denn Ihr wißt,
Nach dem Vertrag, den unſre beiden Häußer --

Graf.

Ach, freilich, freilich, muß ich meine Anna
An einen Dalberg geben; ja, das iſt
Längſt ausgemacht, eh' meine Anna noch
Geboren ward. Nur eines macht mir Scrupel,
Nicht Ihr ſeyd es geweſen, dem mein Kind
Schon in der Wiege ward verlobt, und Euer Bruder —

Ende.

Bei der Sammlung von Hauffs Briefen habe ich Vollſtändigkeit angeſtrebt, ſoweit ſie bis jetzt zu erreichen iſt. Nur wo es zum Verſtändnis ſeiner Briefe nötig war, habe ich vereinzelt auch Briefe an Hauff (von Chriſtian Heinrich Riecke, von Nane Klaiber und Lina Geiger) mit aufgenommen. Die vielbeſprochenen Brautbriefe, in denen Hauff ſich ungezwungen, wie ſonſt nirgends gab, ließen ſich leider nicht aus ihrem Gewahrſam erlöſen und ſind jetzt wohl für immer verloren. Sie waren im Beſitz einer Nichte von Hauffs Frau von der katholiſchen Linie der Familie, der jetzt verſtorbenen Fräulein Emma Hauff in Stuttgart (nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen Tochter von Hauffs Bruder Hermann). Ich verfolgte ihre Spur nach dem Tode der Beſitzerin, die ſie ängſtlich hütete, bis nach München, da Herr Aſſeſſor Strobel daſelbſt den Nachlaß dieſer Dame geerbt haben ſollte, aber nur um zu erfahren, daß ſie vernichtet ſeien.

Stammbaum d

Oberamtmann Stockmayer

Daniel (?) Hauff, während d

Frau Regierungsrat Kerner, Mutter Justinus Kerners.

Frau Regierungsrat Elsäßer, vermählt mit Karl Friedr. Elsäßer, Oberappellationsrat, zuletzt in Tübingen, früher Professor in Erlangen und an der Karlsschule.

Wilhelmine Hedwig, vermählt mit August Friedrich Hauff.

Eine jüngere Schwester, gest. unverheiratet bei Kerners.

Christian.

Arzt zu Neustadt a. d. Linde, gest. 1813.

Augu
1772—1
Elsäß

Hermann, Dr. med., geb. 22. Oktober 1800, vermählt 26. Oktober 1827 mit Friederike Braun, Tochter des Amtsnotars in Schwaigern, Bibliothekar 1847, Professor, gest. 16. August 1865.

Sophie, geb. 31. Mai 1828, gest. 3. März 1898.

Eduard August Hauff, geb. 3. Juni 1836 zu Stuttgart, Landgerichtspräsident zu Heilbronn.

Emma, geb. 5. August 1838.

Wilhelm Hauff, geb. 29. Nov. 1802, gest. 18. Nov. 1827, vermählt am 13. Febr. 1827 mit Katharine Eleonore **Luise**, geb. Hauff, geb. (zu Weiltingen bei Nördlingen als Tochter des Oberamtmanns und Hofrats Johann Heinrich Ludwig H., eines Vetters August Friedrich Hauffs) am 6. Januar 1806, gest. 30. Juni 1867.

Wilhelmine, geb. 10. Nov. 1827, gest. 2. Januar 1844 zu Stuttgart.

Nebenverwandte:

1) Stud. med. Friedrich Hauff, gen. Seni, geb. zu Marburg, immatrikuliert
Tübingen 1820, gest. 1825 zu Bondorf bei Tübingen.
2) Pfarrer Hauff zu Bondorf, gest. als Stadtpfarrer zu Giengen 1867.
3) Johann Albrecht Hauff, Pfarrer zu Bothnang 1722—1788, dann zu Bonlande
4) Oberamtsarzt und Medizinalrat Hauff zu Kirchheim u. Teck.
5) Karl Viktor Hauff, geb. 1754, Repetent zu Tübingen 1777, lebte 1830 noch.
6) Hauff, Vetter von Christian Heinrich Riecke, gleichzeitig mit Wilhelm Ha
als Seminarist in Blaubeuren.

Familie Hauff.

Dreißigjährigen Krieges aus Österreich in Schwaben eingewandert.

Johann Wolfgang Hauff, Landschaftskonsulent, 1721—1801.

Friedrich Hauff, Regierungssekretär, 09, vermählt mit **Wilhelmine** Hedwig (geb. 1774) am 27. August 1799.

Henriette Gottliebin Hauff, vermählt mit Oberregierungsrat Carl Christian Heinrich Grüneisen, Stuttgart.

Karl Grüneisen, Hofkaplan, später Oberhofprediger und Prälat.

Marie, geb. 1806, vermählt 1824 mit Gottfried Klaiber,*) Professor am Gymnasium zu Stuttgart.

Sophie, geb. 1807 (beim Tod des Vaters 5/4 Jahr alt), vermählt Januar oder Februar 1826 mit Ernst Wilhelm Klaiber,*) Diakon in Vaihingen, Professor in Schönthal, gest. 1841.

Julius Klaiber, geb. 22. März 1834, gest. 15. Sept. 1892.

*) Söhne von Johann Christian Klaiber, Pfarrer zu Roßwag bei Vaihingen a./Enz, und Brüder (Halbbrüder?) von M. Chr. Friedr. Klaiber (1782—1850), Professor am Gymnasium zu Stuttgart 1809, Konsistorialassessor 1824, Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat 1829, gest. 1850 mit dem Titel und Rang eines Prälaten.

Personen- und Sachregister.

A. = Anmerkung. o. = oben. u. = unten.

Aalen 35.
Abendzeitung 85, 89, 92, 96, 100.
Abstammung V.
Aachen 97.
Alexis, Wilibald 84, 86, 87 (mit A.), 98, 107, 116, 163.
Alb, die schwäbische 13, 24 (mit A.).
Amalie (=Malchen?) 8, 9, 34.
Anfänge, schriftstellerische 22, 23, 31, 42, 59.
Anlage des Dichters VII, 59, 64.
Antwerpen 96.
Äußeres des Dichters 3.
Authenrieth, Arzt der Familie 19.
Authenrieth, Joh. Heinr. Ferd. von, Kanzler der Univ. Tübingen 41.

Bauer, Ludwig 16.
Baur, Ferdinand Christian 41, 75.
Bemperlein (Bemperle, Pömperle) 24, 39, 51, 61, 220.
Benedikt, Julius VI, 107—108.
Bengel, Ernst (Enkel von Joh. Albrecht B.) 41, 43.
Berlin 64, 98—100.
  Die Norddeutschen 98.
Bild des Kaisers VII, 42, 47, 56, 63 A. 3, 64, 66, 77, 85, 108.
Blaubeuren 13, 14, 15, 18, 121—125, 175—176.
  Seminar 15—17, 19, 21, 184.
  Kloster 15, 16, 24.
  Schulkameraden 14 A., 175—176.
Blücher 8.
Boisserée, Sammlung der Brüder B. 27 (siehe auch die Bettlerin vom Pont des Arts).
Bondorf bei Tübingen 40 o., 177.
Braun, Friederike, Frau von Herm. Hauff — s. d. Stammtafel.
Braun, Friederike II, siehe Robert.
Brautfahrt nach Nördlingen 47.
Brautbriefe 49, 292.
Bremen 97, 98.
Brief der Mutter nach Blaubeuren 260.
Brüssel 96, 99.
Bührlin, Ludwig 66.
Burschenschaft 25, 31, 32, 33, 36, 37, 38, 40 A., 42 A., 45, 75, 191—194.
Bürger (Münchhausen) 62.
Byron 62.

Cäsar 253.
Christian, Adolf, gen. Cocles 33, 35, 38, 44, 61, 148, 219, 220 f.
Clauren 53, 67 (77), 81, 85, 86, 87, 88, 92, 99, 101, 147.
Cöln 96, 97.
Compagnie (ein der Burschenschaft nahestehender Verein in Tübingen) 32, 36, 40, 41, 61, 104.
Conz 11, 109.
Cotta 22, 76, 97, 103, 105, 156, 159.
Cousine in Ulm 24.
Cramer, Romanschriftsteller 10 u.
Crusius 267.

Dertinger, E., Kupferstecher (Hauffbild) 117.
Deutschtümelei 36—37, 75.
Dickens 66 A.
Doktordiplom 166.
Doktorexamen 92.
Donauwörth 47.
Dresden 100—101.

Eigenart, ſchriftſtelleriſche, Hauffs 66.
Ellwangen 35, 61.
Elſäßer, Karl Friedrich (Großvater) VI, 5, 7, 10, 39, 77.
Enzweihingen (O. A. Vaihingen a. E.) 103, 167.
Erbtante in Tübingen 136.
Eremit in Deutſchland, Zeitſchrift (Freie Stunden am Fenſter) 101.
Erlaß der Behörde vom 29. V. 1820 21, 25.
Erlaß (Verfügung) des K. Ev. Konſiſtoriums vom 29. XII. 1826 102.
Erligheim (O. A. Beſigheim) 27.
Examen 51.
Exkurſe 66, 82—83.

Faber 177.
Fidolia zu Tübingen 35, 40.
Fielding 10, 75, 87.
Feuerreuter 36, 39, 40, 111, 187.
Figuren in den erzählenden Dichtungen 34, 41, 59 (zweimal), 76 ff.
Firnhaber, gen. Spatz 45.
Fiſcher, Hermann, Prof. zu Tübingen 63.
Fiſcherſtechen 24, 108, 274—276.
Fouqué 8, 9, 10, 37, 62, 75.
Frankfurt 47, 94.
Franckh, Friedrich Gottlob 84, 85, 87, 89—90, 91, 97, 108, 161 f.
Frauentaſchenbuch für 1828, 107.
Friedrich I., Kurfürſt, dann König von Württemberg 4.
Friſch, Wilhelm 32 u., 33, 35, 61, 109, 112.
„Froſch"-Pennäler 26 u.
Fußreiſe von Tübingen nach Ulm (Herbſt 1821) 35.
— nach Nördlingen (Oſtern 1824) 50.

Geburtshaus 4.
Gedichte 23, 38, 66, 74, 107, 181 ff.
Geiger, Karoline (Lina), Schweſter von Nane Klaiber 27, 35, 103, 130 ff., 134, 189.
Geiger, M. Gottlob Friedrich (Schwager von Hauffs Schwägern, Pfarrer zu Erligheim, ſpäter zu Enzweihingen) 27, 103.
Gent 48, 68, 96.
Gerok, Karl 29 o.
Geſellſchafter, Zeitſchrift in Berlin 60, 69, 91 (mit A. 1), 168—170.
Glems bei Tübingen 197.
Gmünd (Schwäbiſch-G.) 35.
Goethe VIII, 10, 54, 59, 61, 72, 81, 83.
Göppingen 50, 109, 201.
Göriz, Karl 33, 35, 44, 61, 181.
Göttingen 97.
Goldſmith 10.
Gozzi 62.
Grabbe 72.
Gräter 71 A. 2, 225.
Grüneiſen, Karl d. Ä. 24, 98, 191.
— Chriſtian Heinrich 143 u. Stammtafel.
Guttenberg bei Heilbronn (Bild des Kaiſers) 84.
Gutzkow 86 A. 1.

Haagey in Tübingen 206 (mit A.).
Haagſche Brauerei in Tübingen 5.
Hauff, Johann Wolfgang (Großvater des Dichters) 101.
— Aug. Friedrich (Vater des D.) VI, VII, 3, 5, 101.
— Wilhelmine Hedwig (Mutter d. D.) VI, 5, 19, 20, 31, 60, 61, 93, 95, 111, 141.
— Hermann (Bruder des D.) VI, 4, 24 A., 25, 93, 95, 102, 110, 140, 141, 143.
— Marie (Schweſter des D.) 4, 50, 60—61.
— Sophie (Schweſter d. D.) 4, 78, 93, 187.
— Luiſe (Frau des D.) 8 u., 37, 48, 49, 50, 55, 93, 103, 110, 112, 114, 115, 116.
— Wilhelmine (Tochter d. D.) V, 110, 114, 115, 116.
— Margarethe Barbara Eberhardine, geb. Wünſch (Schwiegermutter d. D.) 47 u.
— Friedrich, gen. Seni 39, 77.
— Henriette Gottliebin (Tante d. D.) 25.
— Oberamtsarzt in Kirchheim u. T. 38.
Vergl. ferner zu ſämtlichen Gliedern der Familie Hauff die Stammtafel.
Hamburg 76, 98.
Hegel V.
Heidelberg 47, 204.
Heidenheim 35.
Heilbronn 47.

Heine, Heinrich 56, 73, 74, 75.
Hell, Theodor (Winkler) 92, 105, 109, 153 ff.
Herloßsohn 100, 101, 153 ff., 156 ff.
Hermes 10.
Hitzig, J. E. 98.
Hofer, Andreas (Roman) 105, 107.
Hoffmann, E. Th. W. VIII, 58 A. 1, 62, 67, 68, 69, 70, 72, 77, 91, 99.
Hohenzollern 24.
Holder, J. M. (Hauffbild) 117.
Hölderlin 28, 56.
Horaz 7, 82.
Hornberg ob Neckarzimmern bei Heilbronn (Bild des Kaisers) 84.
Hügel, Ernst Eugen, Freih. v., 53 mit A., 54, 55, 78.
— Luise, Freifrau von, geb. Freiin v. Gemmingen 53 A.

Immermann 69, 105.
Jobsiade 62 A. 3.
Jocko 80, 81, 96.
Justiz 66, 85, 89—90.

Karl I., König v. Württemberg 221.
Karlsruhe in Baden 46.
Kauffmann, Rektor in Tübingen 7, 9.
Kassel 97, 99.
Keller, Gottfried 39 A., 256.
Kern, Professor in Blaubeuren 15.
Kerner, Justinus V, VIII und Stammtafel.
Klaiber, Johann Christian, Pfarrer zu Roßwag 27.
— Gottfried (Sohn des vorigen) 27, 50, 93, 97.
— Ernst Wilhelm (Sohn des vorigen) 27, 97.
— Julius, dessen Sohn 3, 91 A. 1., 104 A.
— Wilhelm, Sohn Gottfrieds 72—73, 189, 223 ff.
— Nane (Christiane) VII, 27, 28, 33, 34, 35, 46, 125 ff.
— Christian Friedrich, (Stief-?) Bruder von Gottfried und Wilhelm d. Ä. 53, 54.
Kleinjustheim (-Eßlingen) 85.
Klingemann 72.
Klinger, Friedrich Maximilian 72.
Klopstock 72.
Knapp, Albert 32 u.
Knaus, Karl 36, 42 A., 43, 115.
Köhler, Friedrich 35, 44, 61.
Kolb, Gustav 32, 42 A.
Kontroverspredigt 97, 99—100, 143.
Kosaken 8.
Krankheit 7, 19, (31), 34, (66), 109—111.
Kriegs- und Volkslieder 54.
Kunstnovelle 65, 66, 70.

Landexamen 7, 11, 12.
Leipzig 100, 105.
Lenau 114.
Lesewut, des jungen Hauff 9, 10.
Lessing 10, 61.
Lichtenstein (Roman) VIII, 8, 15, 23, 24, 29 A., 32, 48, 57, 59 u., 60, 63, 64, 67, 77, 78, 82, 92, 93, 107, 112, 113—114, 258—269.
— Übersetzungen des L. 269.
Ludwigsburg (Eröffnung der Landstände) 25 A., 44.
Lustenau bei Tübingen 11, 37, 41, 46 o., 122.

Mädchenbriefe 39, 41, 227—228.
Märchen 22 A., 32, 57, 64, 67, 69, 92, 255, 256.
Mainz 86, 94.
Mannheim 46.
Mann im Mond 43.
Marienburg, Die letzten Ritter von 4, 10, 34, 58 A. 1, 66—67, 70, 72, 77, 109.
Markgröningen bei Ludwigsburg 44.
Memoiren des Satan s. Satan.
Memorabilien 11, 28 A., 41, 175—178.
Menzel, Wolfgang 86.
Metternich 37, 101, 147.
Metzlersche, L., Buchhandlung 54, 92, 157.
Mitarbeiter 106.
Mittwochsgesellschaft in Berlin 98—99.
Morgenblatt 76, 97, 101—106, 109.
Motti 105—106, 112, 116.
— zu vier Novellen 195—196.
Mohl, Julius, und dessen Bruder 95.
Montgolfier 73.
Mörike 15, 27, 28, 66.
Motive 109, 172.
Müller, Wilhelm 247.
— Max 28.
München 108.

Nachlaß, Teile des N. 1827 veröffentlicht 116.
Napoleon I. 8, 63, 83.
Neuwied 47 o.
Nicolovius (Berlin) 99.
Niedernau 35.
Nördlingen 47, 48, 49, 50, 52, 61, 94, 103, 109.
— Fußreise nach (Ostern 1824) 50.
Novellen 59, 67, 77—78, 81, 82.
Bettlerin vom Pont des Arts 60, 63, 66, 72, 77, 95—96, 100, 101, 107.
Sängerin 60, 66, 218 A., 257.
Othello 57, 69, 92.
Fluch 66, 68—72.

Ostende 68, 96.

Paris 68, 95—96, 141—142, 242. bis 246.
Paul, Jean, Friedr. Richter VII, 62, 70 ff., 73, 75.
Payer, Pedell 42.
Predigten (erste: 45) 165.
Pessimismus, patriotischer 65, 66, 74, 75.
Pfaff, Gustav 36, 45, 222.
— Moritz 33, 35, 43, 44, 45 A., 46, 57, 60, 86, 104, 149 ff., 201, 222.
Pfuhl bei Ulm 35.
Phantasieen im Bremer R. VII, 17, 107.
— und Skizzen 108.
Platow, General in den Freiheitskriegen 8.
Poths 46.
Preise Hauffscher Schriften 107, Anm. 1.
Primavesi, Friederike s. Robert.
Promotionsexamen (Konkurs) 26.

Rätsel 106, 191.
Rauchen 11, 18, 175.
Reden im Kränzchen 41, 211—216.
Rede im Stuttgarter Liederkranz 216 ff.
— beim Kompagniefest zu Waldenbuch (Phantasie für den September 1850) 38, 220—223.
— bei der Taufe von Wilh. Klaiber d. J. 72—73, 103 A., 223 ff.
Reimlingen bei Nördlingen 48.
Reuß, Jeremias Friedrich 15, 17, 20, 23, 25.
Reutlingen 26, 35.
Reyscher, Schwager v. H. und A. Riecke 35, 61.
Rezensionen Hauffscher Schriften 116—117.
Rheinreise (Herbst 1822) 46, 57.
Riecke, Christian Heinrich VI, 11, 18, 25, 35, 45, 59, 109—110, 121 ff.
— Adolf, 35, 45, 61, 220.
— Viktor Ludwig, Arzt zu Stuttgart 11.
— Viktor Heinrich, Pfarrer zu Lustenau 11.
— Karl von II, 20.
Ritter- und Räuberromane 8.
Robert, Ludwig 103, 108, 158—160.
— Friederike, gesch. Primavesi, geb. Braun (vergl. Kerner, Bilderbuch S. 176 und Varnhagen, Denkwürdigkeiten 5, II, S. 70) 76.
Röder, Friedr., Frhr. von 33, 35, 44.
Rösch, Wilh. (Bildhauer) 116.
Rom 68.
Romantik 62 ff.
Roßwag (O. A. Vaihingen a. E.) 27, 33.
Rottenburg 11.
Rüdesheim 47.

Samaras, Georgios 260.
Sanct Johann 26.
Sand, Karl 37, 127.
Saphir 160.
Satan, Memoiren des 41, 43, 46, 56, 57, 58 A. 2, 64, 65, 68, 69, 72, 77, 78, 85, 91, 99, 109.
Satire 66, 75.
Satirische Ader Hauffs 22, 23.
Scott, Walter 63, 67 A., 75, 157, 229 ff., 260.
Schadow 99.
Schauplatz der Erzählungen 67, 68.
Schelling 28 u.
Schicksalstragödien 57 und A.
Schiller 4, 5, 10, 11, 21—22 (zweimal), 35, 39, 54, 56, 61, 81, 113.
Schlaich 46.
Schmid, Professor in Tübingen 41.
Schola Anatolica VI, 6, 7, 11.
Schönthal 26, 219.
Schott (gen. Steinheimer, Steinemer) 35, 206.
Schreibweise Hauffs 66 ff.
Schubart 14.
„Schuch"-Pennäler 26 u.
Schulze, Cäcilie 24.
Schwab, Gustav 114, 115, 116, 174, 175.

Schwaben V, VII, 177.
Schwaben, Urteil über 64, 65.
Seefried, Julie 23 o.
Seidel, Heinrich 257.
Selbstironie V, 10, 23, 63, 73 A.
Seniade 32, 39, 202.
Seybothen, Max von 35, 47.
Shakespeare 61.
Siegfried von Lindenberg (Marionettenspiel) 11.
Sigel 35 A., 177.
Singspiel aus der mittl. deutsch. Gesch. 108, 276—292.
Sitzler, Fräulein (Jungfer Sitzlerin) 6, 78.
Skizzen 9, 32, 58, 60, 70, 71, 77, 84, 95, 101.
Sontag, Henriette 92, 96.
Smollett 10, 61 A., 96 u.
Spatz (Kneipname?) 177.
Spieß 8.
Sprachorgan 21, 76.
Sprache des Schriftstellers H. 22, 56, 79 f.
Stabel, Anton 36, 222.
Stammbuchblätter 11, 38, 49, 51, 54, 98, 196.
Steinhäule bei Ulm 35.
Stellung Hauffs innerhalb der deutschen und schwäbischen Literatur 83—84.
Sterbehaus 106.
Steudel, Dr., Universitätslehrer zu Tübingen 41.
Stift zu Tübingen (Christophsstift) VI, 27—30, 184.
Supf (Kneipname?) 47.
Strauß, David Friedrich 13, 19, 28 u.
Stuttgart 3, 7, 27, 33, 35, 55—61, 73, 84—94, 95, 116.
Kriegsministerium 57, 58.
Wohnhaus, Sterbehaus 106.
Syrlin 121, 122.
Stuttgarter Hefte 25 A.

Taschenbuch für Damen (Cottasches) auf 1828: 97, 107, 171, 251.
Taschenbücher auf 1828: 106, 108.
Tasso 62.
Technik 78.
Theurer 35.
Tieck, Ludwig 100, 152 f.
Tirol 107, 108.
Tod des Vaters VII, 5.
Tod Hauffs 112.
Tübingen VI, 4, 6, 7, 11 u., 25 A., 27—53.
— Schulfreunde (Conz, Rheinwald, Schmid, Schwarzmann) 11, 175.
— Universitätsfreunde 43-45, 176-178, 220 ff.
— Wohnhaus der Familie Hauff 5.

Uhland VI, 55, 115.
Ulm 12, 15, 18, 24, 26, 47.
Ulrich, Herzog v. Württemberg 29.
Uracher Steige 26, 123.

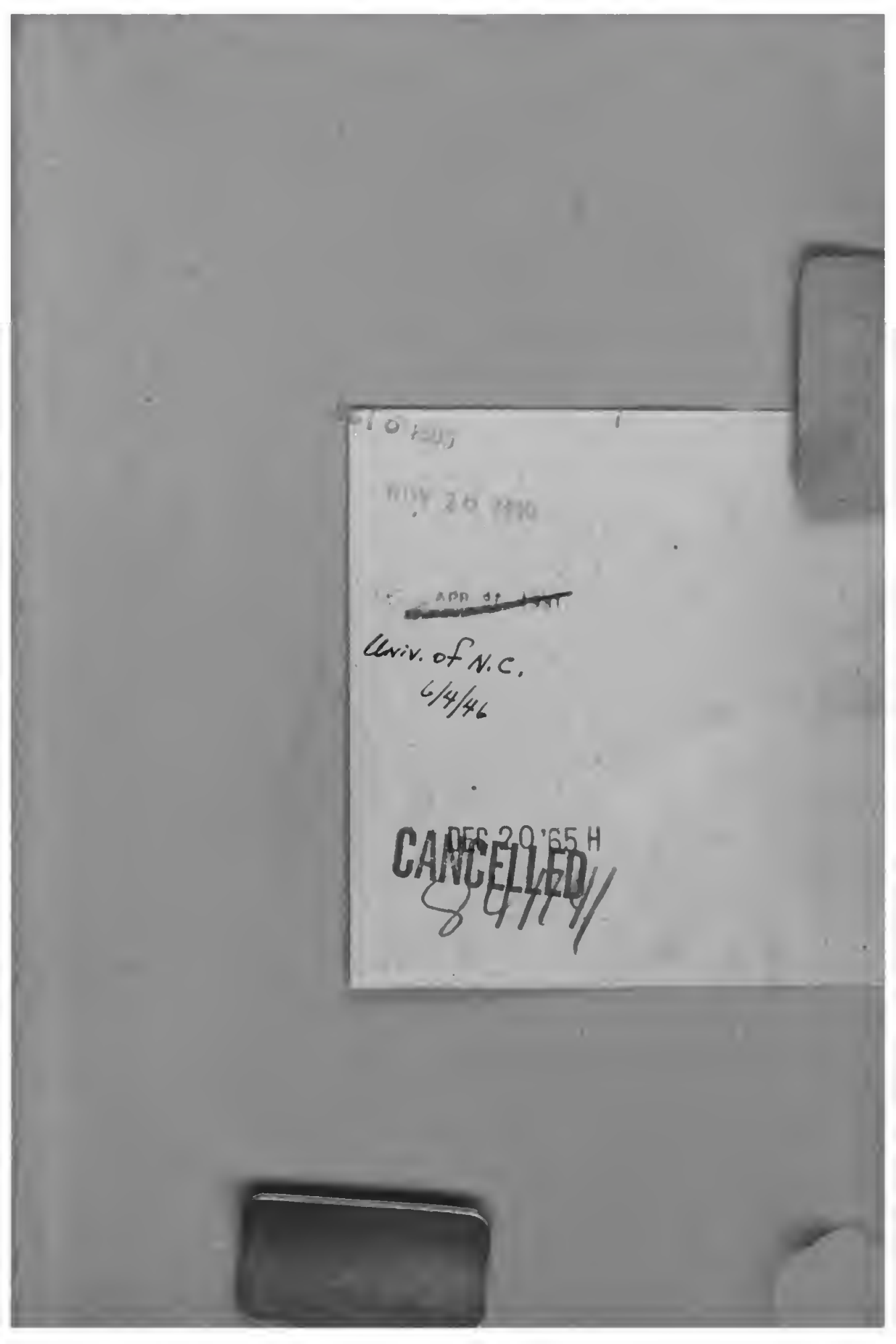
Varianten zu den Gedichten 194.
— zum Lichtenstein 263.
Verfassungsfeier des Stuttgarter Obergymnasiums 25, Tübingen 191.
Völker, Burschenschafter 25 A.
Voltaire 37, 71 A. 2.
Vulpius 8.

Wagner (Bildhauer) 114.
Wagners Archiv 194.
Waldenbuch 220.
Wallensteins Lager 10, 270.
Walratslichter 80.
Wankheim bei Tübingen 27.
Waterloofeste 32, 47. Festredner dabei 32 u.
Wertheim 111.
Weizel, Gedeon 47, 222.
Wieland 61.
Wiesbaden 47.
Wörth in Tübingen 28, 32, 205 (siehe auch Waterloofeste).
Worms 46.

Zacharia 38, 62, 205.
Zeugnis beim Abgang von der Schola Anatolica 7.
— beim Abgang aus dem Stift 51.
Zeugnisse in Blaubeuren 21.
Zeichnungen Hauffs 44 A. 1.
Zitate 81.
Zschokke 59. 79.
Zukunftsphantasieen 72, 73 (siehe auch Jean Paul).

Berichtigungen:

S. 24 Zle. 14 v. u. muß es heißen: „Das Fiſcherſtechen“ nicht „Das Schifferſtechen“.
S. 178 u. 221 in Anm. 1 muß es heißen: Adolf R. nicht Guſtav R.



NOV 26 1940

APR 21 1941

Univ. of N.C.
6/4/46

DEC 20 '65 H
CANCELLED
84774